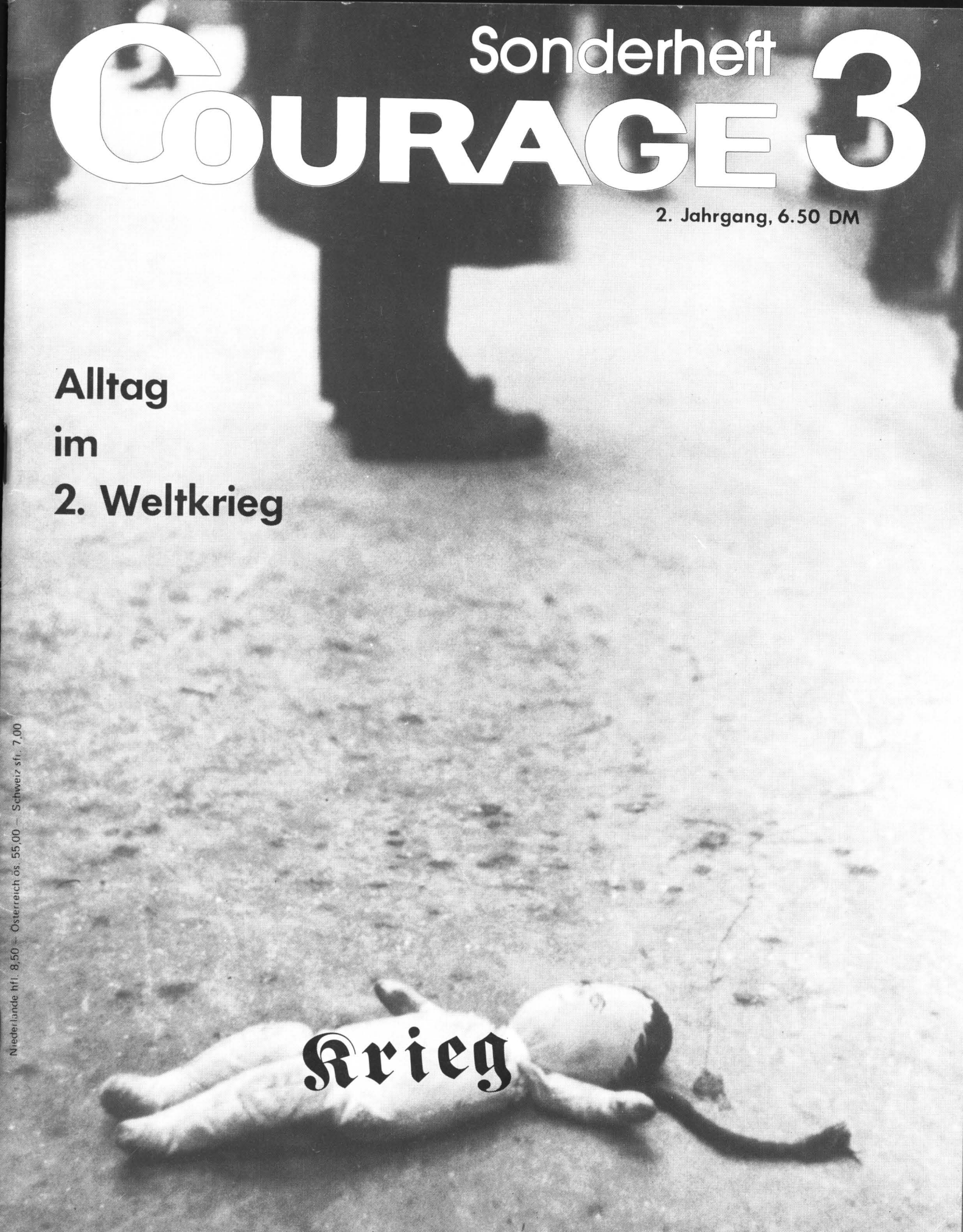
Sonderheft

COURAGE 3

2. Jahrgang, 6.50 DM

Alltag im 2. Weltkrieg



Niederlande hfl. 8,50 – Österreich ös. 55,00 – Schweiz sfr. 7,00

Anstiftung der Frauen zum Frieden

Mit den Frauen aus Skandinavien sagen wir: W i r s i n d v e r z w e i f e l t ! Mehr und mehr verstehen wir jetzt, daß Frauen in der ganzen Welt Angst haben und sich fragen: Haben wir und unsere Kinder eine Zukunft?
Zusammen mit Frauen in der ganzen Welt werden wir unsere Ohnmacht zur Macht wenden. Den Machtkampf zwischen den Großmächten werden wir nicht mehr still akzeptieren.
Wenn wir sagen: "Unsere Verbündeten", dann denken wir an unsere Freundinnen! Denn wir sprechen den Männern aller Blöcke das Recht ab, noch weiter in unserem Namen zu reden. Wenn s i e sagen: "Unsere Verbündeten", dann sollen sie hinzufügen: Unsere, der Männer Verbündeten. Von diesen Bündnissen verlangen wir eine w i r k l i c h e A b r ü s t u n g ! Die Interessen der Militärs, die Interessen der Kriegs- und Atompolitiker sind nicht unsere.

Die Bundesrepublik Deutschland ist m i l t ä r i s c h n i c h t z u v e r t e i d i g e n. Die vielen Atomkraftwerke und die schon heute hier lagernden Atomsprengköpfe lassen keinen Zweifel zu: Was heute als "Verteidigungs"-, ja als "Sicherheits"-Politik bezeichnet wird, bedeutet im Kriegsfall die Vernichtung allen Lebens!
Trotzdem heizen sie, die "starken Männer", die Krisenstimmung an und entscheiden, die Rüstungsausgaben weiter zu erhöhen.
Jetzt verplanen sie auch noch uns Frauen als Soldatinnen für die Bundeswehr. Gegen diese "Gleichberechtigung in Uniform" wehren wir uns!

<u>Hiermit kündigen wir an:</u>

- daß wir uns der Herstellung und Lagerung von Waffen - hier und auch anderswo - widersetzen werden;
- daß wir zivilen Ungehorsam üben wollen;
- daß wir selber nicht zum Militär gehen werden, und unsere Söhne und Töchter auch davon abhalten wollen.

WIR FRAUEN STIFTEN ZUM FRIEDEN AN !

WIR ORDNEN UNS NICHT IN REIH UND GLIED EIN, WIR TANZEN AUS DER REIHE !

<u>Dieser Aufruf wird unterstützt von:</u>

CAROLA BLOCH, MECHTHILD CURTIUS, HELGA EINSELE, BRIGITTE GOLLWITZER, MARIANNE GRONEMEYER, PETRA KARIN KELLY, DINAH NELKEN, SUSANNE VON PACZENSKY, PEGGY PARNASS, EVA RATH, HELKE SANDER

<u>Kontakt:</u> Eva-Maria Quistorp, Schlüterstr.28,1Berlin 12
Detel Aurand, Paul-Lincke-Ufer 35, b. Schienke, 1 Berlin 36
Eva-Maria Bannach-Epple, Bozener Str. 6-7, 1 Berlin 62

Wir sammeln Unterschriften bis zum 8. März 1981

Foto: Christel Löw

Sonderheft COURAGE 3

Alltag im 2. Weltkrieg

INHALT

In eigener Sache:
Fragen konnte ich besser als zuhören 4
Siege rot unterstreichen 7
Heute hatten wir wieder Sammeln. Tagebuch 12
Nur ein kleines Heimatschüßchen 18
Der Weihnachtsmann hat ihr einen Vati gebracht 21
Nun war ich Witwe 26
Kartoffelklöße und Kaninchenbraten 29
Tips und Rezepte aus dem Jahre 1946 30
Wieder ein verlorener Tag. Fluchttagebuch 32
Morgen sollst du nach Rußland fliegen. Tagebuch 44
Tag und Nacht Keller. Tagebuch 48
Lieber Sohn, lieber Robert ! Briefe 50
Ich freu mich auf den Einsatz 54
Das Vergewaltigen war noch in vollem Gange 57
Wir müssen nur durchhalten. Tagebuch 62
Mein schönster Tag 65
Noch einmal in eigener Sache:
Ein Atomkrieg wird die letzte Epidemie sein 81

Druckauflage 3. Quartal 80: 64 690 Ex

Impressum: COURAGE – aktuelle Frauenzeitung, Bleibtreustr. 48, 1000 Berlin 12, Tel.: 030/883 65 29/69. ***Autorinnen:*** Maja Bauer, M. Hohmann, R. Buck-Winkler, B. Beutner, I. Schüddekopf, Anita M., Streckebach-Knopf, Familie Wagner, G. Rehmet, Helga Born, Käthe Oettner, E. Kötting, W. Hoofe, H. Caldicott. ***Das Sonderheft wurde bearbeitet und gestaltet von:*** Christel Dormagen, Conny Döhring, Corinne Happe, Birgit Klarner, Birgit Kleber, Christa Müller, Sibylle Plogstedt (verantw.), Barbara Pörner, Barbara Rosenberg, Carola Schewe, Ingrid Schulte, Barbara Weber (verantwortlich für Anzeigen), Olga-Maria Wernet, Henriette Wrege, Sabine Zurmühl. ***Verlag*** Courage FrauenverlagsGmbH. ***Titel:*** A. Grimm, Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz. ***Druck:*** Verlag und Druck, Berlin. ***Buchbinder:*** Fuhrmann, Berlin. ***Zeitschriftenhandelsvertrieb:*** Verlagsunion, Friedrich-Bergius-Str. 7, 62 Wiesbaden, Tel.: 06121/2772. ***Buchhandelsvertrieb:*** Frauenbuchvertrieb GmbH, Mehringdamm 32-34, 1000 Berlin 61, Tel.: 030/251 16 66. ***Rechte:*** Alle Rechte vorbehalten. Copyright liegt bei Courage. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder. ***Courage lädt zum Einsenden von Manuskripten ein.*** Für unaufgefordert eingesandte Artikel können wir leider nicht haften.

FRAGEN KONNTE ICH BESSER ALS ZUHÖREN

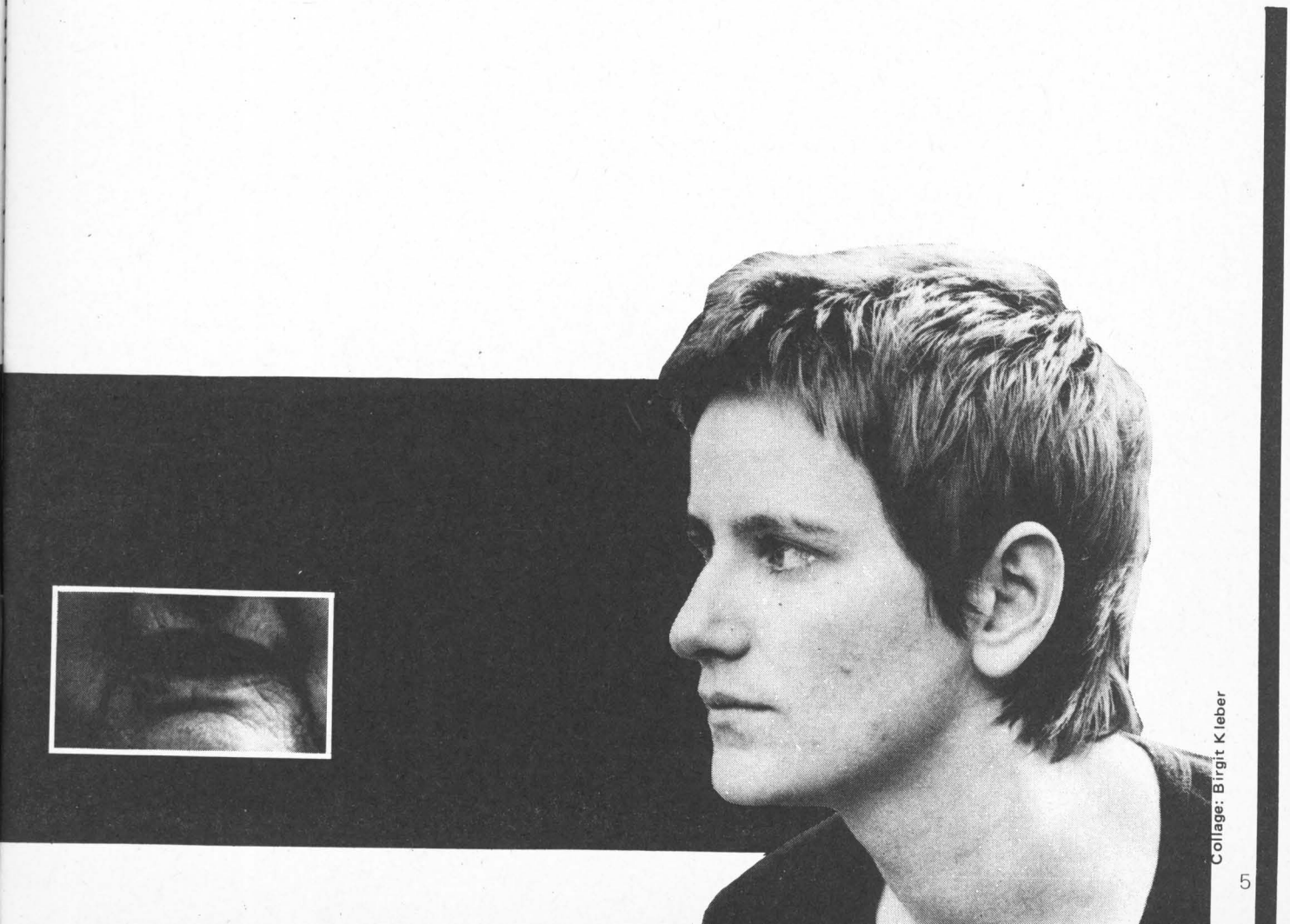
Die Geschichte unserer Fragen ist immer auch unsere eigene Geschichte. „Die Kriegsjahre" – das verband sich für die Nachkriegskinder mit nicht einsichtig langen Berichten über die „Front", die die Väter und Onkel austauschten, mit Städtenamen, die wir nicht kannten; die Mütter erzählten vom „Keller", „alles verloren". Das alles schien unwirklich, in der unendlich weit gedachten Vergangenheit. Viel Überdruß mischte sich in das Anhören der Erwachsenengespräche: die alten Geschichten.

Und die Schule. Die uns den Weltkrieg als Wahnsinnstat des großen Verführers lehrte. Hitler-Stalin-Pakt, wenn's hoch kam, war auch mal vom Kapital die Rede. Feldzugsdaten waren auswendig zu lernen, der Kreisauer Kreis und der 20. Juli, Bilder aus den KZs. Mit 14/15 dann die ersten schreienden, hilflosen, weinenden Auseinandersetzungen mit den Eltern. Krieg und Faschismus – anscheinend wußten wir inzwischen, was das hieß. Warum habt ihr euch nicht gewehrt, warum habt ihr keinen Widerstand geleistet, warum habt ihr euch den Krieg gefallen lassen. Wir fragten nach dem, was wir hören wollten, nicht nach dem, was sie hätten erzählen können.

Als uns mit 20/25 durch die Arbeit in der Frauenbewegung endlich dämmerte, wie wenig die zuvor brav gelernten Kategorien der Politökonomie eigentlich mit unserem Leben zu tun haben, stieg auch die Ahnung dessen, wieviel gerade unsere Mütter uns verschwiegen hatten. Wie sehr wir und sie sich mit einer Tabuisierung der Kriegsjahre eingerichtet hatten.

Meine Mutter hat ihre Zwillingsjungen in einem Berliner Bunker zur Welt gebracht, freundlich umsorgt von russischen Soldaten, die die vorangegangene Nacht zwei andere Frauen, an eben diesem Ort, zu Tode vergewaltigt hatten; im Licht eines ununterbrochen betriebenen Fahrraddynamos, dessen Geräusch sie bis heute nicht hören kann. Das hat sie mir erzählt, jetzt, wo ich 33 bin, zum ersten Mal. Fragen konnte ich wohl besser als zuhören.

Bei offiziellen Kriegsbeschreibungen kommen Frauen meist erst vor, wenn von den Vergewaltigungen durch Siegersoldaten die Rede ist. Erst in den Rastern von Sieg und Niederlage, die Gebietskämpfe oder ganze Kriege beenden, tauchen sie auf, in diesem Sinne zu einem Topos von Krieg und „sich das Recht nehmen" geworden. Wie klar aber steht die körperliche Zerstörung von Frauen n a c h dem Krieg für eine Struktur, die doch i m Krieg selbst manifest ist: männliche Soldaten werfen Bomben, zerstören, vergewaltigen, erschießen. Für jeden Abschuß, den sie – erzwungen oder nicht – im Namen des „eigenen" Landes tun, werden sie bestätigt, gar mit Orden belohnt. Dieselben Soldaten, die darauf hoffen, daß es die eigene Familie, die eigene Frau nicht treffen wird. Der britische Soldat bombardiert Dresden, der deutsche London, und beide hoffen, von ihrer Frau aus Dresden und London die Nachricht zu erhalten: wir sind übrig geblieben, wir haben eure Bomben überlebt. Die Männer, die sich für ihr Töten auf einen Gehorsamszusammenhang berufen, den sie doch selbst geschaffen haben; die Frauen, die über keinen kollektiven Zusammenhang verfügen und doch überleben müssen. Was mußte dies alles heißen für die Jahre danach, für die Beziehung der Kriegermänner zu ihren Frauen; in wieviel Schweigen und Drumherumdenken wurden die Angst und die Aggression dieser Jahre versteckt?



Collage: Birgit Kleber

Auf unseren Aufruf hin, der erst die Veröffentlichung der hier vorliegenden Erinnerungen und Tagebücher ermöglichte, erhielten wir auch Briefe von Frauen, die sich zwar daran hatten machen wollen, ihre Erlebnisse aufzuschreiben, die diesen Prozeß der Erinnerung aber abbrechen mußten, weil sie ihn nicht aushielten, sich nicht mehr zumuten konnten. Oder die unter Pseudonym veröffentlichen, weil die Angst vor sich rächenden Soldaten noch immer da ist.

Von den Kriegsjahren erfahren wir aus den Tagebüchern und Briefen, daß sie Jahre waren, die sich aus Kurzfristigem zusammensetzten, Hausarbeit: aus den täglichen Entscheidungen des Bleibens oder Flüchtens, der Essenbeschaffung, den Kindern, die zur Schule müssen, der Arbeitsstelle, die mit pünktlichem Erscheinen rechnet. Wer diese Texte liest, dem bleibt die schnelle Frage nach dem versäumten Widerstand, nach der zivilen Sabotage, nach der Verpflichtung zur politschen Information im Halse stecken. – Die langen Fußwege, die selbstverständliche nachbarliche Hilfe, das immer neue Sichern der Wohnung vor dem nächsten Angriff, das Ausnutzen der Lebensmittelkarten zum richtigen Datum, die Elektrizität zum Kochen und Bügeln um drei Uhr nachts für eine Stunde – was hätten wir gemacht ?

Was uns erstaunte – oder wieder von neuem klar wurde: in all den Wirren der zerbombten Wohnungen, der vermißten Angehörigen und Freunde, der zerstörten Straßen und Versorgungsnetze wurde die Familie, das Verwandtsein, zum letzten Angelpunkt an Sicherheit. Immer wieder kehrt in den Berichten die überaus gefährliche und beschwerliche Reise zu den Verwandten, zum letzten Ziel geworden, wenn alle anderen vormals sicheren Strukturen versagten. Wir begreifen jetzt vielleicht besser, was es mit den Onkeln, Tanten, Großeltern, dem Klüngel der so uneinsichtig eng zusammenhängenden Erwachsenen auf sich hatte, deren Nähe uns Kindern wertlos schien und überflüssig.

Und wenn es nicht die Verwandten waren, so ergaben sich andere Zusammenschlüsse von Frauen, die sich untereinander halfen, stützten. Wieviel Nähe aus dieser Zeit wurde durch das Zurückkommen der Soldaten aus dem Krieg, die wieder neue Zuordnung der Frauen zu „ihren" Männern zerstört. Was als „Gemeinschaft auf Leben und Tod" zum festen Repertoire männlicher Kriegserfahrung gezählt wird, durfte für Frauen nicht gelten, löste sich nach Kriegsende innerhalb weniger Monate auf. Sie wurden öffentlich belohnt fürs „Warten" auf die Männer, welch diskriminierende Beschreibung für diese Elendsjahre mit täglicher Kärrnerarbeit, unendlichen Reserven an Zuspruch für Kinder und andere Frauen.

In den hier veröffentlichten Texten wird auch zu prüfen sein, was an einer solchen eingeschliffenen Polarisierung eigentlich stimmt, die jeder armen Frau unser ganzes Mitgefühl sichert, die Frau des ostpreußischen Gutsbesitzers aber – sozusagen in Stellvertretung ihres Gatten – mit Häme versieht, wenn sie von ihrer Flucht erzählt. Wie übertragbar bleiben eigentlich die sozialen Einschätzungen, die wir noch viel zu selbstverständlich über die Stellung des Mannes vorzunehmen gewohnt sind?

Was hieß es für unsere Mütter, „alles zu verlieren" – eine Wendung, die uns als Kindern so selbstverständlich war wie die Tatsache, daß Regen naß ist. Alles zerbombt zu bekommen, was den Bereich gerade weiblicher Verantwortung und Sorgfalt ausmachen soll: die Möbel, die Geschirre, die Bücher, die Bilder, das mit dem ersten Geld Angeschaffte – alles, was nach geltendem Maßstab zeigen sollte, daß die Frauen gute Frauen waren. Übrig blieb nach diesem Verlust häufig nur zusätzliche soziale Ächtung, die sich auch noch uns Kindern mitteilte. Kriegerwitwen waren Verliererwitwen, mit winziger Rente und keinem Anspruch mehr auf individuelle Trauer – dafür waren zu viele gefallen. Oder die „Flüchtlinge", mürrisch aufgenommene Eindringlinge, die vielleicht auch noch sächsisch sprachen und denen ein Versagergeruch anhaftete.

In einem taz-Interview mit Klaus Theweleit wurde kürzlich eine etwas abenteuerliche, gleichwohl interessante These zur Diskussion gestellt: von Zyklen männlicher Stärke- und Zusammenbruchsphasen ist da die Rede, in denen sich das männliche, „nicht zu Ende geborene Ich" seine kollektive „Entladung" suche – in Kriegen, etwa alle 25 Jahre. Richtig ist sicher daran, daß eine Verknüpfung herzustellen ist zwischen dem Männlichkeitswahn unserer Gesellschaften, der ausgerichtet ist an Konkurrenz und Macht, der eine systematische Unterdrükkung aller Emotionen, die nicht verwertbar scheinen, erfordert. Von Frauen allerdings ist auch in diesem Gedankenmodell nicht die Rede. Für uns gilt nämlich – gar nicht mehr erwähnenswert – die ehrenhafte Unterstellung besonderer Friedfertigkeit. Im Hinblick auf unsere gesellschaftliche Ausgeschlossenheit von Macht und Kompetenz ist dies sicher eine in ihrem scheinbaren Lob letzlich diskriminierende Zuschreibung. Wir fragen uns aber, ob wir nicht hier einen der seltenen Fälle vor uns haben, wo wir diese bisherige Ausgeschlossenheit aus der Macht- und Kriegsmaschinerie zu unserem und zum öffentlichen Guten wenden können. Richtig, wir wollen im Töten keinen Sieg sehen, wir fragen ganz haushälterisch danach, wer denn für die Nahrung des nächsten Tages aufkommen wird, wer denn die zerbombten Häuser wierder aufräumen soll. Mit uns als immerwährend konstruktiver „Hilfstruppe" wollen wir nicht rechnen lassen, wir wollen jetzt darauf aufmerksam machen – etwa, indem wir die laut Notstandsgesetzgebung mögliche Einberufung von Frauen zu Hilfs- und Samariterdiensten aufkündigen, verweigern wollen. Kein Krieg – in seiner ganzen Destruktivität – ist planbar, wenn die „zivilen" und das heißt im bisherigen Verständnis eben weiblichen Bereiche nicht auch „funktionieren". Wir wollen uns nicht in Berufung auf unsere weibliche „Humanität" zu solchen Zwekken einplanbar machen lassen ...

Leserinnen schrieben uns, sie befürchteten mit der Veröffentlichung der hier abgedruckten Berichte die Gewohnung, mit Kriegsangst, mit Kriegen zu leben. Wir teilen nicht die argumentative Reihe, die sich in dieser Befürchtung versteckt: reden vom Krieg hieße Abhärten gegen seine Schrecken. Im Gegenteil, die Erfahrung der hier schreibenden Frauen, die nicht eingestandenen Schrecknisse, die nicht vergeßbar waren, haben uns entschiedener begreifen lassen, was wir verhindern wollen. Und weil sich die Formen der Kreigsführung geändert haben, die Zerstörung allen Lebens bedeuten, haben wir einen Beitrag von Helen Caldicott über den atomaren Krieg an den Schluß des Heftes gestellt.

Wir haben an den Erinnerungen und Tagebüchern – außer abgesprochenen Kürzungen, die keine Zensurkürzungen waren – kaum etwas geändert. Wir haben kein Interesse daran, geglättete Berichte abzudrucken, die vielleicht manchen von uns leichter fielen, weil in ihnen keine „Feind"-Bilder zu finden wären, keine polnischen „Fremdarbeiter" und keine Freude über das fünfte Kriegskind. Und sicher nicht zufällig haben uns mehr Berichte erreicht von solchen Frauen, die Familie hatten, die ein Interesse vorfanden – wie unbestimmt auch immer – sich anderen mitzuteilen. Mehr jedenfalls als die Frauen, die alleinstehend waren, die allein diese Jahre hinter sich bringen mußten und die keine Töchter haben, die sie danach fragen.

Sabine Zurmühl

Siege rot unterstreichen

In meinen Erinnerungen vom Krieg gibt es nichts Besonderes. Ich habe den Krieg dort erlebt, wo nicht viel passiert ist, mir ist kein Haar gekrümmt worden, ich mußte nicht fliehen, unser Haus blieb stehen. Wir damals haben nur überleben wollen. Duckmäuse waren wir. Das „Volk ohne Raum" wurden wir erst nach dem Krieg. Wir konnten Maulhalten und den Kopf einziehen, rechtzeitig rennen. Es ist Zufall, daß gerade wir übriggeblieben sind, 16 Mill. andere sind mörderisch umgekommen. Es war ein Krieg mit wachsenden Wissen. Wir haben wissentlich stillgehalten aus Angst um unsere Haut. Wir wußten, daß der „Feind, der mithört", der Denunziant ist.

Das große Gemälde in der Turnhalle: grau und schwarz ein mit rauchendem Gerümpel bedecktes Land, an der Seite geduckte Gestalten mit Helmen, schräggestellte Fahnen, der obere Rand des Bildes feuerrot. Die Unterschrift lautete: Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod, bald wird die Trompete blasen, dann muß ich mein Leben lassen ... Dann Reihen von Namen und Kreuzchen. Namen, die im Dorf gebräuchlich waren, die die turnenden Kindern zum Teil selbst trugen. Im Lesebuch Sprüche wie: lever dod als Slav und: bis zum letzten Blutstropfen.

Es muß im Frühjahr 39 gewesen sein, als wir eines Abends auf unserer kleinen Straße standen und im Norden (wo München liegt) den Himmel brennen sahen. Die Erwachsenen sagten, es sei ein Nordlicht. Einer sagte: kommt Krieg. Wir standen lang, bis das Licht sich in Grün verfärbte. Meine Einbildungskraft gab mir bald darauf eine Vision: rote Schrift am Sternenhimmel K R I E G und ich sah Flüchtlingstrecks. Meine Eltern beschwichtigten mich:„ Es wird schon nicht –", „es wird schon nicht".

August 39. Sommerfrische am Fuschl–See. Vom Ribbentrop reden die Eltern. Dort im Schloß ist er und verhandelt, damit es keinen Krieg gibt. Das einzige Motorboot am See: da sitzt der Ribbentrop drin. Ich sehe noch meine Tante mit der Zeitung ins Zimmer stürzen. Auf dem Boden auf der Zeitung knieend ruft sie:„Der macht das schon, es wird kein Krieg draus!" „Öchsin!" sagt mein Vater verächtlich zu ihr. „Ach, Fritz, du warst halt schon immer ein Pessimist!" In der nächsten Nacht schliefen wir schlecht, Lärm auf den Treppen, der ganze Hof scheint wach, die Kühe rasseln mit den Ketten, Lastwagen dröhnen, Stimmen. Am Morgen sagt die Bäuerin: die Buben sind eingerückt.

Meine Eltern packen die Koffer. Auf den kleinen Bahnhöfen vor Salzburg sehen wir viele junge Männer in ihren Trachten, Blumen auf den Hüten, Blumen an ihren Stutzen, sie jodeln. Die Ernte ist eingebracht, jetzt geht's nach Polen.

Wir haben noch ein paar Tage Ferien. Die Schienen sind dauernd voll mit rollenden Güterzügen, auf denen Panzer, mit grauen Planen gedeckte Geräte, Viehwagen, aus deren offenen Türen dichtgedrängt die Feldgrauen blicken.„Kanonen statt Butter" stand auf einem Plakat. Meine Mutter sagt: es ist ganz anders als damals. Was ist anders? Damals (1914) haben sie so lustige Sprüche auf die Wagen geschrieben: jeder Schuß ist ein Russ', jeder Stoß ein Franzos und so. Diesmal ist alles so ernst, hier jodelt man nicht mehr. „Es ist so hoffnungslos", sagt sie.

Wie gut, daß der Ulrich erst 13 ist.

Richard hat schwarze Augen, die lachen. Er hat einen runden Kopf mit ganz kurzen, schwarzen Haaren, die senkrecht in die Luft stehen. Wir dürfen nicht mehr zu R. spielen gehen, seine Mutter hat es verboten, weil sie Angst hat, wir könnten ins Schußfeld laufen. Sie haben einen Schießstand im Garten, Vater und Sohn üben. Richard will Scharfschütze werden.

Er wurde es. Er fiel. Seine Mutter sitzt jeden Tag auf dem Bänklein an der Würm unten und schüttelt den Kopf, sie sagte immer wieder dasselbe. Sie starb in Eglfing (Anstalt bei München).

Damals, als ich noch zu allen Leuten ‚Du' sagte, bin ich ihm auf der Straße einfach in die ausgebreiteten Arme gelaufen und er rief:die Sonne kommt! und fing mich auf. Eigentlich war Walter mein Lehrer, aber das machte nichts, er sagte Sonne zu mir, er stieg mit mir auf Bäume. Es soll ihn jemand verpfiffen haben, der Polifem wars aus der 7. Klasse, dem sie beim Spielen ein Auge ausgeschossen haben. Der Walter soll etwas gegen die Kriegsvorbereitungen gesagt haben. Eine Woche war er in München in Untersuchung. Dann wurde er eingezogen zu den Gebirgsjägern. „Was mußt du da machen?" frag ich ihn und blicke auf und ab an dem sehr langen grauen Mantel. „Latrineputzen". „Was ist Latrine?" „Das Soldatenklo".

W. schrieb aus Lemberg. Gar nichts vom Krieg. Er schrieb „wir haben ein Schwein geschlachtet. Und, es gibt so viele Krähen auf den Feldern. Hast du noch die Buntstifte? (Er hatte sie im Sommer geschenkt) Male mir ein Bild, schreib mir was. Ich wußte nicht, was ich schreiben sollte. Mutter sagte, der Brief sei hölzern. Der Brief ging nun nach dem Westen, d

uns kurz. Als er wieder weggerollt war, lagen die Rasenstreifen, auf denen die wilden Akeleien geblüht hatten, zermatscht da. Im letzten Kriegswinter kriegten Heinz' Eltern den Brief einer Rotkreuzschwester, aus der Tschechoslowakei. Sie teilte mit, Heinz sei nun gestorben, er habe zwar die Beinamputation gut überstanden, aber dann einfach nichts mehr gegessen. Er sei verhungert. Heinz' kleiner Bruder wurde später Konditor.

Frühjahr 1940 veränderte sich unsere Schulklasse. Es kamen 5 „Neue". Sie sprachen alle viel schneller als wir Bayern, traten selbstbewußt auf und waren im Nu tonangebend, heimlich nannten wir sie die „Preißn". Sie verteilten die Rollen. Die stärkste von ihnen hieß „Deutschland", ihre Freundin war Italien usw. Ich wurde England genannt. Deutschland ging immer in Uniform. Sie organisierten „Wehrmachtbetreuung", d.h. die Mädchen gingen zu Tanzveranstaltungen mit Soldaten. England, Frankreich etc. waren dabei unerwünscht. Es wurden Feldpostnummern unbekannter Soldaten verteilt, an die zu schreiben war und Päckchen zu schicken. Ich bekam auch eine Nummer, erhielt nie Antwort. Die Neuen wohnten alle in Obermenzinger Villen. Ihre Väter waren in Dachau beschäftigt. Das „Spiel" dauerte ein Schuljahr, dann blieben Deutschland und Italien sitzen und verließen unsere Schule.

Sommer 1940 betrat einmal hochrot eine Lehrerin die Klasse und rief „Paris hat kapituliert!" Wir mußten aufstehn und singen „Nun danket alle Gott', und wir dachten, der Krieg wäre

achten sie jetzt weiter. Es kam kein Brief mehr von W. Im rühjahr sagte mir eine Verwandte, er soll vermißt sein. Sein auptmann habe das geschrieben. Bei Amiens. Jahre später kam ein Mann, der sagte, er habe W. in einen Trichter springen sehen und die Panzer seien drüber gegangen, ein anderer kam, der sagte, er habe ihn auf dem Gesicht liegen sehen, den Schuß im Rücken, er sei von hinten getroffen worden. Ich habe nie getrauert, ich habe nicht geglaubt an seinen Tod.

Auf manchen Todesanzeigen steht „In stolzer Trauer". Für Vermißte gibt es keine Anzeigen, ich bin weder stolz noch traurig. Mein Schulweg geht vorbei an einer grauen, nackten Steingestalt, die auf dem Steinsockel kauert und leer blickt. Einen Tag im November versammeln sich dort viele Leute vom Dorf zum Heldengedenken. Wir BDM-Mädel sind an der Rückseite aufgestellt, wo wir wenig von den hallenden Reden verstehen, die Leute von hinten sehen. Die schwarzverhängten Frauen sitzen zu beiden Seiten des Denkmals auf Stühlen im Schnee, es sind die, die erst vor kurzem die Todesnachricht vom Felde der Ehre erhalten haben.

Obwohl wir die kleine Kanone hinten auf der Wiese sehen und wie der Großwieser, der mit dem Holzbein, behend die Mündung von den Leuten weg schräg gen Himmel richtet, hantiert, erschrecken wir beim ersten Schuß. Der Großwieser lacht und schießt noch mehrmals. Dann kommt die Blasmusik: „Ich hab' einen Kameraden ... eine Kugel kam geflogen (wer sieht schon die Kugel fliegen?), gilt sie mir oder gilt sie dir? Sie hat ihn weggerissen, er liegt vor meinen Füßen, als wär's ein Stück von mir."

Die schwarzen Frauen bewegen sich ein wenig, der weißhaarige Admiral Schröder nimmt seinen Admiralshut ab, setzt ihn wieder auf, sein Büschel überragt die Leute, dann salutieren die Arbeitsdienstler mit den Spaten, daß es klatscht. Noch: Deutschland, schlaftaumelnd in warme Kleider zusammenkauerten. Wir hörten das Flugzeug-

Am HJ-Heim angelangt nochmal abzählen üben, wegtreten!

Mit meinem Vetter Heinz spielen zu dürfen, er war ein Jahr älter als ich, war ein Fest. Nie waren die Spiele lustiger als mit ihm. Die albernsten Sachen wie „Mensch ärger dich" wurden zum Abenteuer. Er hatte einen brutalen Vater. Der schlug mit Riesenhänden zu, z.B. wenn Heinz seinen Hut nicht aufsetzen wollte zum Spaziergang am 2. Weihnachtstag. Der Vater baute bei MAN Mannschaftswagen. Das waren riesige Raupenfahrzeuge, auf denen 40 Mann sitzen konnten. Mit so einem donnerte er stolz in unsere kleine Straße, er war auf Probefahrt, begrüßte

Im nächsten Schuljahr bekam ich den Spitznamen „Jerusalem" — warum, weiß ich nicht mehr, wann ich gelernt hatte, nichts zu denen stand „Vorsicht bei Gesprächen", Feind hört mit". Mir war aufgefallen, daß die „Neuen" immer unser Führer sagten, einige Lehrerinnen taten das nun auch, andere sagten „der Führer". Unsere Geschichtslehrerin sagte weder noch, sie unterrichtete mit lakonischer Straffheit einen Krieg nach dem andern so:

1. Ursache, 2. Anlaß, 3. Verlauf: Siege rot unterstreichen, Niederlagen schwarz, 4. Friedensschluß, 5. Folgen, Auswirkungen. Denkfaulheiten, sie hatte das schärfste Schimpfwort für uns bereit: Ihr Untertanen, ihr! Erst viel später erfuhr ich, daß sie Sozialdemokratin war.

Mein Vater hat eine große Fichte im Garten gefällt. Aber er hat daraus nicht wie früher Spiel— und Turngeräte gebaut, sondern mit den Balken den mittleren Kellerraum abgestützt. Es wurden, schlaftaumelnd im Keller zusammenkauerten. Wir hörten das Flugzeug-geräusch — versuchten zu unterscheiden, ob es viele wären. dann im Keller zusammenkauerten. Wir hörten das harte Krachen der Flak, manchmal nur das Singen der Mücken, am nächsten Morgen durften wir 2 Stunden länger schlafen.

Mein Vater liebte weite, einsame Wanderungen im Moor. Wir gingen im Winter mit Schlittschuhen, die man anschrauben mußte an die Wanderstiefel, ins Moor, suchten uns im Schilf ein dickicht kleine spiegelglatte Eisflächen. Ich fand im Schilf ein bedrucktes Papier. Darauf waren Berge von Leichen abgebildet. Der orthografisch ungewöhnliche Text besagte, die SS habe in Katyn (Polen) Hunderte von polnischen Offizieren ermordet, man habe die Massengräber gefunden. Ein Aufruf an di

Es gab immer längere Fliegeralarme. Über München war es oft rot. Seitengroße Todesanzeigen zeigen im Völkischen Beobachter, dichtgedrängt, voll mit kleingedruckten Namen an. Mein Bruder sammelte die bizarr geformten Flak-Splitter. Er fand im Wald einen wundervollen weißseidigen Fallschirm, an dem noch die nicht verbrannte Leuchtmunition hing. Die Tante nähte ihm Hemden daraus. (Niemand erzählen). Ach Gott, hoffentlich kommt der nicht auch noch dran, er ist 15.

Er kam dran. Seine Klasse (10. Schuljahr) des Gymnasiums kam geschlossen zu den Flakhelfern. Auf dem Dach des Hauptbahnhofs wurde eine hölzerne Plattform errichtet, dort oben saßen sie mit der „leichten Flak", die nur gegen Tiefflieger eingesetzt wurde. Er erzählte, daß sie bei Angriffen gar nicht geschossen hätten, denn die Bomber flogen zu hoch, sie hätten sich nur auf dem Bauch liegend festgehalten, um von den Druckwelle der Bombenexplosion nicht weggeblasen zu werden.

Sie hatten einen „Iwan", einen Russen, als Dienstboten und Munitionsträger. Mein Bruder erbat sich von mir einen übrigen Malkasten, denn der Iwan wollte malen. Als dann das Bahnhofsgebäude zum Teil eingestürzt war, wurde diese Stellung aufgegeben, mein Bruder bekam ein Notabitur ohne Prüfung und wurde zur militärischen Ausbildung nach Wien gebracht. Da sagte meine Mutter zu mir: ich habe mir statt deiner immer einen Sohn gewünscht, aber jetzt ist es halt doch gut, daß du ein Mädchen bist, da mußt du wenigstens nicht in den Krieg.

Erst Anfang 1950 sah ich den Bruder wieder, als Rußlandheimkehrer, aufgedunsen, mit Wasser in den Beinen, mit einem Rucksack voll und Zucker und Mehl kam er aus Riga. Man hatte ihm gesagt, bei uns sei Hungersnot.

Auf den Wiesen in der Nähe unserer Schule wurden große Wohnhäuser gebaut, es hieß, die seien für Ausgebombte. Eines Morgens mußten wir aus dem Unterricht dorthin, die Häuser waren noch unbewohnt. Wir sollten sie putzen. Es stellte sich heraus, daß die Häuser die Nacht vorher gebraucht worden waren für evakuierte Schulkinder, die aus dem Rheinland nach Bayern gebracht wurden. Wir hatten aus den vier Stockwerken hunderte von Strohsäcken und Decken wegzustapeln, die Kotze aufzuwischen, die verstopften Klos zu säubern, es war kein Wasser in den Hähnen, wir holten es vom Hydranten auf der Straße.

Wir wurden in die Hauptpost geholt, um Post zu sortieren. Die Briefe waren völlig durcheinander, einige schon lang gestempelt, andere ungestempelt, manche schon alt, unleserlich, zerknittert, beschmutzt.

Wir mußten Aufräumungsarbeiten in halbzerstörten Häusern machen, deren Wohnungen noch reparabel waren. Bei einem zitternden alten Männlein, dessen Kürschnerwerkstatt in einem Chaos von mehligem Staub und Glassplittern lag, versuchten wir zu helfen. Die Pelze aus dem Scherbenhaufen ziehen, eimerweise den Dreck wegtragen, kehren, wischen, dem Männlein zeigen, daß wir nicht klauen — auf Diebstahl unter Ausnutzung der Kriegsumstände, z.B. der Verdunkelung, lag Todesstrafe. Es soll ein 14jähriger Bub, der nachts auf dem Bahnhof Kupferdraht gestohlen hatte, aufgehängt worden sein in Stadelheim.

Die Biologielehrerin sagt: Liebeskummer macht schlank. Fi sie stimmt das doch wohl nicht. Sie hat oft rote Augen und wi immer dicker. Sie fehlt diese Woche, ihr Mann sei aus Rußla

deutschen Bürger (hier hießen wir sonst Volksgenossen), die Nachricht über diese Verbrechen weiterzugeben und dagegen zu protestieren. Mein Vater zitterte mit dem Blatt in der Hand. Er steckte es in seinen Mantel. Dann tat er es wieder heraus und zerriß es in winzige Stücke. Es war ein Flugblatt von den Engländern: Es ist verboten, bei Gefängnisstrafe verboten, Flugblätter zu haben, zu lesen, weiterzugeben. Wer welche findet, muß sie sofort bei einer Dienststelle abliefern. Vater bedeutete uns Stilllschweigen. Wir fanden noch mehrere, rührten sie nicht mehr an.

Wahrscheinlich 1942 war es, daß einer unserer Nachbarn, er war ein ältlicher, oft kranker Mann (Kirchenmaler von Beruf), mit dem meine Eltern gut freund waren, einrücken mußte. Seine Frau sagte, er sei in Rußland, „aber nur hinten", nicht bei den Kampftruppen. Er kam im Sommer drauf in Urlaub, wir freuten uns riesig, denn er war immer ein Witzemacher gewesen und ein guter Erzähler. Als er dann bei uns in der Wohnstube saß, braun und mager, sagte er zuerst: „Gut geht's mir, ich habe dieses Jahr gar keinen Heuschnupfen gekriegt." Dann erzählte er von seinem Dienst als Bewacher russischer Gefangener. Von Hunger und Seuche, Aufruhr, Erschießungen, Verzweiflung. „Wir sind Mörder", schrie er, und dann weinte er. Er erzählte von Lastwagen, in denen Leute eingepfercht und unterwegs vergast wurden. Die Eltern merkten zu spät, daß sie uns hätten hinausschicken sollen. Als er gegangen war, sagte unser Vater zu uns: Was ihr jetzt gehört habt, dürft ihr niemals irgendwo erzählen. Aber das wußten wir schon „Vorsicht bei Gesprächen..." Schon oft hatte man uns eingeschärft, daß die Gespräche von zu Haus nie irgendwo erwähnt werden dürften. Mein Vater hatte ja sogar Angst vor uns. Beim Radiohören sperrte er sich in sein Zimmer — nicht einmal die Führerreden durften wir in seinem Zimmer hören, wir hätten sonst seine Reaktion bemerkt; wir saßen draußen vor dem geöffneten Fenster, denn es war eine von der Schule gestellte Aufgabe, die Rede zu hören.

Vater kündigte das Dienstmädchen, denn er hatte aus ihren Reden Drohungen zu hören geglaubt. Sie grüßte doch auch immer mit „Heil Hitler".

Bei Tisch wurden manchmal Witze erzählt. Von einem weiß ich noch. Es wurde ein Blumengarten beschrieben, Hitler als Sonne, Göring die Sonnenblume, Goebbels als Löwenmaul usw. und rings herum sind lauter Zittergräser.

Urlaub gekommen. Sie kommt nicht wieder. Ihr Haus ist
on einer Luftmine weggehoben worden, sie und ihr Mann sei-
n beim Alarm im Bett geblieben. Die ganze Umgegend sei von
den Daunen ihrer Betten überschneit gewesen.
Wir großen Schulmädchen mußten eine Zeitlang „Luftwarn-
dienst" im Bürgermeisteramt versehen. Wir saßen an einem Te-
lefontischchen mit Papier und Bleistift und schrieben die per
Telefon durchgesagten Meldungen auf. Das Aufschreiben hatte
die Funktion, uns wachzuhalten und die Meldungen der Kon-
trolleurin hinterher zu zeigen. Nebenbei strickten wir. (Wir ha-
ben jahrelang Berge von kaputten Soldatensocken in die Schu-
le geliefert bekommen, wir strickten neue Fußteile daran, jede
Woche mindestens ein Paar, die Wolle wurde genau abgewogen,
nichts durfte behalten werden, wir steckten kleine Briefchen in
die Socken). Bei den Meldungen war es gut, etwas Erdkunde
zu wissen. Aschaffenburg, ist das weit weg? Nürnberg, schon
nähner. Eichstätt, Vorwarnung weitergeben, Ingolstadt, War-
nung, Verbände in Richtung München, Verbände überfliegen
München, drehen ab, weitere Verbände. Erst, wenn die Verbän-
de das Vorwarngebiet wieder verlassen hatten, gab es Entwar-
nung, nach so einer Nacht hatten wir schulfrei.
Der Geruch im Tunnel des Bahnhofs, wenn Soldaten mit uns
aus dem Zug ausgestiegen waren, war Schweiß und Leder, kon-
zentriert. In unserem Dorf war jetzt (gegen Ende) das Regiment
Göring stationiert, große schöne Menschen.
Unsere Klasse mußte zum Hopfenzupfen nach Pfaffenhofen
a.d.Ilm nördlich von München. Diese 10 Tage auf einem entle-
genen Bauernhof, die Gaudi auf dem Acker und im Stroh, das
gute Essen gefiel uns. Als aber in einer Nacht Bombengetrom-
mel uns weckte und wir uns hastig anzogen, hinausliefen, den
Berg hinaufrannten und im Süden die grell erleuchtete Land-
schaft sahen, setzten wir uns ins Gras und weinten. Es fiel uns
schwer, aus der Ferne zuzuschauen, wir wünschten uns in un-
sere Münchener Kellerlöcher.
Die Angriffe kamen dann auch tags, sog. Terrorangriffe. Wir
saßen im Schulkeller unter den Garderobehaken, lesen konn-
ten wir nicht, das Licht war zu schwach. Wenn Entwarnung
kam, wurden wir sofort entlassen, denn häufig gingen dann kei-
ne Züge, und wir mußten die 12 km zu Fuß heimgehen. Ge-
wöhnlich gingen wir an der Bahn entlang. Als einmal der Bahn-
hof von Planegg getroffen war, und der Weg an der Bahn nicht
begehbar, suchten wir uns Trampelpfade. Das Waldgebiet ne-
ben dem Bahnhof war von Uniformierten abgesperrt. Der Wald
war zerhackt, viele Bäume geknickt und gestürzt. Dort arbeite-
ten Sanitäter. Beim Angriff hatte gerade ein Zug im Bahnhof
gestanden, Leute waren vom Zug in den Wald gerannt und dort
getroffen worden. Wir bitten, vorbeigehen zu dürfen, wir wol-
len heim. Wir gehen am Rand eines Trichters. Unten im Trich-
ter sitzt ein Kahlgeschorener in blaugrau gestreiftem Gewand,
eine blaue Nummer auf dem Schädel, er scheißt gerade, ein
SS-Mann mit Maschinenpistole, die er schräg nach unten rich-
tet, steht dabei.
Die Tagesangriffe häufen sich, die Schule wird geschlossen, wir
mit anderen Mädchenklassen nach Berchtesgaden gebracht, wo
wir eine Ausbildung als Führerinnen für die Kinderlandverschik-
kung machen sollen. Auch dort gibt es Alarm. Wir mußten
nicht in den Keller, nur die Fenster schließen, weil dann die
Nebelfässer aufgemacht wurden, die die ganze Berglandschaft
in einen weißen stinkenden Nebel hüllten. Um die Nebelfässer
waren die Wiesen verbrannt, Kühe durften da nicht mehr wei-
den. Was wir gemacht haben außer Singen und Hitlers Lebens-
lauf, weiß ich nicht mehr. Beim Test am Schluß bin ich für un-
geeignet erklärt worden, vielleicht weil ich auf die Frage: „Was
glaubst du?" das christliche Glaubensbekenntnis „Ich glaube
an Gott den Vater, Schöpfer usw...." geschrieben habe und
nichts von Führer und Volk etc. Wir wurden nach Hause ge-
schickt, unser Zug konnte nicht nach München reinfahren, weil
gerade Angriff war, wir stiegen aus und liefen durch die bren-
nende Stadt wieder hinaus bis nach Hause. Meine Schwester
war nur bedingt geeignet offenbar, sie kam zu taubstummen
Kindern nach Herrsching.
Mein Vater arbeitete als Dozent in der Bauschule, wo es da-
mals immer weniger gesunde Schüler gab, die meisten waren
Verwundete. Die erste Frau neuerdings dabei. Mit 50 Jahren
wurde mein Vater Volkssturmmann, er mußte abends zur Flak-
stellung nach Planegg, von dort morgens zur Arbeit nach Mün-
chen.
Er erzählte, daß in seiner Stellung auch der Ferstl sei, unser
Postbote, der im Nebenberuf Sargträger war. Wenn sie nun zu-
sammen die schweren Munitionskisten zum Geschütz schlepp-
ten, habe der Ferstl die Totenliturgie, die er vom Friedhof
kannte, gesungen: „...heiliger Josef, heiliger Michael, ihr Heili-
gen unseres Landes, alle Heiligen Gottes, bittet für uns arme
Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen." Herr,
gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte..."
Einmal ist unser Dorf auch von Luftminen getroffen worden.
Es war mittags vor 12, die Sirenen heulten erst, als die Flak
schon am Schießen war, die Flieger legten eine schnurgerade
Reihe Bomben, die wie ein riesiger Schrägstrich quer durch das
Dorf ging von Südost nach Nordwest. Ein Volltreffer ging auf
den einzigen „kriegswichtigen" Betrieb, eine Kugellagerfabrik.
Das barackenähnliche Gebäude war vom Erdboden verschwun-
den, die darin gearbeitet hatten, auch. 80 Särge auf dem Kies-
platz vor der Leichenhalle. Man sagte, sie seien zum Teil leer,
weil man nichts mehr gefunden habe von einigen Menschen.
Wir BDM-Mädchen bildeten Spalier neben den Särgen.
Meine Kinder mögen es nicht, wenn ich ihnen, die manchmal
mäkelig sind beim Essen, von der Hungerzeit erzähle. Es ist
ihnen leid, wie jede Heldenprahlerei. Wenn ich ehrlich bin,
haben wir in unserem oberbayerischen Dorf nicht schlimm ge-
hungert. Obwohl wir keine Beziehungen zu Bauern hatten —
die Bauern waren im Lauf des Krieges immer härter geworden
gegen die Hungerleider — obwohl unser Gärtlein steinig und
unfruchtbar war, zu Kartoffeln, zu Massen von Kartoffeln hat
es immer gereicht. Ich sehe noch den riesigen Kartoffelberg

der im Keller jeden Herbst aufgeschüttet wurde und bis fast zum nächsten Sommer reichen sollte, der im Lauf des Winters schwand, der sorgfältig immer nach fauligen Knollen abgetastet wurde, die mußten möglichst raus, eklig die anzufassen, sie hätte die übrigen kaputt gemacht. Wir lernten, aus Kartoffeln vielerlei Gerichte herzustellen, sogar Knäckebrot aus Kartoffelschalen. Im Frühjahr ernteten wir Waschschüsseln voll Brennesseln — das ergab Spinat. „They eat like rabbits", sagten die Amis, als sie den Spinat in unserer Küche sahen im Mai 45. Viele Stunden kauerten wir auf Brachäckern und sammelten winzigen Feldsalat und andere Kräuter, wir verbrachten lange Tage im Himbeerschlag, die Mutter hatte schon das ganze Jahr Zucker gespart für die Marmelade. Sie erfand grüne Tomatenmarmelade.

Das Einkaufen war sehr arbeitsintensiv, nicht nur für diejenigen, die Schlange stehen mußten vor einem Laden. Auch für die Verkäuferinnen, die die winzigen Mengen, z.B. 62,5 g Butter, 75 g Käse, 1/4 l Milch abwiegen, abmessen mußten, einpakken und dann noch von den verschiedenen Lebensmittelkarten die winzigen Viereckchen abschneiden und diese in gesonderten Kästchen sammeln, abends aufkleben mußten. — Hat es auch Geld gekostet? fragte mich meine Tochter. Ach so, klar hat es gekostet. Aber es stimmt, das Geld war nach und nach unwichtig geworden. Die verhältnismäßig niedrigen Beiträge für die kostbaren Viertelpfündchen standen in keinem realen Gegenwertsverhältnis. Deshalb gab es ja den schwarzen Markt, wo ein „Stück" (250 g Butter) 90 RM kostete.

Unsere Kleider wurden zu klein, gingen kaputt, wir stopften, flickten, stückelten, trennten Großmutters Unterröcke auf, strickten Jacken und lange Strümpfe, trennten, strickten, trennten. Mit Schuhen war das schon schwieriger, wir waren froh, wenigstens ein reparables Paar zu haben. Um einen Bezugsschein für Schuhe zu bekommen, mußten wir auf's Bürgermeisteramt und mit einer Frau verhandeln, vorjammern, erklären, ach, sie wußte es ja. Sie hatte Richtlinien.

Es gab keinen Koks, die Zentralheizung war außer Betrieb. Wir bekamen Kohlenferien, d.h., wir mußten morgens zum Aufgabenabliefern und Neuekriegen in Mänteln in der kalten Schule sitzen. Kleine Öfen wurde in die Zimmer gesetzt, aber dann schließlich nur noch die Küche geheizt mit dem alten Herd.

Manche Handwerker verlangten für ihre Arbeit 1 Ei oder ein Brot.

Es gab immer weniger Bücher. Ich habe einmal ein geliehenes Buch von vorn bis hinten abgeschrieben, weil ich es besitzen wollte. Um das erforderliche Papier zu bekommen, habe ich meiner Mutter ein Ei abgebettelt.

Der Endsieg kommt, sagt mein Vater, die Augenbrauen hebend, als der Nachrichtensprecher von feindlicher Tätigkeit im Raum Frankfurt gesprochen hatte. Und von der Wunderwaffe V, die bald zum Einsatz komme. Gollhofen, das Heimatdorf meiner Mutter in Franken, sei dem Erdboden gleichgemacht worden, erfahren wir durch einen Verwandten. Beim Heranrücken der amerikanischen Truppen habe einer aus einem Haus geschossen, daraufhin haben sich die Amis etwas zurückgezogen und das Dorf unter Artilleriebeschuß genommen.

Es wird gesagt, in Frankfurt seien viele Mädchen auf's grausamste von Negern vergewaltigt worden. Wir packen jeder ein kleines Rucksäcklein mit dem Notwendigsten. Was wir halt für notwendig halten. Für eine Flucht. Socken. Wäsche. Ich riß aus dem Album die liebste Seite, die mit Walters Handschrift und packte sie ein.

Ich bin ungeduldig. Wenn sie doch bald kämen. Es könnte vielleicht alles anders werden, es ist mir gleich, ob wir weg müssen von hier oder auch von unserm Leben, es könnte doch dieser sinnlose Alltag von Sich—schützen—müssen, Sättigen—müssen, sich verkriechen, dieses überdrüssige Überleben sich wenden. Es ist nicht zum Vorstellen.

In München werden Leute aufgehängt, die nicht mehr wollen. Beim Anstehen vor dem Milchladen weinen Frauen. Sie haben gesehen, wie ein langer Zug von KZ-lern am Dorf vorbei nach Süden getrieben wurde, sie reden offen davon. Eine, die einem Häftling zu trinken geben wollte, wurde von einem Wachmann weggestoßen.

Als dann die Panzer herangedröhnt kamen, stiegen meine Schwester und ich auf die hohe Fichte hinterm Haus und sahen auf die westliche Einfahrtstraße hinüber, die Panzer waren voll besetzt mit kakifarbigen Soldaten und lachenden Mädchen aus dem Nachbardorf. Vergewaltigen war nicht nötig. Sie kamen und rochen so gut. Nach großer weiter Welt.

Im Bahnhof hängt ein Plakat, auf dem ist ein Mädchen mit blonden Zöpfen abgebildet, so eine wie ich, sie steht lachend auf einem Leichenberg. „No Fraternization" steht darunter. In unserem Lazarett sind nach dem Krieg Juden untergebracht worden, die das KZ überlebt haben. Viele von ihnen sterben da, es wird neben unserem Friedhof ein großer jüdischer Friedhof angelegt. Juden, die es überstehen, gesund werden, begegnen uns am Bahnhof. Einige sagen zu uns: „Wie rausgefressen ihr ausseht!" und stippen uns ihre Zigarettenasche auf die Köpfe. Stillsein haben wir gelernt.

Maja Bau

Foto: Ullstein Bilderdienst

Heute haben wir wieder Sammeln

Berlin, 15.3.1942. Unterricht soll jetzt irgendwo an der Deutschlandhalle sein. Dazu sollten wir die Unterschriften unserer Eltern bringen, die jegliche Verantwortung übernehmen sollten. Dieses taten die Eltern zu 99 Prozent nicht. Daher kamen wir nach zweimaligem Unterricht ins Lehrerzimmer unserer Schule. Zweimal die Woche Unterricht. Einmal die Woche in der kalten Klasse Aufgabenkontrolle. Meist eine Besprechung der ganzen Schule in der Aula vorher. Jetzt sollen wir jeden Tag erscheinen und zwar zum Pillenschlucken. Cebion Vitamin C wird uns in Tabletten gegeben. Da das Lehrerzimmer auch anderweitig benutzt wurde, wurden wir ziemlich oft an die Luft gesetzt. Zweimal mußten wir eine Stunde früher nach Hause gehen wegen Kursus, wahrscheinlich Luftschutzkursus. Einmal mitten drin mußten wir spazierengehen und uns dann in der Halle noch eine Weile still verhalten. Es war Abiturientinnenschlußfeier.

Berlin, den 30.1.42. Daß unsere Schule seit dem 1.9.39 Lazarett ist, habe ich wohl schon mal erwähnt. Einige Räume hatten wir aber immer noch zur Verfügung. Doch es wurden immer weniger und Ende Januar 42 mußte auch noch der letzte Raum freigemacht werden. Er war bis zur Decke mit Physik-, Chemie- und Biologiesachen angefüllt. Mit Schlitten und Waschkörben rückten die Mädels an. Oben im obersten Stock befand sich der Raum – ein ehemaliger Physiksaal. Hier stand Herr Patschke und gab mit einigen großen Mädels die Sachen aus. Zum Schluß war ihm schon sehr heiß geworden, und er hatte sich seine Jacke ausgezogen. Er war prächtiger Laune. Überall auf den Gängen waren die Verwundeten und die Schwestern zu sehen. Die Schule ist augenblicklich überfüllt. Es hat sich vieles verändert. Außer, daß statt den Bänken Betten in den Klassen stehen. Vor der Aula, die auch mit etwa 80 Betten belegt ist, stehen Telefonautomaten. Die Garderobe ist in verschiedene kleine Räume unterteilt worden. Die Fenster der untersten Halle zum Hof hin sind zugemauert. Die Milchhalle ist Küche geworden. Als wir mit unseren Körben herunter kamen, waren sämtliche Schlitten weg. Ich ging dann wieder rauf zu Herrn Patschke und teilte ihm das mit. Er sagte in seinem Tonfalll „Na, das geht doch nun aber nicht". Wir bekamen dann auch unsere Schlitten wieder – sie waren von anderen Mädls benutzt worden – und zogen zur Herder-Schule. Eine Fuhre hin und zurück dauerte etwa eine halbe Stunde. Alles wurde in die Aula gebracht. Hier nahmen es uns Frau Busse und Frau Reichmann ab und teilten es in Physik, Chemie, Optik und Biologie ein. Die Aula war, als wir mittags gingen, voll. Dann kam Kalle und holte sich ihre Chorkinder. Denn am nächsten Tage mußten wir im Kuppelsaal singen. Am späten Nachmittag sprach der Führer. Vati hat das Kriegsverdienstkreuz zweiter Klasse bekommen.

Berlin, den 31.1.42. Morgens hatte ich Französisch. Am Nachmittag waren wir bei Omi, und wir machten Handarbeiten. Es war wie immer sehr gemütlich. Dorothee strickte an einer Hose für Barbel. Es war mehr als mangelhaft, was sie fabrizierte. Dann konnten wir am Abend baden. Denn wir haben seit dem Kriege immer nur Freitag/Sonnabend warmes Wasser.

Berlin, den 3.2.42
Mit den länger werdenden Tagen dauert auch der Unterricht länger. Das heißt, im Winter haben wir ungefähr von 12 bis 16 Uhr Schule, denn wir dürfen nicht in die Dunkelheit kommen. Die Stunden dauern nur 40 Minuten, Pausen gibt es nur zwei, sonst geht der Unterricht einfach weiter. Natürlich entstehen immer kleine Pausen. Sonnabend nachmittag, also alle 14 Tage Sonnabend, haben wir frei, weil dann die Schule sauber gemacht wird. Eine 6. Stunde gibt es natürlich auch nicht. Zum Frühjahr werden die Stunden länger. Es gibt wieder Pausen. Eine 6. Stunde wird abgehalten. Der freie Sonnabend fällt auch wieder aus.

Berlin, den 6.2.42. Heute hatten wir wieder Sammeln. Das ist immer eine große Hetze, weil wir erste Stunde Turnen haben. Die Knochen muß man ohne Papier in Tonnen auf den Hof werfen. Das übrige Altmaterial kommt in eine dafür eingerichtete Klasse. Dann muß man in den Umkleideraum hetzen, der eine Treppe hoch liegt. Wir sind jetzt auch schon so groß, daß wir uns auf der Empore umziehen. Mit dem Läuten pfeift Obst zum Antreten. An den anderen beiden Tagen müssen wir noch stundenlang auf sie warten, das heißt gut fünf Minuten. Aber am Freitag, wo Sammeln ist, pfeift sie auf die Minute genau. Bringt man nun größere Mengen mit, wie zum Beispiel Ingeborg Karnatz, die auf ein Mal 100 Kilo Papier anbringt, dann kommt man natürlich zu spät. In Frau Stafs Stunde sagen wir dann unser Altmaterial an und kriegen dafür unsere Punkte. Es gibt für 1 Kilo Papier 2 Punkte. 1 Kilo Lumpen 5 Punkte. 1 Kilo Buntmetall 3 Punkte. 1 Kilo Knochen 3 Punkte. 1 Kilo sonstiges (Flaschen) 2 Punkte. Wer im Monat 150 Punkte und mehr hat, bekommt vor versammelter Aula ein Buch. Dann wird der ganze Krempel abgeholt. Schon so manches Mal haben wir es auf den Lastwagen geladen. Früher, bei Großsammlungen (etwa zweimal im Winter), kamen solche Mengen zusammen, daß die Schule nicht wußte, wohin.

Berlin, den 7.2.1942. Heute nachmittag waren Dorothee und ich in der Gegend des Wittenbergplatzes, Karten und Geburtstagsgeschenke zu kaufen. Zuerst wollten wir zu Amelang, fanden es aber nicht gleich. Ich habe Amelang noch nie auf Anhieb gefunden. Dort stand ein Schild: wegen des Büchermangels kann an jede Person nur ein Buch abgegeben werden. Wir bekamen auch richtig ein Buch aus dem Eisenhammerverlag, wie wir uns vorgenommen hatten. Dann ging es auf Kartenjagd. Ich will mir ein Album mit Ansichtskarten von Berlin machen. Denn man hat aus aller Welt Karten, nur nicht von Berlin. Wir bekamen alles, was wir wollten. Sogar zwei Ansichtskarten von Gluck. Wir müssen für den Musikunterricht ein Buch machen, in dem nach Möglichkeit auch Bilder der einzelnen Komponisten enthalten sein sollen.

Berlin, den 8.2.42. Ich hatte BDM. Diese Tätigkeit ist allen nicht gerade angenehm. Wir warteten denn noch einige Zeit – Führerinnen kommen immer später – wollten schon wieder

gehen, als die Führerin doch noch kam. Wir gingen in ein Heim der Ortsgruppe am Adolf-Hitler-Platz. Dort las uns die Führerin in sehr einschläferndem Ton von der Kampfzeit vor. Wir warteten, daß die Zeit verging. Es war äußerst langweilig.

Berlin, den 10.2.42. Heute haben wir wieder Chemiesachen von der Aula in die Schränke getragen. Ein großer Teil der Klasse verdrückte sich. Hanna und ich stellten fest, daß wir eine regelrechte Umzugsausbildung für Spezialsachen erhielten und beschlossen, später eine Firma Groll und Säuberlich für Umzüge von Spezialwaren zu eröffnen. Hanna beanspruchte 500 Mark Gehalt.

Berlin, 14.4.42. Anneliese und ich waren in Quax, der Bruchpilot, mit Heinz Rühmann. Der Inhalt war nicht überragend, aber man konnte lachen. Es waren im ganzen viereinhalb Störungen. Man saß dauernd im Hellen. Es ist das erste Mal, daß ich eine Störung in einem Berliner Kino erlebte.

Berlin, den 20.2.42. Ich habe für die Einsegnung ein Paar blaue Pumps bekommen. Mutti hatte in Wuthenow ein Paar Skistiefel abgegeben, dafür bekamen wir einen Bezugsschein. Wir fuhren also in die Tauentzienstraße zu Salamander. Die Auswahl war verhältnismäßig groß und die Schuhe sehr anständig verarbeitet. Doch wir fanden nichts Geeignetes und gingen daher zu Stiller. Auch hier große Auswahl und gute Verarbeitung. Dazu eine sehr freundliche Verkäuferin, die uns zum Schluß anbot, Schuhputzmittel zu kaufen. Mutti kaufte natürlich, was sie bekam.

Berlin, 21.2.42. Im Turnen übten wir mal wieder für die Zensurenprüfung, und zwar Barren: Wende, Rolle, Taucher, Aufgang und Überschlag aus dem Sitz. Bei Frau von Obstfelder macht Turnen großen Spaß. Es ist Zug im Laden. Manchmal kommandiert sie wie ein Feldwebel herum. Sie ist überhaupt ziemlich streng. Wenn sie zur Hilfestellung naht, zittert alles, denn sie macht die Sache mit Schwung. Zwischendurch kommen wir dann immer wieder zu einer Besprechung zusammen.

Berlin, 1. März 42. Von 9 bis 10 Uhr hörte ich das „Schatzkästlein". Es werden dann immer Stücke von unseren größten Komponisten gespielt. Dazwischen werden von bedeutenden Schauspielern Gedichte vorgetragen. Die Gedichte werden unter einem bestimmten Thema zusammengestellt: zum Beispiel über Kinder, über den Frühling. Von 1/2 eins bis zwei wird das deutsche Volkskonzert übertragen. Deutsche Volkslieder. Ich höre sie sehr gerne. Die anderen finden es jedoch nicht schön. Das Volkskonzert steht jetzt anstelle des Wunschkonzertes. Das Wunschkonzert fand ich auch nicht schön. Die Soldaten schickten Geld und wünschten sich etwas. Vor den einzelnen Stücken wurden die Namen und Spenden angesagt. Die Geburten wurden bekanntgegeben und auch das Gewicht, wenn es sehr groß war. Zu Beginn schrie immer ein Baby. Na, die Konzerte hörten im Frühjahr auf und begannen im Herbst nicht wieder.

Berlin, den 2.3.42. Dann rief heute ein Gefreiter Kramer an. Er hat Muttis Skier bekommen. (Im Winter 41/42 waren die deutschen Soldaten in Rußland ungenügend mit warmer Kleidung und Skiern ausgerüstet. Das Volk wurde zu einer Sammlung aufgerufen, bei der sehr viel gespendet wurde). Wir hatten an alle Sachen unsere Adressen mit der Bitte um Nachricht herangemacht. Kramer hatte schon geschrieben. Nun, als er in Berlin war, rief er an.

Berlin, 9.4.42. Onkel Paul ist heute mittag an Herzschlag gestorben. Erst hieß es, er könnte nicht vor dem 20.4. aus Arbeistkräftemangel begraben werden. Doch dann konnte es doch erreicht werden, daß er bereits am Dienstag, den 14. April beigesetzt wird.

Berlin, 10.4.42. Der Wäschemann brachte nach drei Wochen mal wieder die Wäsche. Erst war er alle 8 Tage gekommen. Dann nur noch alle 14 und hatte die Wäsche gebracht und die schmutzige mitgenommen. Jetzt kommt er, wenn es ihm paßt.

Berlin, 12.4.42. Mutti war mit uns beiden Unter die Linden gefahren, um die Ausstellung „Das Sowjetparadies" anzusehen. Doch die wird erst am 9. Mai eröffnet. So wollten wir in irgendein Museum. Dies war unmöglich, weil alle geschlossen waren. Schließlich gelang uns die Teilnahme an einer Führung durch den Dom. Mutti wollte uns gerne die Altarbilder zeigen, die sehr schön sein sollen. Doch die waren nicht zu sehen. An ihrer Stelle befanden sich einfache blaue Scheiben. Mutti fragte

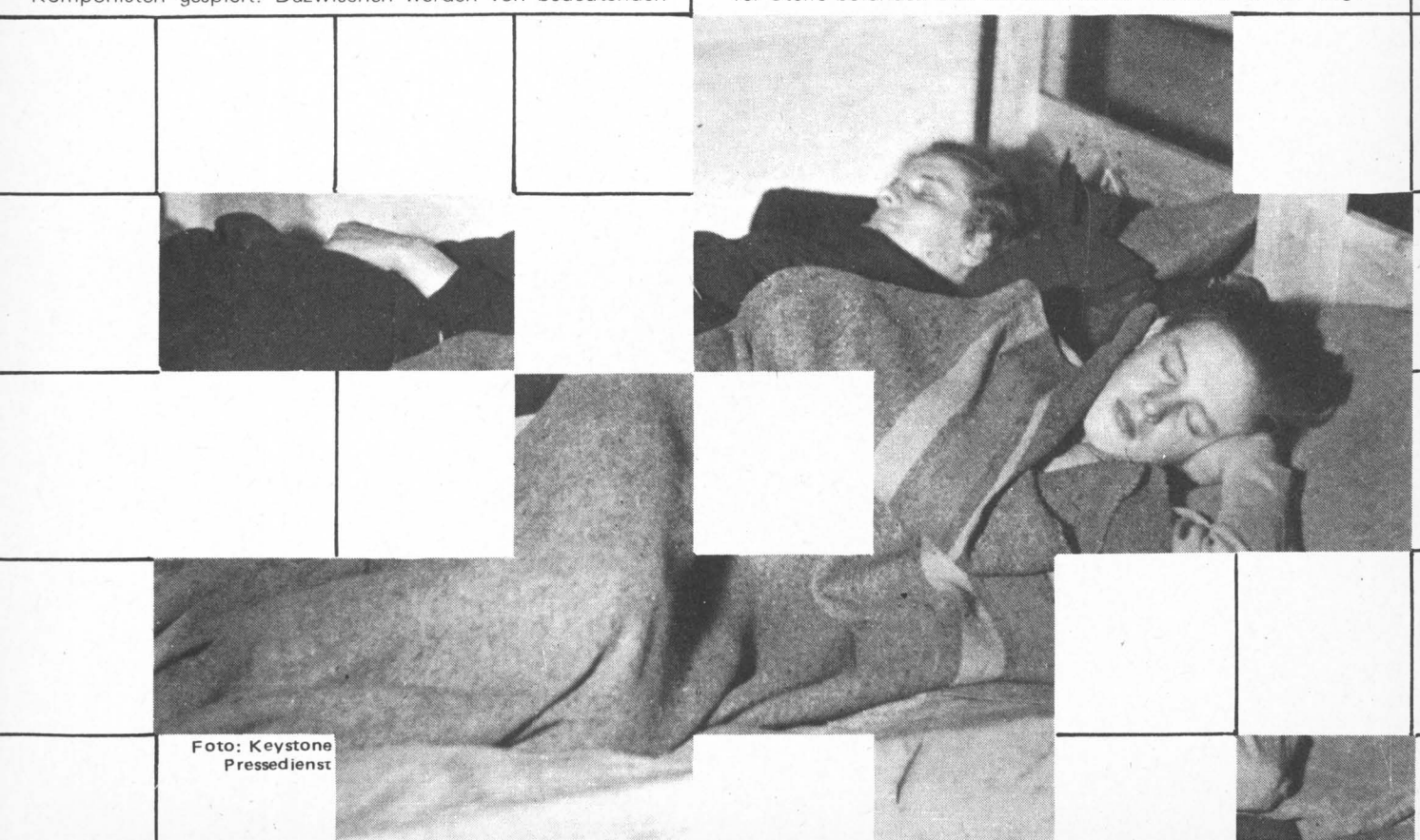


Foto: Keystone Pressedienst

den Führer, ob die Gemälde auch im Keller seien. Nein, antwortete dieser, die sind bei einem Angriff im Dezember 40 vernichtet worden.

Berlin, 13.4.42. Heute waren wir bei Frau Rüstig, um unsere Sommerkleider so weit als nötig ändern zu lassen. Sie erzählte, daß in Portugal zwischen England und Deutschland Friedensverhandlungen sein sollen. Herzog von Coburg soll vermitteln

Berlin, 14.4.42. Margret erzählte auch von dem Angriff auf Lübeck. Major Maus hat sich dort alles angesehen. Er konnte dies kraft seines Ritterkreuzes. Er erzählte, es wäre furchtbar gewesen. In der zum größten Teil zerstörten Marienkirche liegen die Toten. Man hat ja nicht so viele Särge. Die Innenstadt ist ein Trümmerhaufen. In einem Keller fand man etwa 15 verkohlte Leichen. Von den neuen Brandbomben, die etwa bis ins Erdgeschoß durchfallen und dann das Haus von unten abbrennen, hatte eine dieses Haus getroffen. Im Keller entstand eine furchtbare Hitze. In dieser Not hatte ein Zahnarzt allen die Pulsadern geöffnet. In seiner Hand steckte noch das Messer. Ein großer Teil der Überlebenden ist geistesgestört. Sie sehen und hören um sich her das Feuer und die Bomben. Die Obdachlosen erhalten als Bleibe im Theater einen Sessel.

Berlin, 17.4.42. Vati kam aus Paris zurück. In Frankreich ist bereits herrlichster Frühling. Die Obstbäume, ja sogar die Kastanien blühen. Er brachte sehr viel mit: Kleiderstoffe, Strümpfe, Topfbohner, Briefpapier, Leberwurst, Karotten in Fleisch, Handschuhe, Wäschestoff, Gürtel, Schuhe, Seife, Waschpulver usw. Vier Birnen und Mandeln, auch Zimt und Pfeffer. Der ganze Tisch war vollgepackt. Das ist jetzt so Sitte in Deutschland geworden. Wo die Männer sind, da kaufen sie. Entweder in Holland, Belgien, Frankreich, Griechenland, Balkan, Norwegen usw.

Berlin, 19.4.42. Wir hatten in der Woche zwei verschließbare Schränke aus Latten bekommen, in die wir mit Mutti das Eingemachte und Konserven verwahrten. Es ist heute besser, dergleichen Dinge sind verschlossen.

Berlin, 20.2.42. Heute hat der Führer Geburtstag. Es wurde seit langem mal wieder geflaggt. Vor dem Krieg, als immerzu ein großer Mann aus dem Ausland zu Gast war, konnte man Berlin alle drei Tage im Flaggenschmuck sehen. Das machte einem gar keinen Eindruck mehr. Aber jetzt, nach so langer Zeit, mutete es einen freudig an, das Stadtbild mit all den wehenden roten Fahnen.

Berlin, 21.4.42. Herr Wetzel, welcher als Soldat in Afrika steht, schickte an das Kollegium Kaffee. Dieser wurde dann bei einer Konferenz getrunken. Frau Müller und Frau Bohnert deckten den Tisch. Frau Direktorins Platz hatte sogar ein Tischtuch. Vor ihrem Platz standen zwei Torten. Die anderen Plätze waren mit je vier Papierservietten ausgelegt. Jeder hatte sich seine Milch mitgebracht. Dann wurden die Beschlüsse bei echtem Kaffee gefaßt.

Berlin, den 22.4.42. Frau Schröder, die Mutti massiert, erzählte folgendes: Dem Mädchen einer Patientin war das Essen zu wenig usw. Die Dame sagte, ich bilde mir ein, daß ich eine ganz gute Hausfrau bin und aus dem, was es jetzt gibt, noch einigermaßen etwas mache. Das Mädchen aber erklärte, bei Ribbentrops, wo sie zuletzt gewesen war, da hätte es eben mehr und besseres Essen gegeben. Wenn sie eben nicht mehr bekäme, ginge sie wieder. Die Dame rief bei Ribbentrops an, um sich zu erkundigen, ob das stimme. Dort wurde sie sehr von oben herab abgefertigt. Ob sie nicht wisse, daß für Diplomatenhaushalte das Kartensystem nicht gilt.

Berlin, 23.4.42. Draußen ist es jetzt viel wärmer als drinnen. Die Zimmer sind rasend ausgekühlt. Man friert wie im Winter. Anneliese sitzt im Wintermantel. Wenn sie dann rausgeht, zieht sie ihn erst mal aus. Alles trägt Holzschuhe. Das war schon in den letzten beiden Kriegssommern so. In der Schule auf den Steintreppen klappert es natürlich sehr laut. Jetzt im warmen Teil des Jahres wird nur Bezugsschein 2 ausgegeben, auf den man leichte Schuhe bekommt. Aber es kriegen nur solche Leu-

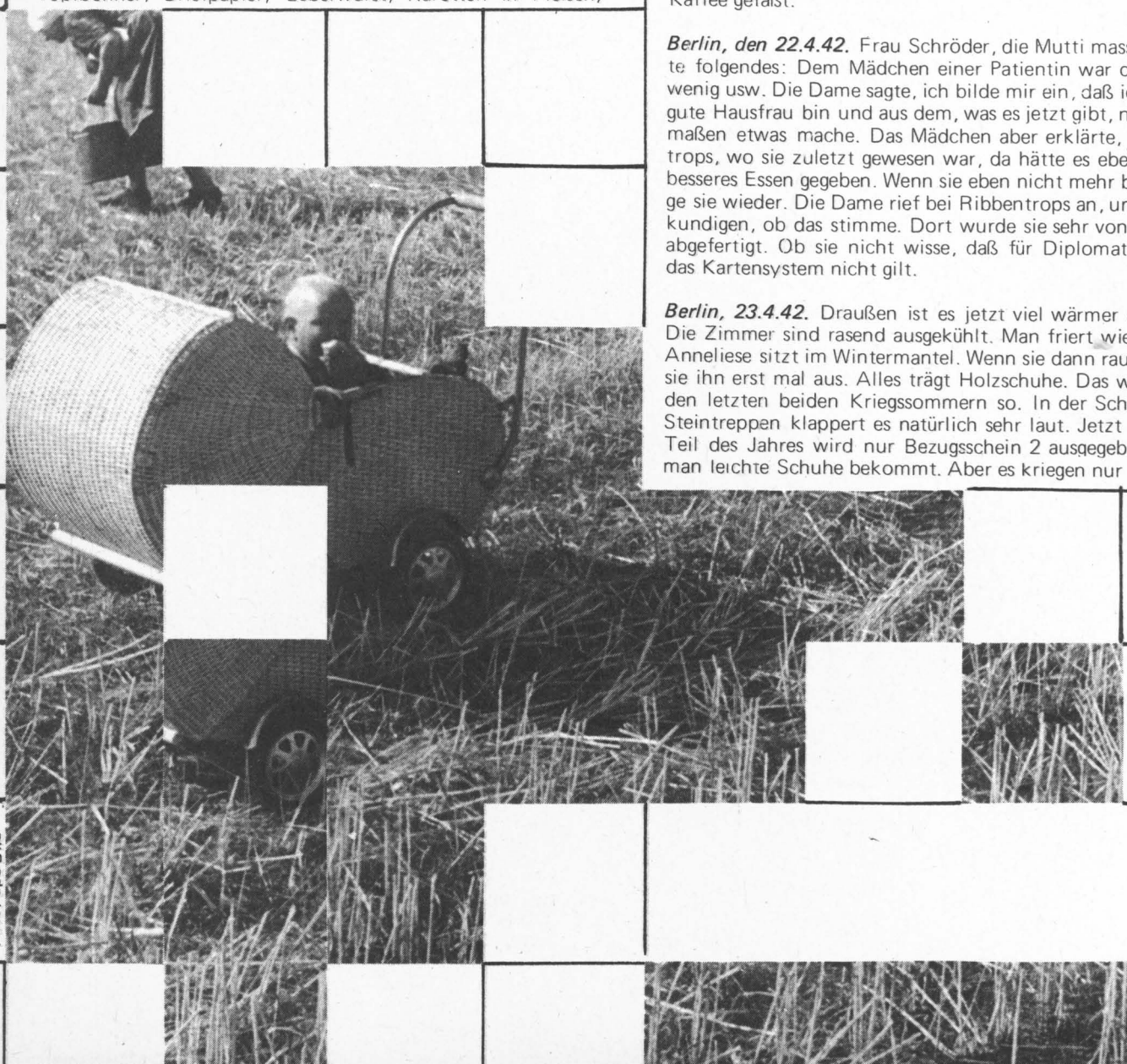
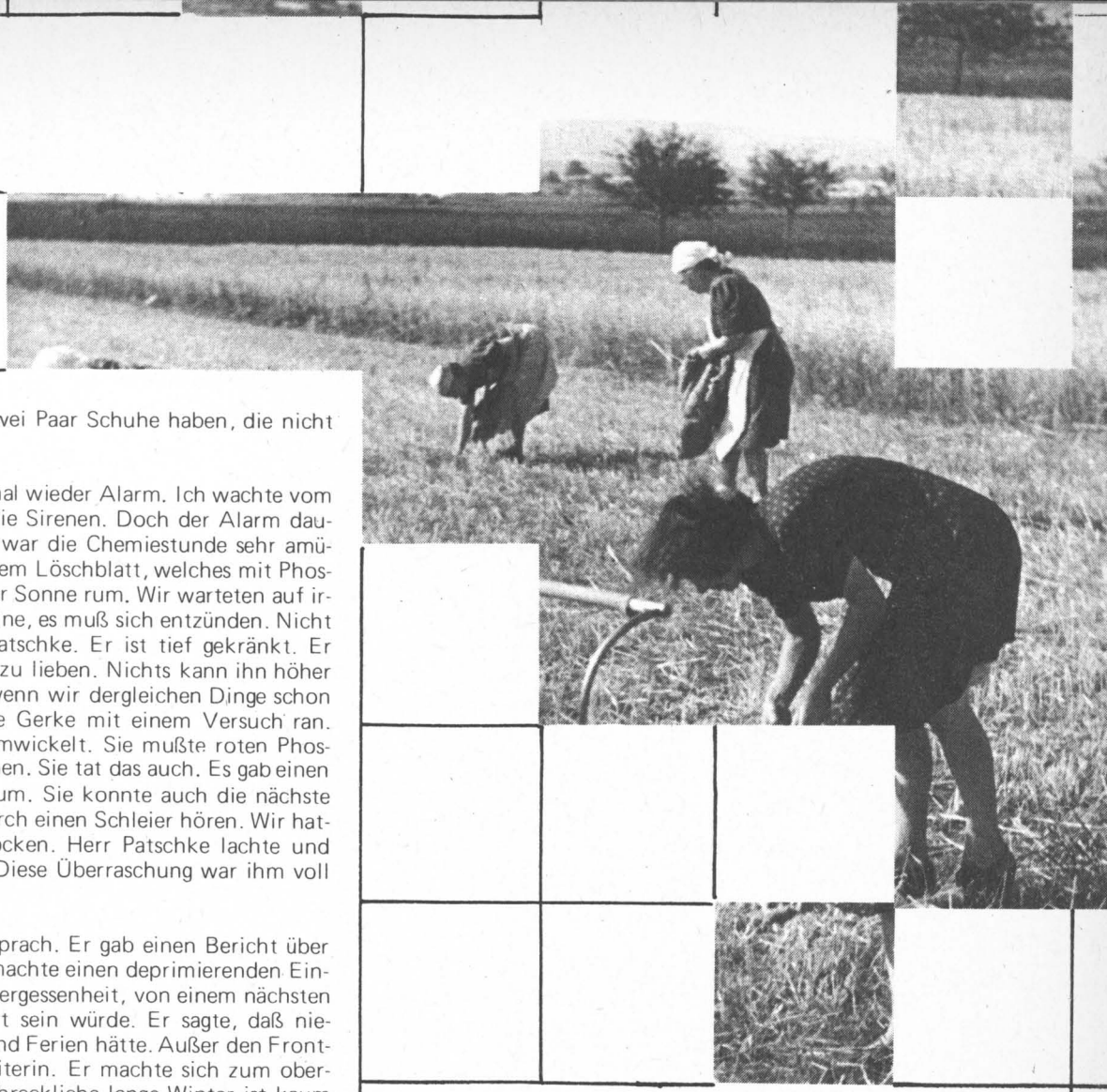


Foto: dpa-Bild



te einen Bezugsschein, die zwei Paar Schuhe haben, die nicht mehr zu reparieren sind.

Berlin, 24.4.42. Wir hatten mal wieder Alarm. Ich wachte vom Schießen auf. Bald heulten die Sirenen. Doch der Alarm dauerte nur 35 Minuten. Heute war die Chemiestunde sehr amüsant. Gisela fuchtelte mit einem Löschblatt, welches mit Phosphorsäure getränkt war, in der Sonne rum. Wir warteten auf irgend eine Wirkung. Da ruft eine, es muß sich entzünden. Nicht doch verraten, sagt Onkel Patschke. Er ist tief gekränkt. Er scheint Überraschungen sehr zu lieben. Nichts kann ihn höher auf die Palmen bringen, als wenn wir dergleichen Dinge schon vorher wissen. Jetzt kam Ilse Gerke mit einem Versuch ran. Der ganze Arm wurde ihr umwickelt. Sie mußte roten Phosphor mit Kaliumchlorat mischen. Sie tat das auch. Es gab einen sehr starken Knall. Ilse fiel um. Sie konnte auch die nächste halbe Stunde nur alles wie durch einen Schleier hören. Wir hatten uns alle mächtig erschrocken. Herr Patschke lachte und war jetzt glänzender Laune. Diese Überraschung war ihm voll und ganz geglückt.

Berlin, 26.4.42. Der Führer sprach. Er gab einen Bericht über den Winter. Die ganze Rede machte einen deprimierenden Eindruck. Er redete von Pflichtvergessenheit, von einem nächsten Winter, der besser organisiert sein würde. Er sagte, daß niemand ein Recht auf Urlaub und Ferien hätte. Außer den Frontsoldaten und der Fabrikarbeiterin. Er machte sich zum obersten Gerichtsherrn. Dieser schreckliche lange Winter ist kaum vorbei. Da spricht er von einem weiteren, besser organisierten. Dann muß ja im verflossenen die Organisation nicht sehr gewesen sein. Es schien mitunter in der Rede, als wenn er zum Allerletzten aufrief. Ein Plus bedeutete sie nicht.

Berlin, 27.4.42. Wir lesen jetzt in Englisch Modern Short Stories. Ich besitze dieses Heftchen nicht und muß es mir daher immer borgen. Das ist nicht gerade schön. Seit fast fünf Wochen habe ich es bei Miesner bestellt. Aber es ist immer noch nicht da. Jeden zweiten Tag bis dritten Tag laufe ich hin. Doch immer vergebens. So ist es mit jeder Lektüre. Als Topflappen hat Omi aus einem alten Schlüpfer zwei Stücke zurechtgemacht, das heißt umsäumt. Das ist ganz groß, denn vorher hatten wir nur welche mit großen Löchern. Bürsten zum Abwaschen haben wir nur solche, „mit ohne Borsten". Warmwasser, Bürsten und Waschmittel hat man nicht. Aber das Geschirr soll sauber sein.

Berlin, 5.5.42. Omi und ich gingen in den Film „Der große König." Hier wurde Friedrich der Große in seinen schwersten Lebensjahren dargestellt. Es begann gleich mit der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf. Während des ganzen Films gab es sehr viele Leichen. Die fielen, die wurden vergiftet, der starb an Blattern, der nahm sich das Leben. Es waren auch Aussprüche drin, die ganz auf die heutige Zeit abgestimmt waren. Zum Beispiel, man darf auf den König schimpfen, muß aber an den Sieg glauben, usw. Das Ganze war nicht abgestellt, einen zu erheitern. Um 5 Minuten nach 11 Uhr war glücklich Schluß.

Berlin, 14.5.42. Heute ist Himmelfahrt. Es wurde kein Feiertag, sondern ein Arbeitstag wie alle anderen auch. Die 7. Klassen kommen jetzt ein halbes Jahr zum Ernteeinsatz nach dem Osten (Ostpreußen). Da mußten kurz vorher noch alle Arbeiten geschrieben werden, die dann für die Versetzung gelten.

Berlin, 16.5.42. Höflichkeit. Um die allgemeine Stimmung in Berlin zu heben, hat die Regierung einen Höflichkeitswettbewerb aufgestellt. Beamte, Verkäufer, Ober usw., die höflich sind, sollen vom Publikum in Vorschlag gebracht werden. Sie erhalten dann eine Auszeichnung. Der Wettbewerb wird durch Zeitungen, kleine Filme, Plakate usw. populär gemacht. Die Unhöflichkeit der Verkäufer, Ober und der Beamten auf den Kartenstellen ist wirklich grenzenlos. Verlangt man etwas von ihnen, so fühlen sie sich auf den Schlips getreten und sind tief beleidigt. Als ich den ‚Großen König' sah, lief auch ein Höflichkeitsfilm. Auf der Kartenstelle: Eine lange Schlange steht und wartet. Der Beamte frühstückt. Endlich geruht er, einen Mann zu bedienen. Dieser bringt einen ausgefüllten Antrag für Schuhe und will einen Bezugsschein haben. Der Beamte liest den Antrag durch und stellt fest, daß die Angaben ungenügend sind. Ja, meint der Mann, ich habe bloß diese Latschen und zu Hause noch ein Loch mit ein bißchen Leder drum. Dies ist keine ausreichende Bezeichnung für Schuhwerk, sagt der Beamte scharf und gibt dem Kunden einen neuen Antrag. Dieser nimmt einen Federhalter und will den neuen Antrag ausfüllen. Hier nicht, zu Hause, schimpft der Beamte. Na denken Sie, ich stell mich hier noch mal stundenlang an, braust der Mann auf. Der Beamte reißt ihm den Federhalter weg. Der Mann zieht einen Bleistift aus der Tasche und will unterschreiben. Wenn Sie nicht gehen, gehe ich. Der Beamte nimmt seine Thermosflasche und haut ab.

Sämtliche Ausdrücke, die berühmte Männer über Höflichkeit getan haben, werden gedruckt. Die Witze handeln nur noch

von Höflichkeit. Das Radio, alles, alles ist auf Höflichkeit abgestellt.

Berlin, 19. Mai 42. Die grünen Haushaltsausweise dürfen nicht weggeworfen werden, d.h., man muß sie so lange aufheben, bis sie wieder eingesammelt werden. Es gibt bloß nichts mehr drauf. Sämtliche Hefte sämtlicher Klassen müssen zur Frau Direktorin. Sie greift sich dann aus jedem Stoß drei heraus. So erhält sie einen Überblcik über den Stand der Klassen. Die 5 a (9. Schuljahr) führte ein Stück auf und zwar vorm Lazarett. Weil es so gut geworden war, wurde es auch vor der Schule und den Eltern aufgeführt. Es hieß „Die deutschen Kleinstädter'. Es war sehr lustig.

Berlin, 20.5.42. Omi fuhr nach Kissingen. Sie will versuchen, ob sie vier Wochen bleiben kann. Jeder Aufenthalt darf nur drei Wochen dauern und wird in die Kleiderkarte eingetragen.

Berlin, 22.5.42. Es sind einige Mädels ausgesucht worden, die jetzt während des Einsatzes fotografiert werden sollen, damit gezeigt werden kann, wie die Betreffenden an Gesundheit und Lebensfreude zugenommen haben. In der Deutschstunde kam der Fotograf rein und nun sollte es losgehen. Inge und Elo wurden nach vorne geholt. Inmitten der Klasse während des Unterrichts wurden sie geknipst. Als wir nachher Turnen hatten, sahen einige Mädels aus der a und b-Klasse beim Turnen, wie sie aufgenommen wurden. Sogar Hedige (Lehrerin) turnte mit, was sie sonst nie tut.

Berlin, 7. Juni 42. Alle Welt klagt darüber, daß man keine Zeit hat. Den Tag über hetzt man sich, und im Rückblick ist die Arbeit des Tages nicht weniger, wohl aber mehr geworden. So geht es mir und allen Menschen, die in meinem Gesichtskreis leben. Man hat für etwaige Interessen keine Zeit mehr. So ist auch die Zeit, wie alles im Kriege, knapp. Man steht stundenlang auf dem Markt, vielleicht noch erfolglos, das nennt sich dann einkaufen. Früher bekam man in viel kürzerer Zeit das Gewünschte. Es ist Tatsache, daß wir, um unser Konfekt (Zuteilung auf Lebensmittelkarten) zu bekommen, an einem Tag 15mal gelaufen sind und es nicht bekommen haben.

Berlin, 14.6.1942. Wir erhielten durch Miezel die Nachricht, daß Robert bei den Kämpfen im Osten den Heldentod gefunden habe. Mutti hatte es schon geahnt. Sie hatte, als sie vor einiger Zeit sein Bild auf den Schreibtisch stellte, deutlich das Gefühl: Robert lebt nicht mehr.

Berlin, 14.9.42. Mutti war in Wuthenow bei Barbelchen und Omi. Sie besuchte auch Maria mit Kind. Es ist ein strammes Mädchen, wog bei der Geburt acht Pfund und heißt Edeltraut. Eine Pflegestelle hat Maria noch nicht. Mutti telefoniert eifrig mit Jugendämtern, NSV-Stellen Mutter und Kind. Die NSV verhält sich sehr mau. Es wird bloß immer viel geredet. Der Führer schickte eine Gratulation. Diese bekommen, scheint es, nur uneheliche Kinder. Denn Barbelchen bekam es nicht.

Berlin, 16.1.1943. Abends um fünf nach halb acht heulten die Sirenen. Wir packten Barbelchen zusammen und gingen runter. Bülein war sehr vergnügt. Es schoß heftig. Die ganze schwere Flak schoß und auch zum ersten Mal die ganz leichte Flak vom Funkhaus, die sich so anhört wie Maschinengewehr. Wir hörten sehr viele Flieger, die, nach dem Motorengeräusch zu urteilen, auch Sturzflüge ausführten. Als es zu schießen aufhörte, stellten wir uns vors Haus, denn die Deutschlandhalle brannte lichterloh. Nach der Entwarnung gingen wir zur Deutschlandhalle. Es waren sehr viele Menschen unterwegs. Die Deutschlandhalle brannte auf der einen Seite noch hell, auf der anderen Seite stieg Rauch auf. Die Decke war längst eingestürzt. Auch die Baracken in der Avuskurve waren getroffen worden und brannten in hellen Flammen. Man konnte ganz dicht herangehen. Wir sprachen noch Leute, die bei der Vorstellung gewesen waren. Sie erzählten, schon um 3/4 acht sei die erste Bome reingegangen. Es sei aber alles ruhig verlaufen, und niemand sei ums Leben gekommen. Die S-Bahn war nicht getroffen und fuhr munter weiter. Nach drei Stunden brannte noch alles lichterloh.

Berlin, 30.3.43. In der Nacht vom 27.zum 28. war wieder Alarm. Wir bekamen glücklicherweise nichts ab. Vom 28. zum 29. wurde die Sommerzeit eingeführt. Vom 29. zum 30. hatten wir erneut Alarm. Deutsches Opernhaus hat was abgekriegt. Im Osten (Oberschöneweide, Köpenick) soll es wieder ganz furchtbar gewesen sein. Die Lehrer haben wieder Katastrophendienst zu leisten gehabt. Geheizt wird auch nicht mehr.

Wuthenow, 9.9.43. (Am 1.8.43 wurden in Berlin auf Grund der Terrorangriffe auf Hamburg alle Frauen und Kinder evakuiert.) Am 29.8. und 3.9. machte Berlin wieder zwei Großangriffe mit. Beim zweiten Angriff bekam unsere Gegend viel ab. Bei uns sind zwei weitere Fenster kaputt. Am 7.9. waren Lutzi, Dorothee und ich wieder in Berlin, um Sachen zu holen. Rechts und links der S-Bahnstrecke von Gesundbrunnen bis Witzleben Trümmer, Trümmer. Vier- bis fünfstöckige Häuser ausgebrannt. Zusammengestürzte Häuser, ausgebrannte Bahnwagen. Auf den Dächern lagen die Ziegel lose und die Fensterscheiben raus. Auf einem Feld hatten etwa 800 bis 1000 Baracken gestanden, es standen nur noch die Schornsteine. In den Verkehrsmitteln gibt es nur ein Gespräch: Bombenangriffe. Alles unterhält sich miteinander. Wir gingen auch, um uns die Bombenschäden in unserer Gegend anzusehen. Um die Ecke in der Frankenallee ist der vierte Stock eines Hauses ausgebrannt. Hier hat auch Vati gelöscht. Unbeschreiblich sah die Reichsstraße aus. Vom Adolf-Hitler-Platz bis zur Kastanienallee sind alle Schaufenster mit Brettern vernagelt. Von der Kastanienallee bis zur Bundesallee ist die Reichsstraße auf beiden Seiten ein Trümmerhaufen. Die Häuser sind bis ins Erdgeschoß ausgebrannt, an einzelnen Stellen brannte es noch. Die Straße war mit Schutt und Steinen bedeckt. Auch das Haus, in dem Wolfs seinen Laden hatte, hat einen Volltreffer bekommen. Unser Kartoffelladen und Bolle sind auch vollständig ausgebrannt. Bolle verkauft seine Milch auf der Straße. Dann gingen wir weiter in die Herder-Schule. Etwa auf der Grenze zwischen unserem Schulhof und den Hinterhäusern der Reichsstraße sitzt der Volltreffer der Luftmine. Die Hinterhäuser sehen noch viel schlimmer aus als die Vorderhäuser. In unserer Schule ist keine Scheibe mehr drinnen, auch sind teilweise die Rahmen gänzlich raus. Die Ziegel alle lose, der Schulhof gänzlich mit Schutt und Trümmern bedeckt. Von der hohen Mauer steht nichts mehr. Von der Pappelreihe ragten nur noch einige blattlose Strämpel gen Himmel Es ist in unserer Gegend noch mehr passiert, doch wir hatten keine Zeit, es uns anzusehen.

Wuthenow, 13.10.43. Unsere Herbstferien dauern an. Jeden Montag erkundigt man sich, ob vielleicht schon Schule ist. Dieser Zustand währt bereits viereinhalb Wochen. Außerdem erhielt ich von Irmgard, die jetzt in Bayreuth weilt, die Nachricht, daß sich Inge mit einem 29jährigen Schrittsteller aus Wien verlobt hat. Sie ist die erste aus unserer Klasse, Sensation !

Wuthenow, 23.11.1943, 16.00 Uhr. Berlin hatte bis jetzt 6 Terrorangriffe mitgemacht. Die Angriffe haben sich in ihrer Stärke gesteigert. Am 23.11. früh konnten wir noch mit Vati telefonieren. Wir erfuhren, daß bei uns alle Fenster und Türen rausgeflogen sind, ferner Brandbomben in den vierten Stock durchgeschlagen haben. Der Angriff ist furchtbar gewesen. Was sonst noch los ist, wußte er nicht zu sagen. Den ganzen Tag und auch in der Nacht versuchten wir, ein Blitzgespräch durchzubekommen. Doch vergebens. Es sind noch kaum Flüchtlinge hier, da die Bahnen alle unterbrochen sind. Soweit man den

Gerüchten glauben kann, ist unsere Gegend schlimm dran gewesen. Abends war ein erneuter Terrorangriff. Wir bekommen kein Gespräch, auch von Herrn Bönig, das Amt und so weiter, durch. Wir wissen nichts. Mutti wollte heute nach Berlin fahren. Doch die Züge gehen nur bis Spandau-West und Reinikkendorf. Sie fuhr nicht.

21.30 Uhr. Um halb 6 Uhr kam Vati hier an. mit Rad und Rucksack, aufgelöst. Das erste, was er sagte, wir haben alles verloren. Leipziger Straße bis in den Keller ausgebrannt, desgleichen bei Omi. Unser Haus ist auch so ziemlich abgebrannt. Was das Feuer nicht vernichtet hat, hat das Wasser. Ganz Berlin mehr oder weniger ein Trümmerhaufen. Vati ist teilweise mit Rad, teilweise mit der Bahn gekommen. Alles zu beschreiben, was kaputt ist, würde zu weit führen. Von unseren Bekannten werden wohl auch viele alles verloren haben. Zur Zeit ist ja jeder woanders. Augenblicklich ist wieder Alarm. Sie werden sich wohl wieder über Berlin austoben.

Wuthenow, 5.3.1944. Gestern war schönes Wetter und so hatten wir wieder einmal Alarm. Es war das erste Mal, daß wir feindliche Geschwader gesehen haben. Sie flogen so hoch, daß wir die Kondensfahnen erkennen konnten. Aber trotz der Höhe sah man noch die Maschinen.

Wuthenow, 11.3.1944. Am 8.3. war ich mit Mutti in Berlin. Wir wollten in die Staatsoper zu Arabella. Als wir morgens in Berlin ankamen, sahen wir uns noch ein bißchen um. Es sind nur noch Trümmer. Dann fuhren wir zu Vati ins Büro. Dort aßen wir erst mal Mittag. Man muß sich dort Eßbestecke gegen 5 Reichsmark leihen. Für uns alle zu leihen kostete 40 Mark. Also jede Gabel 5 Mark. Als wir wieder oben waren, ging es los. Der Alarm hörte sich sehr unheimlich an, da ein Sirenenwagen rumfährt. So entfernt sich das Geheul und kommt wieder näher. Wir zogen alle in den Keller. Nach 2 1/2 Stunden kam Entwarnung. Wir stürzten nun ins Theater. Doch mit der ersten U-Bahn kamen wir nicht mit. Aber wir kamen noch rechtzeitig in die Oper. Sie begann statt um 15 Uhr erst um 17 Uhr. Es war eine sehr schöne Aufführung in einem schönen Haus. Um kurz vor 20 Uhr fuhren wir wieder nach Wuthenow. Die Ruinen sahen im Mondschein noch unheimlicher aus.

Wuthenow, 23.4.44. Es gibt jetzt folgende Witze und Verquatschungen mit Berlin und Bomben: Wilmersdorf = Wimmersdorf, Charlottenburg = Klamottenburg, Spittelmarkt = Splittermarkt, Lichterfelde = Trichterfelde. Welche Stadt hat die meisten Warenhäuser ? Berlin: Da waren Häuser, dort waren Häuser. Ist einer ausgebombt, so hat er sich planmäßig von seiner Wohnung abgesetzt. Steglitz = steht nichts.

Wuthenow, 15.6.44. Auch in dieser Woche hatten wir höchstens zweimal Schule. Es ist Alarm oder Aufnahmeprüfung oder sonst was. Jetzt gibt es keine Blitzgespräche mehr. Die Post kommt nur noch dreimal die Woche. An Sonntagen fahren keine Schnellzüge mehr. Man darf jetzt keine Kinokarten mehr telefonisch bestellen, weil das Telefon überlastet ist.

Wuthenow, 4.8.1944. Jetzt ist die Arbeitspflicht für Frauen bis zu 50 Jahren erweitert. Auch muß man jetzt für jede Reise eine polizeiliche Erlaubnis haben oder die Kleiderkarte abstempeln lassen. Einmal im Jahr darf man die Kleiderkarte nur abstempeln lassen. Nur Reisen bis zu 100 km im Personenzug sind frei. Man munkelt aber, daß die Sperre auf 50 km herabgesetzt werden soll. Die 5. und 6. Jungensklassen sind weggekommen. Sie müssen im Osten Schanzen schippen. Drei Wochen soll das dauern. Die Leute überlegen sich jetzt, unter wessen Besatzung es netter wäre. Ob unter russischer oder amerikanischer. Wir haben herausgefunden, daß wir für einen Durchmarsch hier sehr günstig auf einer Halbinsel wohnen. Wir rechnen jeden Tag damit, daß unsere Klasse zum Einsatz wegkommt.

Maranja Mellin

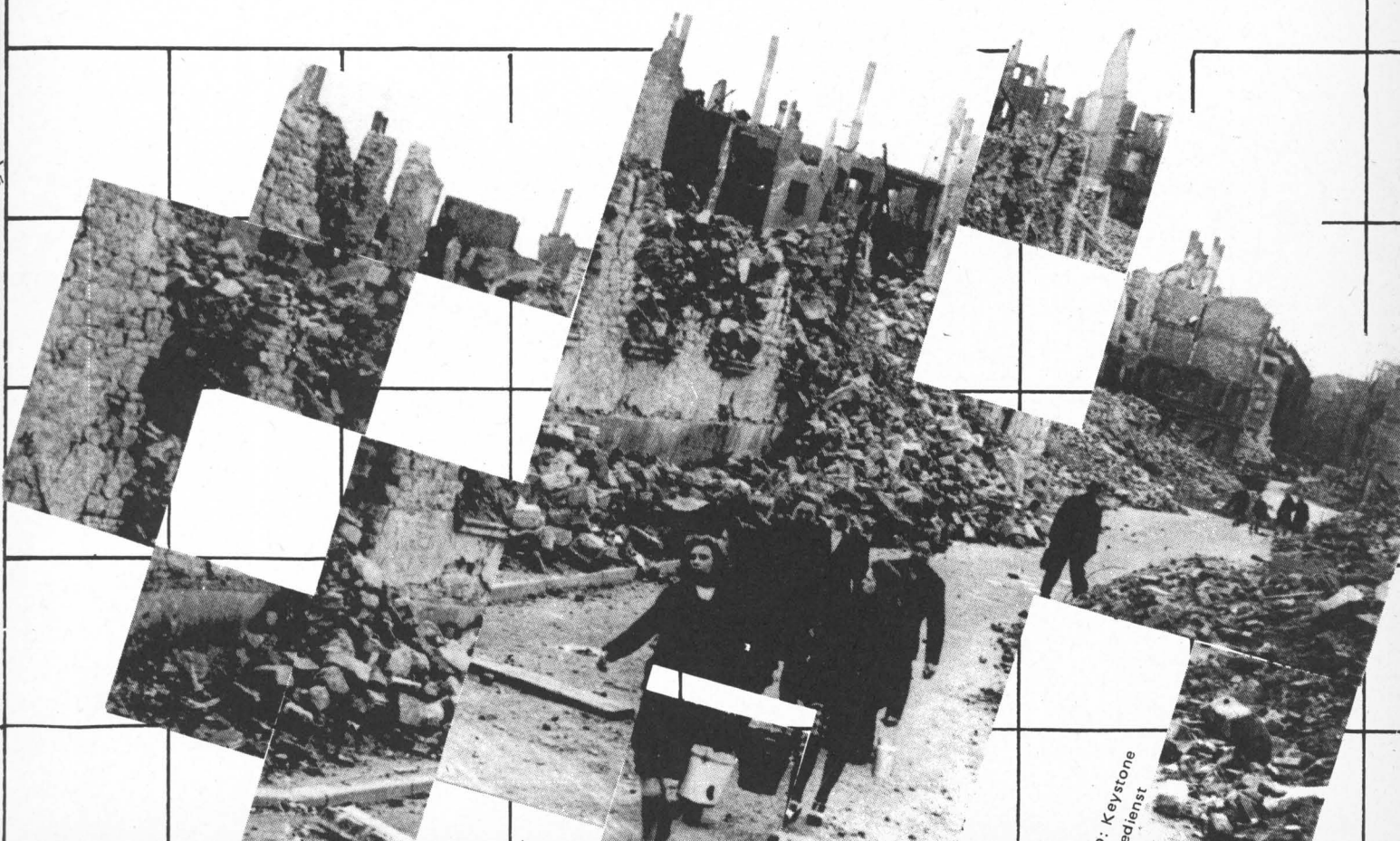


Foto: Landesbildstelle Berlin

...nur ein kleines Heimat

Foto: Landesbildstelle Berlin

Nachdem 1942 bei Stalingrad die deutsche 6. Armee unter General Paulus durch die russischen Truppen eingeschlossen und vernichtet worden war, wurde der Krieg immer schlimmer, sowohl an der Front als auch in der Heimat. Die Fliegeralarme häuften sich. Das Gepäck in Form von kleinen Täschchen und kleinen Rucksäcken, welche das Notwendigste für jedes Kind enthielten, lag immer bereit. Die Kleinsten riefen schon „Ala" = Alarm, wenn die Sirene ertönte und liefen zu ihren Rucksäcken, und wieder ging es in den Keller. Oft mußten sie nachts aus ihren warmen Bettchen gerissen werden! Das Rennen in die kühlen Keller bekam den Kindern schlecht. Oft waren sie krank, sie bekamen Mittelohrentzündungen und hohes Fieber. Sie hatten Schmerzen und weinten. Ich trug sie herum, versuchte sie zu trösten und gab ihnen die Medikamente, die ihnen verordnet worden waren. Ich weinte viel. Wo mochte mein Mann sein. Wie mochte es ihm gehen? Das zweite Urlaubskind war unterwegs. Ich war am Rande meiner Kräfte und mußte doch da sein für meine kleinen Kinder, die ich liebte. Oft kam keine Post, dann wieder mehrere Briefe zusammen, die sich unterwegs gesammelt hatten durch irgendeinen Stau. Nichts konnte man tun, nur warten und hoffen ...

1943 kam das 2. Urlaubskind zur Welt, das fünfte unserer Kinder. Als die Nachricht der Geburt seines Töchterchens den Vater in Rußland erreichte, feierte seine ganze Einheit mit ihm dieses Ereignis, und der fertig gebaute Bunker bekam den Namen des Kindes. Ich empfand, wie auch das Mal davor, wie von einem solch kleinen Kind ein seltsamer Trost ausgeht. Es war auch ein Stück Leben von ihm, von dem ich nicht wußte, ob er in diesem Moment noch lebte.

Die Fliegeralarme häuften sich, und die Zerstörungen waren schrecklich. Immer die A n g s t !

Ach, lieber Gott, dachte ich, nur ein kleines Heimatschüßchen, Du siehst doch, ich halte es einfach nicht mehr aus, nein, ich halte es einfach nicht mehr aus, das siehst Du doch ...

Er bekam Heimaturlaub und konnte sein kleines Töchterchen sehen. Nach ein paar Tagen wurde er sehr krank. Ich begann, mir Vorwürfe zu machen, daß ich ihn womöglich totgebetet hätte, denn es ging ihm schlecht mit seiner hochfieberhaften, wässrigen Rippenfellentzündung. Im Reservelazarett in Schwäbisch Hall mußte er zweimal am Tag punktiert werden. Ich

Schüßchen

konnte oft zu ihm gehen, manchmal aber mußte ich heulen aus Angst. Ich wollte ihm auch nicht sagen, daß wieder ein Kind krank war. Das Lazarett, in dem er lag, hatte viele Schwerstkranke. Es fehlte an Ärzten. So holten sie ihn oft noch als Patienten aus dem Bett, damit er andere behandelte. Er bekam einen Rückfall. Langsam, sehr langsam nur wurde er gesund. Fronttauglich war er danach nicht mehr, Gott sei Dank. Als es ihm wieder so ging, daß er arbeiten konnte, wurde er im Heimatlazarett verwendet, das zum Schluß so überbelegt war, daß selbst in den Gängen Bett an Bett stehen mußte.
Ich trug das 6. Kind nach überstandener Krankheit wie ein Geschenk in den Friedensschluß hinein.

1944 mißglückte ein Versuch deutscher Offiziere und Politiker, Hitler durch ein Attentat zu beseitigen. Es war am 20. Juli. Die Amerikaner landeten an der Kanalküste der Normandie und befreiten Frankreich. Griechenland und Finnland werden von den deutschen Truppen geräumt.
„Der Volkssturm" wird aufgerufen, ist aber mangelhaft bewaffnet. Die Luftangriffe häufen sich immer mehr. Heilbronn brennt. Man sieht den roten Himmel von Schwäbisch Hall aus. Die Menschen sind verkohlt auf den Straßen. Gebäude in Schwäbisch Hall, der Bahnhof ist zerstört. Die Kinder müssen zur Beerdigung der im Luftschutzkeller zerbombten Lehrerin. Es gibt Luftalarm. Das Rennen in den Keller muß schneller gehen mit allen Kindern. Durch das schnelle Rennen bekomme ich frühzeitig Wehen. Wir dürfen in den Luftschutzkeller des Krankenhauses. Die Oberin gibt mir eine Schwester für die Kinder im Keller, die sich um sie kümmert und nimmt mich hinauf in ihr Zimmer, legt mich auf ihr Sofa und gibt mir wehenstillende Mittel. Ich bin ihr sehr dankbar. Ich darf wiederkommen, denn es wiederholt sich bei jedem Luftalarm.
Zu Hause ist der Strom ausgefallen. Wir können in der Wohnung, die nur elektrisch bedient ist, kein Feuer machen. Sie ist an das Fernheizwerk des Krankenhauses angeschlossen. Ich darf zur Nachbarin gehen und etwas kochen. Wir müssen uns auf eine Kochkiste umstellen, in die morgens früh ein Eintopf hereingestellt wird, damit er warm bleibt.

1945. Die Sowjettruppen erobern die Ostgebiete. Es gibt eine Massenflucht. Viele Menschen, besonders Kinder, sterben, er-

Foto: Ullstein Bilderdienst

frieren, werden krank, müssen unterwegs begraben werden in irgend einem Wald, wie das Kind meines Vetters, während er im Gefangenenlager in Rußland verhungerte. Alte Menschen und ganz junge Söhne werden noch eingesetzt als Heimwehr, um den Feind noch aufzuhalten. Straßensperren werden aufgestellt und Brücken gesprengt.

Der Feind, hieß es, bewegt sich schon auf Schwäbisch Hall zu. Der Blockwart forderte mich auf, wie alle Frauen mit Kindern, aus der Stadt zu fliehen. Ein Bus würde abends bereit stehen, uns aufzunehmen. Ich stand da, schwanger, mit fünf kleinen Kindern und beschloß, der Aufforderung nicht nachzukommen. Wohin sollte ich fliehen und wozu? In der Ungewißheit, in diesem Zustand und mit den Kleinen? Mochte es kommen, wie es wollte – ich blieb. Am nächsten Tag hörte man, daß der Bus nicht weit gekommen sei. Die SS war zu Fuß unterwegs in Richtung Waldenburg, schnappte sich den Bus, hieß alle Frauen und Kinder aussteigen und fuhr davon. Da standen die armen Menschen und mußten, da nichts mehr fuhr, zu Fuß nach Hause gehen.

Es war April. In der Zeitung ist zu lesen „siegreiche Kämpfe um den Sperriegel von Schwäbisch Hall". Siegreiche Kämpfe! Es war Waldenburg, eine kleine Stadt mit Schloß, das –auf der Höhe gelegen – noch den letzten Widerstand bieten konnte durch seine Lage.

Die Parole wurde ausgegeben, alle Frauen sollen auf den herannahenden Feind heißes Wasser aus den Fenstern gießen. Ich konnte nur noch den Kopf schütteln. Was sollte das noch?

Hall wurde beschossen. Ich floh in meinem schwangeren Zustand mit den Kindern in das Krankenhaus, wo die Schwester uns wieder aufnahm. Mein Mann war im Lazarett tätig, konnte aber zu uns kommen. Wir waren im Luftschutzkeller, als morgens die Amerikaner kamen. Es waren junge Menschen. Sie hatten Durst. Wir gaben ihnen zu trinken. Sie wendeten sich freundlich meinen Kindern zu, sprachen sie an und strichen ihnen über das Köpfchen. Dies war der Feind.

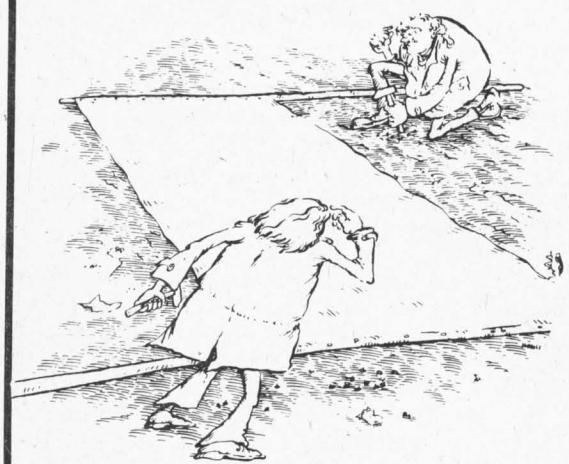
Als wir wieder in unsere Wohnung kamen, war die Türe eingetreten. Alles war durchsucht worden, die Schränke durchwühlt, aber nichts war zerstört. Unter dem Bett eines Kindes lag meine Laute. Die Nachbarn erzählten, sie haben sie singen hören, einer habe dazu die Laute gespielt.

Das Kriegsende war gekommen. DeGaulles Truppen zogen durchs Land und machten Quartier für sich. Viele Leute wurden aus ihren Wohnungen gewiesen und mußten versuchen, bei Bekannten unterzukommen. Da läutete es eines Tages auch an unserer Wohnungstüre. Unser kleiner Sohn öffnete. Da standen französische Soldaten. Ich wußte: sie wollten auch hier Quartier machen. Ich war allein mit fünf Kindern, schwanger mit dem 6. Kind, mein Mann noch im Lazarett. Was sollte ich tun? Abschreckung ist meine einzige Rettung, dachte ich. Ich muß irgend etwas Fürchterliches tun! Aber was? Da sah ich unser kleinstes Kind noch auf dem Töpfchen sitzen. Ich packte das kleine Töchterchen in meinen linken Arm, das Töpfchen nahm ich in die rechte Hand und ging an die Wohnungstüre. Alle Kinder umringten mich und ich streckte meinen graviden Leib noch extra stark hervor, als ich dem französischen Soldaten gegenübertrat. „Heil Hitler", entfuhr mir der Gruß. „Was Sie da sagen?" antwortete der französische Soldat und sah mich streng an. „Mein kleiner Sohn sagt mir, daß Sie mich sprechen wollen", antwortete ich, fest den Topf in der Hand und das kleine Kind auf dem Arm. Entsetzt sah mich der Soldat an und stammelte: „Das all Ihr?" „Ja", sagte ich, „ das sind alles meine Kinder, und hier (ich deutete auf meinen schwangeren Leib) ist noch eins drin!" – „Das zuviel, das zuviel", rief er bestürzt und wendete sich rasch um und verschwand mit seinen Kameraden. Es war mein Glück gewesen. In der Nachbarschaft trieben sie es schlimm.

Renate Buck-Winkler

Anzeige

Jeder macht was er will. Aber das machen wir gemeinsam.



Und es geht. Weil wir nämlich im Grunde genommen alle das gleiche wollen. Eine gute Zeitung machen. Die für den Leser nützlich ist. Denn keiner von uns macht was für sich selbst, schon gar nicht die Zeitung. Die machen wir für den Leser. Gemeinsam. Obwohl wir in der Redaktion durchaus nicht immer einer Meinung sind. **Lesen Sie es mal nach.**

Das NEUE-Abonnement kostet im Vierteljahr 46,50 DM. Nutzen Sie aber zunächst unser Angebot zum Kennenlernen:

DIE NEUE eine Woche kostenlos ins Haus. Senden Sie uns einfach folgenden Coupon

Neue: links, unabhängig, aber freilich parteilich

Die Neue
TAGESZEITUNG

Ja, ich möchte DIE NEUE unverbindlich eine Woche probelesen!

Name

Straße

Ort

Unterschrift

an DIE NEUE Abt. W 87 Oranienburger Str. 170-172, 1000 Berlin 26

Der Weihnachtsmann hat ihr einen Vati gebracht

Als ich merkte, daß unser 3. Kind geboren werden sollte, brach im September 1939 der Krieg aus. Erich wurde erst nach dem Polenfeldzug eingezogen und kam Ende September in das Grenzgebiet im Westen, von wo er mir noch oft schrieb. Weihnachten war ich zum ersten Mal mit den Kindern alleine. Ende Februar 1940 kam Erich noch einmal auf Urlaub nach Hause. Ich war nun schon hochschwanger, und als Erich abfuhr, wollte er nicht, daß ich ihn auf den Bahnhof begleitete. Ich ging nur bis zur Haltestelle der Straßenbahn mit, wo ich ihn zum letzten Mal gesehen habe. Wenn es die Redensart gibt: Einsamkeit bricht das Herz, in dem Augenblick habe ich etwas Ähnliches gefühlt.

Dann begann am 10.Mai die Offensive in Frankreich und damit totale Urlaubssperre. Für Erich fingen die Kriegshandlungen am 9.Juni an, und gleich morgens um 5 Uhr, als er mit seinem Zug bei dichtem Nebel über eine Brücke mußte, traf ihn ein Granatsplitter an der Hauptschlagader am linken Bein. Er verblutete. So hat er Brigitte gar nicht gesehen.

Erichs Bruder Dietrich - er wurde in der Familie Dieter genannt - besuchte uns von Essen aus, wenn er Urlaub hatte. Während des Wintersemesters 1941/42 bekam er Studienurlaub, um sein Ingenieur-Examen machen zu können. Er war ja selbst vaterlos aufgewachsen und hatte sich vorgenommen, sich um unsere Kinder zu kümmern, besonders um Dieter, dessen Patenonkel er war. Ich hatte zwar mehrere Kollegen von Erich und deren Frauen, freute mich aber sehr, wenn Dieter zu uns kam. Erich hatte immer ein besonders gutes Verhältnis zu seinem jüngsten Bruder gehabt, und Dieter war auch früher, als Erich noch lebte, oft bei uns gewesen.Ich mochte sein Wesen gleich, als ich ihn kennenlernte, sehr gern. Jetzt schrieben wir uns, wie es im Krieg üblich war, numerierte Briefe. Im Sommer 1942 kamen dann zwei Briefe kurz hintereinander mit gleichem Inhalt an, als 21a und 21b bezeichnet. Den einen hatte Dieter mit der Feldpost geschickt, den anderen einem Kameraden mitgegeben, der Urlaub bekam, damit er ihn in Deutschland einsteckte.Dieter war zu der Zeit in Norwegen stationiert. Die Briefe fingen damit an, ich sollte mich erst einmal vor dem Lesen hinsetzen, damit ich nicht vor Schreck umfiele.Und dann kam ein Heiratsantrag.

Ich fiel tatsächlich aus allen Wolken, nicht nur, weil ich über drei Jahre älter war als er, sondern vor allem, weil ich glaubte, die drei Kinder wären eine zu große Belastung. Nach einigen Briefen hin und her überzeugte mich Dieter, daß er sich alles wohl überlegt hätte und ja gerade gern den Kindern den Vater ersetzen wolle. Ich habe ihm dann zugeschrieben, und gerade zum Weihnachtsfest 1942 bekam Dieter - nun aus Rußland - 6 Tage Sonderurlaub zum Heiraten. Am Heiligen Abend gin-

Foto: dpa-Bild

Foto: Keystone Pressedienst

gen wir vormittags zum Standesamt. Trauzeugen waren zwei Kollegen von Erich. Kirchlich getraut wurden wir erst am Tag unserer silbernen Hochzeit.

Schon abends , als Dieter die Kerzen am Weihnachtsbaum anzündete, wußte ich ganz sicher, daß es für uns alle gut sein würde, daß es so gekommen war. Helga, die im ersten Jahr zur Schule ging, erzählte ihrer Lehrerin, der Weihnachtsmann habe ihnen einen Vati gebracht, und Dietersohn verkündete stolz, sein Patenonkel sei jetzt sein Vati und sein Vati sein Patenonkel. Brigitte, die noch nicht drei Jahre alt war, fand es offensichtlich auch gut, mit einem Vater schmusen zu können. Alle nannten ihn sofort "Vati".

Als Dieter dann gleich nach Weihnachten wieder nach Rußland abfahren mußte, begleitete ich ihn auf den Bahnhof. Der Zug war so voll, daß er noch auf dem Trittbrett stand, als dieser abfuhr. Ich konnte mich natürlich nicht ganz von der Sorge freimachen, ihm könne auch im Krieg etwas zustoßen, war aber eher zuversichtlich, daß er zurückkäme.

Im Sommer 1943 kam Dieter zu einem Offiziersanwärterlehrgang nach Leipzig, wo ich ihn einmal besucht habe. Sonst sahen wir uns in diesem Jahr nicht.

Am 1.August 1943 wurde er an das V-Waffenwerk Peenemünde auf der Insel Usedom dienstverpflichtet. Seitdem Deutschland auch mit Rußland einen Krieg angefangen hatte und in den Osten vorgedrungen war, geriet die Heeresleitung durch den Zweifrontenkrieg in immer größer werdende Bedrängnis. Dieters Bruder Werner war nach Peenemünde als Statiker versetzt worden und hatte Dieter vorgeschlagen, weil Maschinenbau-Ingenieure dringend gebraucht wurden. Die Beschäftigten bei diesem Werk, das in einem Sperrgebiet lag, konnten ihre Familien nachholen, wenn sie auf der Insel außerhalb des Sperrgebiets eine Unterkunft fanden. Da es in Dortmund mit den Fliegerangriffen immer schlimmer geworden war, versuchte ich nun, auf Usedom unterzukommen. Ich besuchte Dieter, und wir fanden ein möbliertes Zimmer, in dem wir beide mit Brigitte bei Küchenbenutzung wohnen konnten. Nun war ich aber von Helga und Dieter, die mit der Schule in ein Dorf evakuiert waren, noch weiter entfernt, und das bei unvorstellbar schwierig gewordenen Verkehrsverhältnissen. Es gelang uns nach vielen Bittgängen, eine kleine möblierte Wohnung in demselben Ort Koserow zu bekommen.

Da in Koserow zu der Zeit noch die Volksschule in Betrieb war, holte ich im Sommer 1944 Dietersohn zu uns. Am liebsten hätte ich auch Helga mitgenommen,brachte es aber nicht fertig, weil ihre Pflegeeltern mich so baten, sie dort zu lassen. Erst als man trotz aller Siegesmeldungen im Radio von Rückzügen im Osten hörte, machte ich noch einmal die weite Reise und holte auch Helga zu uns. Eine sehr schöne Erinnerung ist für mich das Weihnachtsfest 1944. Wir waren wieder alle zusammen, und Dietervater hatte für die Kinder sehr hübsche Spielsachen gemacht. Die beiden Mädels bekamen Puppenstuben, ein Wohn - und ein Schlafzimmer mit vielen kleinen Einzelheiten. Dietersohn bekam einen Leuchtturm mit verschiedenen farbigen Lampen, die wie richtige Scheinwerfer strahlten.

Als ich Dieter heiratete, hoffte ich, auch von ihm Kinder zu bekommen. Im Sommer 1944 waren wir zu einem bekannten Frauenarzt an der Universität nach Greifswald gefahren, weil ich meinte, bei mir sei etwas nicht in Ordnung, daß sich kein Kind einstellte. Der Arzt schob es auf die ständige Unruhe zu der Zeit und verschrieb mir beruhigende Mittel und Vitamin E. Im September merkte ich, daß ich schwanger war, zur selben Zeit, als es zur Gewißheit wurde, daß die Ostfront sich nicht halten konnte.

Im Winter 1944/45 zeichnete es sich immer mehr ab, daß wir nicht auf Usedom bleiben könnten. Die ersten Trecks aus dem Osten kamen auf die Insel und hatten unter anderm auch die Schule belegt. Helga und Dieter haben im ganzen rund ein Jahr lang keinen geregelten Unterricht gehabt. Im Februar war unsere Lage so kritisch geworden, daß wir Anfang März zu

meiner Mutter nach Rostock fuhren. Dietervater mußte zu gleicher Zeit mit seinem Werk nach Bleichenrode im Harz, wo das Peenemünder Werk in verlassenen Salzbergwerken weiterarbeiten sollte. Daraus wurde aber nichts, weil inzwischen die Amerikaner von Westen und die Russen von Osten in Deutschland eindrangen. Dieter wurde bald mit seinen Kollegen entlassen, und jeder mußte sich durchschlagen, so gut er konnte.

Die Kinder und mich hatte Dieter noch in Wolgast in einen dort schon überfüllten Zug gebracht, in den wir durch ein Fenster einsteigen mußten, weil die Gänge völlig verstopft waren. Ich war inzwischen im 7. Monat schwanger, und da war es ein recht schwieriges Unternehmen. Die Fahrt nach Rostock war eine Qual, aber ich vergesse auch nie, wie hilfsbereit alle Menschen waren. In Koserow mußten wir alles, was wir nicht mit uns nehmen konnten, zurücklassen. Briefe und viele persönliche Dinge hat Dietervater in einer kleinen Eichentruhe vergraben. Daher ist alles, was für unsere Nachkommen von Interesse wäre, verloren gegangen.

Körperlich ging es mir trotz allem einigermaßen, und wenn jemand meinte, mich bedauern zu müssen, daß ich gerade zu der Zeit ein Kind erwartete, so war ich doch froh, daß es so war. Ende April wurde Rostock zur Festung erklärt, und alle Mütter mit kleinen Kindern mußten die Stadt verlassen. Mehrere Schiffe brachten die Frauen und Kinder nach Dänemark.Da nun die Geburt meines Kindes unmittelbar bevorstand, bat ich- so streng wurde damals alles reglementiert - um die Erlaubnis, nach Parchim fahren zu dürfen, weil dort ein Onkel von uns Arzt wäre, und ich Hilfe hätte. Zum Glück bekam ich die Erlaubnis und einen der wenigen noch fahrenden Züge nach Parchim. Später hörte ich, daß von den Schiffen mit Flüchtlingen ein oder zwei auf Minen gelaufen waren und untergegangen sind.

In Parchim kam Helga zu Onkel Otto und Tante Mieken, während meine Schwiegermutter Dietersohn, Brigitte und mich aufnahm. Als dann die Russen immer näher kamen, durfte ich wieder nicht in der Stadt bleiben, sondern mußte weiter nach Methin, wo in einem Schloß, das der Zigarettenfirma Neuerburg gehörte, ein Entbindungsheim eingerichtet worden war. Die Kinder blieben erst noch in Parchim. Ein Wehrmachtsfahrzeug brachte mich in das Schloß, und während der Fahrt wurden wir von Tiefliegern der Russen angegriffen. An Einzelheiten kann ich mich nicht erinnern, nur, daß es für mich quälend war, von den Kindern getrennt zu sein. Deshalb war ich dankbar, als man mir in dem Heim, das sehr einsam lag, anbot, meine Kinder auch dorthin zu holen.Parchim sollte verteidigt werden und wurde auch kurze Zeit beschossen. In der Nacht fuhr dasselbe Wehrmachtsfahrzeug, das mich gebracht hatte, mit mir nach Parchim, um die Kinder zu holen.

In Methin, das mit einem großen Gut verbunden war, gab es noch reichhaltig zu essen. In Erinnerung ist mir noch ein grosser Kübel mit Milch und Brote mit Schinken, so viel jeder wollte. Mit mir waren dort etwa 15 Frauen, die entweder schon entbunden hatten, oder kurz vor der Geburt standen. Ich war die Einzige, die größere Kinder bei sich hatte.

Inzwischen war bekannt geworden, daß nach Berlin am 2. Mai auch Ludwigslust, etwa 30 Kilometer von Parchim entfernt, kapituliert hatte. Von deutschen Soldaten war nichts mehr zu sehen. Alle versuchten, aus dem Gebiet, wo die Russen erwartet wurden, fortzukommen und in das, in das die Amerikaner vordrangen, zu gelangen. Mehrere Frauen vergruben Schmuck und Wertsachen im Park des Schlosses. Ich hatte meine Schmucksachen, die fast alle von meinen beiden Großmüttern stammten, in einer kleinen Ledertasche, hielt es aber für aussichtslos, sie retten zu wollen. Der erste Russe, der mir begegnete, nahm die ganze Tasche mit. Nur meinen Ehering hatte ich gut versteckt, und der ist mir auch geblieben. Darüber bin ich besonders froh, weil Dietervater den von Erich trug und auch retten konnte.
Wir Frauen hatten uns alle in einem Raum des Heimes zusam-

Anzeige

ELEFANTEN PRESS

VERLAG GMBH

Bitte fordern Sie kostenlos unseren ELEFANTEN EX PRESS mit ausführlichen Informationen über uns und das neueste Verlagsprogramm an!
Verlagsanschrift: Dresdener Straße 10, 1 Berlin (West) 36

Zwischen
Krieg und Frieden

Gegenständliche und realistische Tendenzen in der Kunst nach 45

Frankfurter Kunstverein
Elefanten Press

EP 48 DM 29,80
240 Seiten, über 250 Abbildungen, z.T. farbig, broschürter Großband, 21 x 30 cm

Hrsg. Kunstverein Frankfurt
Mit Beiträgen u.a. von:
H. Ahlheit, J. Beckelmann, G. Bussmann, R. Diederich, I. Fach, I. Fetscher, J. Held, R. Hiepe, K.L. Hofmann, R. Rosinski, G. Schultheiß.

Widerstand statt Anpassung

Deutsche Kunst im Widerstand gegen den Faschismus 1933 bis 1945

EP 28 DM 29,80
280 Seiten, broschürter Großband 24,5 x 31 cm. Über 500 Abbildungen im Kunstdruck

Widerstand statt Anpassung

KÄTHE KOLLWITZ

DRUCKGRAPHIK –
PLAKATE –
ZEICHNUNGEN
Herausgegeben von Renate Hinz

DM 29,– Broschur
DM 39,– gebunden
154 Seiten, großformatiger Bildband, stabile engl. Broschur
24,5 x 31 cm, 150 Abbildungen im Kunstdruck, gute Ausstattung

Foto: Ullstein Bilderdienst

mengetan. Der Arzt, der zur Betreuung der Frauen angestellt worden war, war bald nach meiner Ankuft verschwunden. Männlicher Schutz hätte uns auch nichts genützt. Schlimmer war, daß die Leiterin des Heims – sie hieß Frau Lustig! – ihrem 2jährigen Sohn den Inhalt von mehreren Ampullen Morphium gegeben hatte und dann auch selbst eine große Menge davon einnahm. Das Kind starb bald, während die Mutter sich noch mehrere Stunden quälen mußte, bis sie tot war. Von den Frauen waren mehrere so verzweifelt, daß sie sich auch das Leben nehmen wollten, kamen aber zum Glück nicht an den Medikamentenschrank. Wenn ich mich richtig erinnere, habe ich keinen Augenblick an eine solche Lösung gedacht.

Gegen Abend des 3. Mai sah ich von einem Fenster aus den ersten Russen. Er war allein und wagte sich wohl noch nicht in das Haus. Dann kamen mehrere – wie ich später erfuhr – Polen, die als Zwangsarbeiter auf dem Gut hatten arbeiten müssen, zu dem auch eine Weinbrand-Brennerei gehörte, und die sie geplündert hatten. Sie waren betrunken und vergewaltigten mehrere Frauen, die schon entbunden hatten, und zwei junge Pflegerinnen, die bei uns geblieben waren. Mich bedrohte ein Pole mit einem offenen Schwert, das er irgendwo im Schloß gefunden hatte, und verlangte von mir den Schlüssel zu einem Trakt des Schlosses, der nicht zu dem Entbindungsheim gehörte. Dort schien er noch Kostbarkeiten zu vermuten, die ihm vorenthalten wurden. Ich hatte keine Ahnung, wo der Schlüssel sein könnte und hatte große Angst, er würde mich umbringen. Ich erinnere mich, daß ich geweint habe, vielleicht hat ihn auch mein Zustand davon abgehalten, jedenfalls tat er mir nichs.

Während der Nacht kamen noch mehrere Russen und Polen und plünderten und machten sich über die Eßvorräte her. In der Halle schossen sie auf die Ahnenbilder und alte Erinnerungsstücke. Wir Frauen beschlossen, gleich bei Beginn des Tageslichts das Schloß zu verlassen und zu versuchen, die nächsten Ortschaften zu erreichen. Eine Frau, die in der vorhergehenden Nacht entbunden hatte, ging mit uns. Bei einer anderen Frau setzten die Wehen unterwegs ein, und sie hätte ihr Kind im Chausseegraben bekommen, wenn es nicht noch gerade gelungen wäre, eine Hebamme und Hilfe aus einem nahegelegenen Dorf zu holen. Sie bekam ihr Kind dann in einer Schulklasse, die schnell dafür eingerichtet wurde. Ich ging, als sie untergebracht war, mit meinen Dreien weiter, traf sie später in Parchim wieder, wo sie mir erzählte, daß sie und das Kind alles gut überstanden hätten.

Wir wanderten den ganzen Tag weiter in Richtung Parchim In dem Jahr war der Mai verhältnismäßig früh warm, so daß wir öfters ausruhen konnten. Zu essen bekamen wir auch gelegentlich etwas. In Mecklenburg gab es verschiedene Depots mit Lebensmitteln, die die Wehrmacht angelegt hatte und die nun geplündert wurden. In Erinnerung ist mir, daß wir mehrere Dosen Ölsardinen geschenkt bekamen und wie gut uns die direkt aus der Dose schmeckten.

Im ganzen gingen wir 22 km, wie wir später feststellten. Etwa 6 km mußten wir zusätzlich gehen, weil wir, als wir schon dicht vor Parchim waren und in etwa 20-25 Minuten das Haus von Onkel Otto erreicht hätten, einen Umweg um ganz Parchim machen mußten. Die deutschen Soldaten hatten noch vor ihrem Abzug die Brücke über die Elbe gesprengt und damit den näheren Zugang zur Stadt unmöglich gemacht. Die Enttäuschung so dicht vor dem Ziel habe ich als das Schlimmste dieser Unternehmung in Erinnerung. Die kleine Brigitte hatte wunde Füße, und wir andern Drei waren auch sehr erschöpft. Wie sehr, mag die Tatsache erklären, daß wir unsere letzten Habseligkeiten, die wir noch bei uns hatten, im nächstbesten Schuppen versteckten und ganz ohne Gepäck weitergingen.

Die russische Kommandantur führte nach einigen Tagen eine gewisse Ordnung ein. Plünderungen und Vergewaltigungen wurden schwer bestraft. Auch in Parchim hatten sich viele Menschen das Leben genommen, als die Russen kamen. Durch die Propaganda des Nationalsozialismus war der Bevölkerung die Mentalität der Russen geradezu als bestialisch geschildert worden. Nach meinen Erfahrungen verhielten sich die Russen nicht anders als andere Menschen nach einem so langen Krieg. Später fand ich, daß viele Russen ausgesprochen gutmütig und kinderlieb waren.

Onkel Otto sorgte dafür, daß ich mein Kind im Parchimer Krankenhaus zur Welt bringen konnte. Der Chefarzt war zwar auch geflohen, dafür übernahm der Amtsarzt, Dr. Pfautsch, mit dessen Familie ich seitdem ich in die Moltke-Apotheke gekommen war, befreundet war, die Leitung. Er wurde später nach einer Denunziation, er habe sich an jüdischem Eigentum bereichert, in Haft genommen und nach Rußland gebracht, wo er ums Leben gekommen ist. Es ist einer der besonders tragischen Fälle, denn Dr. Pfautsch hatte sich völlig selbstlos für hilfebedürftige Menschen eingesetzt und ihnen geholfen. Die Dinge, die er angeblich von Juden in seinem Haushalt haben sollte, z.B. einen Kühlschrank und Teppiche, besaß er gar nicht. Man hatte sich – die Denunzianten waren Deutsche! – nicht die Mühe gemacht, sich davon zu überzeugen, ob die Sachen in seinem Haushalt waren, sondern ihn gleich abgeführt. Wahrscheinlich war für ihn belastend, daß er als Amtsarzt Sterilisationen durchführen mußte.

Am 16. Mai wurde unsere Tochter Gisela geboren. Wieder war die Geburt leicht, und das Kind war gesund und wog 7 Pfund. Wie glücklich war ich, daß ich nun dieses langersehnte Kind hatte! Im Krankenhaus war ich gut aufgehoben, die Hebamme kannte ich aus meiner Apothekenzeit. Dr. Pfautsch besuchte mich noch zweimal. Beim letzten Mal sagte er leise zu mir: „Es ist aus." Er hatte seine Schlüssel zu seinen Räumen im Krankenhaus abgeben müssen und wurde unmittelbar danach abgeführt.

Zwei Tage nach Giselas Geburt – den Namen hatten Dietervater und ich vor unserer Trennung festgelegt – kam Tante Mieken, die Frau von Onkel Otto, und erzählte mir, Dietervater, von dem ich seit unserer Trennung nichts mehr gehört hatte, sei bei dem Versuch, zu uns zu kommen, von den Russen aufgegriffen und abgeführt worden. Alles, was vorher gewesen war, hatte ich verhältnismäßig gut überstanden, aber bei dieser Nachricht verlor ich alle Fassung. Daß Dieter nun in die Hände der Russen gefallen war, schien mir das Schlimmste, was ihm passieren konnte.

Und dann kam am 5. Tag nach Giselas Geburt meine Schwiegermutter mit der unfaßbaren Nachricht, daß Dieter von den Russen freigelassen worden war und bei ihr in der Wohnung sei. Er könne aber nicht zu mir kommen, weil er erst die nötigen Papiere haben müßte, damit er nicht von neuem aufgegriffen würde.

Da Dieter vor seiner Ing.-Ausbildung in Parchim in einer Autoreparaturwerkstatt seine Lehre gemacht hatte, gelang es Onkel Otto, Dieter in einer anderen Kfz-Werkstatt als Geselle unterzubringen. Die Werkstatt arbeitete zur Zeit fast nur für die Russen, weil sie den Deutschen, sogar den Ärzten, alle Fahrzeuge weggenommen hatten. Am 22. Mai kam ich vom Krankenhaus in die Wohnung meiner Schwiegermutter. Den Augenblick zu beschreiben, als ich mit Gisela ins Wohnzimmer kam, und Dieter mit den drei Großen dort war, ist unmöglich. Nach all den Sorgen und der Ungewißheit in den letzten Tagen war es kaum faßbar, daß wir nun alle wieder zusammen waren.

Im Sommer 45 machte ein Gerücht in Parchim die Runde, das mich aus dem seelischen Gleichgewicht brachte. Mehrere Geschäftsleute und Bekannte sprachen davon, Erich wäre zurückgekommen. Obwohl ich sofort wußte, daß es nicht stimmen könnte, weil ich nach Erichs Tod seine Sachen, die er bei sich gehabt hatte, zurückbekommen hatte, träumte ich mehrmals von dem Konflikt, in den ich gekommen wäre. Schließlich erfuhren wir, wie das Gerücht entstanden war: In einer Parchimer Familie mit Namen Niemann war tatsächlich der Mann, der als in Rußland gefallen gemeldet war, und dessen Bruder die angebliche Witwe geheiratet hatte, zurückgekommen.

Onkel Otto und seine Frau richteten uns in dem Anbau ihres Hauses, in dem früher die Mutter von Tante Mieken bis zu ihrem Tod gewohnt hatte, eine Bleibe ein. Es war nicht viel Platz für uns sechs, aber wir waren sehr froh, daß wir alle zusammen sein konnten und gesund waren. Und vor allem: Der Krieg war zu Ende! Ganz besonders wohltuend empfand ich, daß nun auch die Verdunkelung nicht mehr nötig war. Ich erinnere mich genau, wie gern ich immer wieder zum Fenster rausgesehen habe und die erleuchteten Straßen und Fenster der Wohnungen angesehen habe. Während des Krieges, als wegen der feindlichen Fliegerangriffe nicht der kleinste Lichtstrahl nach draußen dringen durfte, hatte ich mir oft vorgestellt, wie schön es wäre, ein hellerleuchtetes Fenster zu sehen.

Margarete Beckmann

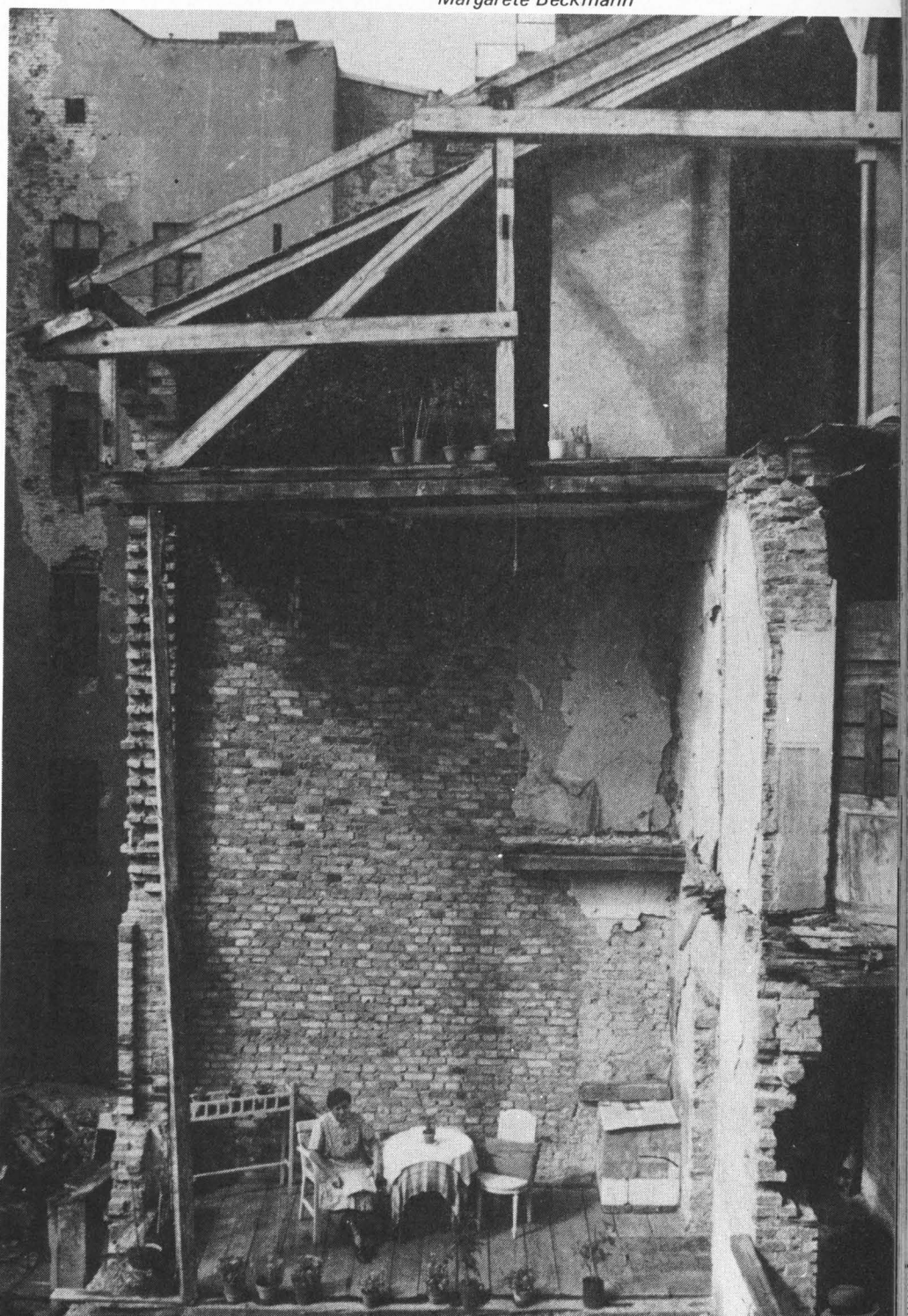


Foto: Landesbildstelle Berlin

Nun war ich Witwe

Frau Maria L. war zu Beginn des Krieges (1939) 33 Jahre alt. Sie war seit 1938 verheiratet und hatte bei ihrer Eheschließung eine zehnjährige Berufstätigkeit als Fürsorgerin hinter sich. Ihr Mann war Studienassessor mit den Fächern Religion, Mathematik und Erdkunde. Die erste Tochter Monika war bei Kriegsausbruch zweieinhalb Monate alt. Im September 1940 wurde die zweite Tochter Angelika geboren, und im April 1941 wurde ihr Mann eingezogen und gleich in Rußland eingesetzt. Im März 1943 wurde die dritte Tochter Dörte geboren.

Das Jahr 1943 brachte uns die schlimmen Bombenangriffe. Mindestens einmal, meist aber mehrmals in einer Nacht gingen die Sirenen. Wir mußten in den Luftschutzkeller. Für mich war es natürlich besonders schwer mit den drei kleinen Kindern. Für jedes Kind hatte ich einen Beutel gepackt mit Nachtzeug und Wäsche zum Wechseln und einem warmen Pullover, der stets griffbereit lag. Sobald die Sirenen gingen, mußten sie sich anziehen, ihre Beutelchen umhängen und losgehen. Angelika konnte es noch nicht allein; sie war ja auch erst zwei Jahre alt. Ich mußte ihr helfen und außerdem noch das Baby fertigmachen. Mitunter halfen Nachbarn, die Kinder in den Keller zu tragen. Manchmal waren sie schlaftrunken, meist aber waren sie sofort hellwach. Monika entwickelte sofort eine Aktivität, packte und suchte zusammen; Angelika stand meist völlig starr da, bleich, unfähig sich zu rühren, bis in die Lippen weiß und zitternd. Später las ich, welche Schäden diese frühkindlichen Erlebnisse hervorrufen können. Aber in diesen Zeiten konnte man nicht darüber nachdenken, diese kindlichen Reaktionen auch nicht sonderlich beachten. Es ging ums Überleben, und die Anforderungen des Tages waren so hart, daß man von dem Notwendigsten völlig in Anspruch genommen war.

Lebensmittel waren schon eine ganze Weile rationiert. Einmal wurden mir aus einer Umhängetasche die ganzen Lebensmittelkarten gestohlen. Der Verlust war unvorstellbar ! Meine Tabakskarten tauschte ich gegen Milch oder Zucker ein, manchmal; manchmal schickte ich auch meinem Mann ein Päckchen ins Feld.

Eine Evakuierung wurde unumgänglich. Es ging mit dem Mutter–und–Kinder–Transport, geleitet von der NS-Frauenschaft, nach Österreich, nach Zell am See. Eine Art Umzug, mit drei Kindern, eins davon ein Säugling. Die Fahrt dauerte über 24 Stunden. Ein Kind saß links an mich gelehnt, eins rechts. Dörte hatte ich in ihrem Windelkoffer liegen, den ich aufklappte und vor meine Füße stellte. Sie lag in ihren Windeln und Baby-Sachen wie in einem Bettchen. Mein Pflichtjahrmädchen Ursula war bei mir. Überhaupt hatte ich mit meinen Pflichjahrmädchen Glück; eine von ihnen, die Gerda, besucht mich heute noch und hält enge Freundschaft mit mir, meinen Kindern und Enkelkindern.

In Zell am See angekommen, holte uns der Bauer, dem wir eingewiesen waren, mit einem Leiterwagen ab, und es ging auf den Schmiedhof in tausend MeterHöhe. Das Leben dieser Bergbauern war hart. Sie hatten mitunter nicht satt zu essen gehabt. Als Kinder, so erzählten sie oft, hätten sie es nicht gekannt, sich sattessen zu können. „Satt macht faul!" lautete der Leitspruch, der aus der Not eine Tugend machen mußte.

Das Ehepaar hatte selbst keine Kinder, aber ein Sohn der Schwester der Bäuerin lebte bei ihnen und ein fremdes, angenommenes Kind. Die Schwester hatte 16 Kinder und das goldene Mutterkreuz; die Bäuerin selbst war traurig über ihre Kinderlosigkeit, denn sie mochte Kinder gern. Wie sehr sie darunter litt, keinen Erben geboren zu haben, und das gar bei der Nazipropaganda, sprach sie nicht aus. Ihr Mann war schwieriger als sie, vor allem jähzornig und aufbrausend. Ein Polenjunge, der als Fremdarbeiter zugewiesen war, wurde häufig geschlagen.

Bald nach der Ankunft in Zell am See merkte ich, daß ich mit den Nerven fertig war. Ich bekam eine Zwischenrippen–Neuralgie, die mir qualvolle Schmerzen verursachte. Die Dörte mußte ich im Stehen stillen, morgens konnte ich mich aus dem Bett nicht erheben, sondern mußte mich mühsam seitlich herausrollen. Der herbeigerufene Arzt vermutete Magen– und Herzbeschwerden, nichts half, bis sich die Beschwerden langsam von selbst legten, als sich mein Allgemeinzustand besserte. Aber nervöse Störungen plagten mich eine Weile. So war ich nicht imstande, über einen Steg zu gehen, der über einen kleinen Bach führte. Ich übte es schließlich ganz gezielt, denn ich wollte die Schwäche nicht überhand nehmen lassen. Nach und nach ging es dann.

Aus unserer Zeit in Zell am See versuchte ich das Beste zu machen. In der guten Luft waren die Kinder gesund und gediehen prächtig. Wir machten mitunter ganze Tagestouren in die Berge und wurden bei der Heimkehr von den Bauern begrüßt: „Das werden aber mal rechte Alpinisten!" Im Winter konnte man Schlitten fahren, die Hänge hinunter und über den zugefrorenen See. Ein Problem war in der ersten Zeit das Essen. Die Kinder waren die österreichischen Gerichte nicht gewöhnt. Der Bauer urteilte, daß sie verwöhnt seien, wenn sie keine Knödel äßen; mit der Bäuerin aber einigte ich mich, daß ich für unsere Lebensmittelkarten, die sie für uns bekam, selbst einkaufte und kochte. Sie hatte Verständnis dafür, zumal ich ja auch etwas zu tun haben wollte, und so ging es alles in allem ganz erträglich.

Wir bewohnten auf dem Hof ein schönes, großes Zimmer mit kleinen Fenstern. Alte Bauernmöbel standen dort, der helle Fußboden mußte gescheuert werden. Für fünf Personen, zwei Erwachsene und drei Kinder, wurde es allerdings schon eng, zumal auch Besuch kam: meine älteste Schwester, mein erstes Pflichtjahrmädchen Gerda. Und mein Mann kam einmal auf Urlaub. Es war unser letztes Wiedersehen. Meine Tochter Dörte, die ja erst ein paar Monate alt war, hat ihren Vater also nicht kennengelernt.

Die Nachricht vom Tode meines Mannes erreichte mich in Zell am See. Es war inzwischen März 1944. Die deutschen Truppen waren in Rußland auf dem Rückzug. Lange hatte ich keine Nachricht bekommen und war in Unruhe, als am 8. März 1944 endlich ein Brief eintraf, geschrieben am 29. Februar. Ich war glücklich über das Lebenszeichen. An einem Donnerstag im März standen meine Schwiegermutter und der Bruder meines Mannes plötzlich vor der Tür. Ich freute mich und fragte immer wieder, wo sie herkämen und wieso sie mich plötzlich besuchen kämen. Meine Schwiegermutter wohnte in Bielefeld in meiner Wohnung, da sie ausgebombt war.

Sie sagten mir sofort die Wahrheit. Mein Mann war am 2. März bei Smolensk gefallen. Kopfschuß. Er lag begraben mit 32 anderen in einem Massengrab. Die Nachricht war an unsere Bielefelder Adresse geschickt worden.

Ich setzte mich auf die Milchbank vor dem Haus und sagte kein Wort. Eine Starre legte sich über meinen Körper, alle Gedanken setzten aus, der Atem war abgeschnürt. Ein paar Stunden später stand ich an dem kleinen Bauernfenster unseres Zimmers. Die Starre wollte nicht weichen. Ich blickte auf den Kastanienbaum vor dem Haus und sah plötzlich einen Buchfink. Seither haben Buchfinken für mich eine besondere Bedeutung. Das Vögelchen schien so etwas wie ein Gruß zu sein, wie ein Zeichen des weitergehenden Lebens.

Nun war ich also Witwe. Kriegerwitwe. Ein paar Beileidsbriefe gab es noch, die Zusendung seiner Papiere und einiger persönlicher Gegenstände. Mein Schwager mußte bald wieder zurück, er war bei der „Heimwehr" eingesetzt. Meine Schwiegermutter aber blieb bei mir, weinend und trauernd. Ich sagte immer noch nichts.

„Mein persönliches Leben hört jetzt auf", schrieb ich an eine Freundin. „Aber ich habe so viel Glück erfahren, daß es für ein ganzes Leben reicht." Meine Freundin wollte mir nicht recht glauben; sie werde mich in 20 Jahren noch einmal darauf ansprechen, antwortete sie in ihrem Beileidsbrief. Aber ich meinte es ernst. Meine Ehe war kurz gewesen. Mein Mann hatte wäh-

rend seines Fronteinsatzes genau dreimal 21 Tage Urlaub gehabt, fast zwei Jahre waren wir verheiratet gewesen, als er eingezogen wurde. Es wäre müßig, die Zeit zusammenrechnen zu wollen, die uns vergönnt gewesen war. Ich war glücklich gewesen, aber selbst das war nicht entscheidend für meine Überzeugung, nur noch für die Kinder dasein zu müssen. Man war allgemein der Auffassung, daß die Kriegerwitwen ihre einzige Aufgabe in der Erziehung der Kinder sehen müßten; man ging davon aus, daß die Ehe etwas Einmaliges war und Witwenschaft etwas Endültiges. Heute ist mir klar, daß diese Auffassung einen ganz einfachen praktischen Grund hatte: es waren ja gar keine Männer mehr da, also mußte man diese Lebenssituation irgendwie rationalisieren.

Ich trauerte, wenn mich niemand sehen und hören konnte. Es wäre zwecklos gewesen, meinen Schmerz zu zeigen; vor anderen – auch vor Angehörigen – zu weinen. Millionen Frauen mußten dieses Schicksal tragen; warum sollte ausgerechnet ich Mitgefühl erwarten oder gar verlangen, wo doch alle anderen auch damit fertig werden mußten? Das Kriegs– und Nachkriegsschlagwort: individuelles Leid zählte nicht. Also weinte ich nur nachts, wenn ich wußte, daß die Kinder tief schliefen. Denn die Kinder mit meinem Kummer zu belasten – das wäre die unverzeihlichste Vernachlässigung meiner Mutterpflichten gewesen. Als Mutter hatte man gerade in diesen schweren Zeiten ausgeglichen zu sein! Wenn ich schreien mußte, preßte ich mir ein Kissen in den Mund, und die nächtlichen Wanderungen durch die Wohnung dauerten auch nach dem Krieg noch manches Jahr.

Nach dem Tod meines Mannes holte mich meine älteste Schwester nach Ostpreußen. Bald war das große Haus überbelegt. Verwandte aus Westfalen waren dorthin evakuiert worden, mein Vater war da, zwei Cousinen mit je einem Kind, meine älteste Schwester, und nun kam ich mit drei kleinen Kindern und meiner Schwiegermutter. Es mußte gehen, und es ging den Sommer über, bis im Herbst der Flüchtlingsstrom aus Osten immer stärker wurde. Die Notwendigkeit einer Flucht malte sich immer deutlicher ab. Ich beschloß zu gehen, bevor es zu spät wurde. Vor Weihnachten reisten wir ab, diesmal unter chaotischen Verhältnissen. Es ist mir heute ein Rätsel, wie wir in die Züge hineinkamen, aber irgendwie halfen immer Menschen.

Das Ende des Krieges erlebte ich mit meinen Kindern in Bielefeld. Wir hatten Glück, wurden nicht ausgebombt, aber ich ging in den letzten Monaten überhaupt nicht mehr ins Bett. Die Fliegerangriffe häuften sich derart, daß ich mich jeweils nur in Kleidern einen Augenblick hinstreckte, um beim nächsten Alarm gleich wieder reaktionsfähig zu sein und die Kinder in den Keller bringen zu können. Einmal bekam ein Haus gegenüber einen Treffer, und die Toten lagen auf der Straße. Die Kinder sahen es, es muß ein furchtbarer Schock für sie gewesen sein.

Ich war das, was man heute „Alleinerziehende" nennt. Aber damals nach dem Krieg gab es keine öffentlichen Einrichtungen, an die man sich wenden konnte, wenn es andere Probleme als die der Versorgung gab. Und auch die war nicht die beste. Kleiden konnte ich meine Kinder von der Witwen– und Kriegswaisenrente nicht. Meine Schwiegermutter konnte nähen, sie änderte geschenkte Sachen, die wir von Freunden und Bekannten erhielten.

Die Rolle der „Kriegerwitwe", die von uns Frauen verlangt wurde, enthielt Anforderungen, die eigentlich gar nicht zu bewältigen und vor allem durch nichts gerechtfertigt waren. Eine Kriegerwitwe hatte nur noch für ihre Kinder dazusein. Ging bei der Entwicklung der Kinder etwas daneben, war das einzig und allein ihr Versagen. Sie hatte mit der sehr bescheidenen Rente auszukommen und war oft genug zur Berufstätigkeit gezwungen. Doch gerade diese wurde ihr besonders übelgenommen: Eine berufstätige Frau nahm ihre Mutterpflichten nicht ernst, kümmerte sich nicht genug um die Kinder, hatte keine rechte Verantwortung. Als ich meine Tätigkeit als Fürsorgerin wieder aufnahm und die Leitung eines Heimes für gefährdete Mädchen

Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

übertragen bekam – für ein Monatsgehalt von DM 100.- (in Worten: einhundert) mit Kost und Logis – brachte mir das viel böse Nachrede ein, auch innerhalb der Verwandtschaft. Meine Kinder besuchten die höhere Schule, auch das war nicht unbedingt nötig für die Kinder einer Kriegerwitwe. Später legten sie sogar das Abitur ab und studierten, und das war geradezu die Höhe, noch dazu bei Mädchen.

Eine Kriegerwitwe hatte vor allem auf jede männliche Hilfe zu verzichten. Bewußt wurde mir dies, als ein Bekannter, der auf dem Sozialamt arbeitete, mir seine Hilfe anbot und sie zugleich zurückzog mit der Bemerkung, er könne sich nicht sonderlich um mich kümmern, denn sobald er mich öfter aufsuchen würde, würde „geredet". „Ins Gerede kommen" – das passierte schnell, wenn man allein dastand.

Maria L.

Kartoffelklöße und Kaninchenbraten

Für junge Leute war und ist es nie einfach, eine Wohnung zu bekommen. 1940, nach einem Jahr Krieg, stand das bei uns so: ich lebte und arbeitete in einem Kurort in Hessen, er in einer Kleinstadt Thüringens. Eine Wohnung zu bekommen, war ein Heiratsgrund. Trotzdem mußten wir noch ein weiteres Kriegsjahr warten, bis es die Wohnung in Thüringen gab. So lange lebten wir getrennt wie zuvor, da war nichts zu machen.

Vom Krieg merkten wir im ersten Jahr nicht viel in unserem Kurort, aber Engpässe mit Lebensmitteln fingen an. Jede Frau suchte so viel einzumachen, wie sie konnte Weckgläser gab's nicht mehr in unbeschränkter Menge. Wir kamen auf den Einfall, alle Konservendosen vorsichtig zu öffnen, ihnen die Ränder abschneiden zu lassen und sie neu zu verwenden, Deckel konnte man bekommen. Die Dosen wurden immer kürzer, aufgeklebte Schilder fielen leicht ab, schließlich wurde das Öffnen der Dosen ein aufregendes Zufallsspiel: Was ist drin? Das mußte unvermeidlich gegessen werden. Kühlschränke hatten wir noch nicht.

Der Polenfeldzug war überraschend vor sich gegangen im Herbst 39, und so weit fort. Uns, die wir im Westen lebten, bewegten viel stärker die Kämpfe in Frankreich. Oben im Haus wohnte eine Arbeiterfamilie. Der Sohn, Soldat, kam auf Urlaub, und nun saß er mitten auf der Haustreppe, völlig besoffen, und feierte unsern Einzug in Paris. Den Kopf voll mit hundert Angelegenheiten, die erledigt werden sollten, kam ich nicht früher zur Besinnung als eben jetzt, wo der sonst so ruhige Karl aus der Fassung geriet. Er bildete sich ein, der Krieg sei nun sozusagen zuende.

Endlich der Umzug nach Thüringen, dem „Grünen Herzen Deutschlands", wie man damals sagte. Eine Idylle war das, gar keine Flieger 1941, 42. Die Ackerbürger gingen ihrer Arbeit nach: Wo Mann oder Sohn eingezogen waren, schufteten die Frauen außer in Haus und Stall auch auf den Feldern. Da lebten fleißige Menschen am Thüringer Wald, geübt schon in Friedenszeiten, in die Beeren und in die Pilze zu gehen, Fallobst zu verwenden, Ähren und Kartoffeln zu stoppeln. Man konnte nur lernen von ihnen. Frauen und Kinder machten das alles. Das war schon immer so gewesen.

Als der Krieg nun ausgebrochen war – weit weg von Thüringen – evakuierte die Regierung Hunderte von jungen Soldatenfrauen mit Kleinkindern von der Westgrenze ins „Grüne Herz", in die Dörfer und kleinen Städte. Die sprachen ihren rheinischen Dialekt, bekamen monatlich festes Geld (viel Geld für thüringische Begriffe) und hatten weiter nichts zu tun, als ihr Kind zu päppeln und sich zu langweilen. Sie waren jung, hübsch, voller Spott über das einfache Leben in Thüringen, über die Plumpsklos sogar in der Stadt, über die Alltagskleidung der schwer arbeitenden Frauen. Dabei machten sie sich nicht gerade beliebt bei ihren Zwangswirtinnen, denen die Paradiesvögel gerade noch gefehlt hatten. Ich hatte Glück, daß ich nicht rheinisch sprach, sondern die Frau eines Thüringer Beamten war, den sie alle kannten und mochten. Gastfreundlich trotz schwerer Zeiten, luden sie ein. Was es als Festmahl geben würde, Kartoffelklöße, war im voraus bekannt und vom Krieg noch nicht geändert, denn der Lebenskampf währte schon ewig bei den kleinen Bauern und Städtern und den Leuten „vom Wald". Gewissermaßen aus Not und Abgeschiedenheit hatte sich ihre Lebensweise erhalten.

Wasserleitung, Rundfunk gab's noch nicht in jedem Haus, aber ganz gewiß einen Verschlag von Stallhasen. Die nährten sich von Küchenabfällen. Sache der Kinder war es, vom Straßenrain zusätzliches Grün zu rupfen. Sonntags gab's unweigerlich Kartoffelklöße mit Kaninchenbraten in einer sehr langen Soße. Dazu Salat der Jahreszeit. Ein Festessen, für das man keine Fleischmarken brauchte! Ich weiß, auch andere Kriegshausfrauen legten sich – und sei es auf dem Balkon – einen Hasenstall an. Doch in Thüringen war das eine gekonnte Sache. Dazu kam die vollkommene Beherrschung der Kartoffel und

Foto: dpa-Bild

ihrer Eigenschaften. Als der Krieg sich dehnte, waren wir so ziemlich nur auf Kartoffeln angewiesen. Ich habe mir gemerkt, wir brauchten einschließlich Kleinkind pro Kopf und Tag 500 gr. Dafür reichten die Kartoffelmarken bestimmt nie.

Wir kundschafteten aus, wer wann ernten würde, starteten dann bei Morgengrauen mit Handwagen, Rucksack und einer handlichen kleinen Forke ausgerüstet zum Wettbewerb. Wer am fleißigsten war und am geschicktesten, konnte den schwersten Wagen heimziehen. Dabei hatten die Bauern selbst schon bestens abgeerntet. Die Anfängerin fiel auf faule Kartoffeln, auf gehackte Stücke herein und verdarb sich damit die Ausbeute.

Mit der Kartoffel feierten die Thüringer Triumphe des Überlebens. Salz- und Pellkartoffeln, Kartoffelbrei oder Kartoffelsalat, Reibekuchen – das kennen wir in allen deutschen Ländern. Hier in Thüringen kam die Kunst der raffiniert gemischten Kartoffelklöße dazu, für die jede Familie ein eifersüchtig gehütetes Geheimrezept besitzt. Die Zubereitung erforderte mindestens zwei Personen, wenn es an das kunstvolle Abbrühen des Teigs ging. Beide arbeiteten mit voller Kraft, die eine beim Rühren, die andere beim Halten der großen runden Rührschüssel. Vorher hatte man einen Riesenberg Kartoffeln schälen müssen, dann von Hand reiben. Diese Vorbereitungen traf man am Samstagabend; alles saß drum herum und erzählte. Richtig schöner Feierabend.

Am Sonntag wallt ein mächtig großer Topf mit Wasser auf dem Herd, daneben der kleine mit dem Stallhasenbraten und seiner langen Soße. In einem dritten kochen ein Selleriekopf, ein Kilo Möhren und zwei rote Beeten gemeinsam im Salzwasser. Denen werden nach dem Garkochen erst (und nicht zu weich) die Häute abgezogen, sie geschnitten und als Salat angemacht. Ein praktisches, bewährtes Verfahren.

Nun die zahllosen Klöße ins siedende Wasser, viel mehr, als gegessen werden können. Was wie Überfluß oder Verschwendung aussieht, entpuppt sich allerdings als nüchterne Überlegung. Denn Klöße gibt es nun noch zwei weitere Tage: aufgebraten in Scheiben, gewürfelt mit Kohlgemüse, mal mit dem Rest der langen Soße, mal mit Kompott. Damit sind für die halbe Woche Kocharbeit und Feuerung gespart. An einem weiteren Wochentag, dem Backtag, ißt man Kartoffelkuchen vom heißen Blech zur Mittagszeit. Ersatzkaffee spült ihn hinunter.

Als es kein Fett mehr gab in den städtischen Haushalten, statt Milch nur noch – gelegentlich – grüngelbe Molke brachten sie uns eine Morgensuppe bei aus Molke und roh geriebenen Kartoffeln, die im richtigen Moment hineingerührt werden mußten und prächtig dickten. Gesüßt mit braunem selbstgemachten Zuckerrübensirup war das herrlich warm im Magen in noch ungeheizten Räumen. Dazu aß man die Brotschnitte, die einem pro Person zustand, bestrichen mit Marmelade. Den Kindern machten wir zu ihrem Spaß ein paar Tätscher aus rohgeriebenen Kartoffeln, ohne Fett auf der blanken Herdplatte gebacken.

Freitags rührte Mutti Teig zu einem Napfkuchen. Der wurde mit selbstkultivierter Hefe angesetzt, bestand zur Hälfte aus durch die Mühle gedrehten Stoppelkörnern, einem bißchen richtigen Mehl oder Grieß. Am Samstag kam ein Drittel gekochter und passierter Kartoffeln dazu, „Geschmack", so man hatte, etwas zum Süßen, und schnell, in ein Tuch gehüllt, ab zum Bäcker, der tatsächlich einen Napfkuchen daraus zauberte. Dazu aßen wir Schlagsahne, die in unheimlichen Mengen aus Molke geschlagen wurde.

Morgens prasselte und stänkerte im Küchenhert ein Reisigfeuer. Das Material dazu hatten wir aus dem Wald geholt. Man fuhr mindestens alle vier Tage mit einer zweiten Frau und dem Handwagen los in einen Wald, der erstaunlich reingefegt und sauber aussah. Da lag kein Tannenzapfen, krachte kein toter Ast unterm Fuß, und bis in Nasenhöhe waren alle Bäumchen seitlich beschnitten und ausgeputzt. Es gab strenge polizeiliche Vorschriften: natürlich durfte nichts abgesägt werden, Äste

Marmelade aus selbstangebauten Zuckerrüben:
Aus 5 kg Zuckerrüben Sirup machen. 1 1/2 Pfund gelbe Rüben, durch die Fleischmaschine gedreht, mit 2 Tassen Grapefruitsaft beigeben. Die Masse so lange einkochen, bis sie dick ist. Schmeckt wie Orangenmarmelade.

Silvesterpunsch ohne Alkohol:
1–2 Esslöffel Trockenei, 1–2 Esslöffel Trockenmilch, 1 Esslöffel Zucker mit etwas Wasser schaumig schlagen. 1/2 Tasse heißen Fruchtsaft, der mit Tee vermischt sein kann, dazugießen. Nach Belieben kann das Getränk mit mehr Fruchtsaft und Tee verdünnt werden.

Bucheckernwurst (leberwurstähnlich):
500 g gekochte Kartoffeln, eine Tasse ausgekernte Bucheckern, eine große Zwiebel durch die Maschine drehen, mit Pfeffer, Salz und Majoran gewürzt in ein Glas geben und 20 Min. im Wasserbad kochen.

Ratschläge für den Haushalt
H o l z a s c h e eignet sich 1. zur Entfernung von weißen Flecken auf polierten Möbeln, 2. in kochendes Wasser geschüttet zum Einweichen von Wäsche, spart Seife.
W a l d m e i s t e r und W a l n u ß b l ä t t e r zur Blütezeit gepflückt, halten in Büscheln zwischen die Kleider gehängt, die Motten ab.
E f e u b l ä t t e r , 15 g in 1 l Wasser 1 Min. gekocht, waschen dunkle Wollsachen.

Foto: dpa-Bild

Einige Tips und Rezepte aus dem Jahr 1946

Winni Hoofe

Fermentieren von Tabak:
Frühmorgens ernten! Die Blätter einzeln auffädeln und auf dem trockenenSpeicher so lange hängen, bis die Mittelrippe bricht. Die Blätter dann glätten, säubern, zusammenlegen und in ein Kistchen legen, dessen Boden aus einem Dachziegel besteht. Auf den Tabak einen Ziegelstein legen. Die Kiste so lange ins Backrohr stellen, bis der Tabak ausgeschwitzt hat und das Blatt sich von der Mittelrippe löst. Dann den Tabak herausnehmen und so lange an einen feuchten Ort legen, bis er sich gut schneiden läßt. Nach dem Schneiden mit Alkohol beizen und in der Sonne trocknen.

über 2 cm Durchmesser waren tabu. Um das Leseholz im Wagen zu schichten, half Brechen übers Knie nicht immer, tat auch weh. Und so nahm ich doch eine winzige Handsäge mit, vorsorglich zerlegt in Blatt und Griff.

Die Anmarschwege wurden immer länger, bis sich endlich ergiebige Stellen fanden. Keine Frau verriet sie den anderen. Schraubdeckelgläser – ein wertvolles und nicht ersetzbares Besitztum – füllten sich mit Beeren, wenn man Glück hatte. Auch da polizeiliche Vorschriften: kein Blaubeerpflükken vor dem 4. Juni! Eine Bohnenstange diente dazu, tote Äste herunterzuschlagen, die irgendwo oben hingen und nicht von selbst kommen wollten. Dabei geriet mir immer was ins Auge. Essen, meist kalte Kartoffeln, hatten wir mitgenommen, denn das Unternehmen dauerte mehrere Stunden. Der Heimweg, ohne Weg und Steg mit beladenem Handwagen, konnte nur zu zweien geschafft werden. Es war dunkel, bis wir ankamen und die Familie wieder für drei bis vier Tage kochen konnte.

Natürlich wurde uns auch Festmeterholz zugeteilt. Das lag im Wald geschichtet – falls der Stapel noch vollständig war! Man mußte einen Bauern ausfindig machen, der für Geld und gute Worte sein eines Pferd anspannte, das Holz bis hinters Haus fuhr. Dann wurde die vielbeschäftigte einzige Säge bestellt. Eines schönen Tages sang in der Nachbarschaft das willkommene Geräusch. Wir beeilten uns, alle Vorbereitungen zu treffen und ein gutes Frühstück zu richten. Nun lagen die Koben neben dem Hauklotz aufgetürmt. Nie im Leben hatte mir jemand Holzhacken beigebracht! Ich mußte froh sein, eine gebrauchstüchtige Axt zu haben, außerdem Schwungkraft und Körpergefühl und die kalte Notwendigkeit hinter mir, zu Holzscheiten zu kommen, andernfalls wir nicht heizen konnten. Selbst war die Frau! Immer selbständiger, erfinderischer konnte, ja, mußte sie sein. Was für viele ein hartes Muß war, diese Kriegsjahre voller ungewohnter Anforderungen durchzustehen, dazu Leid und Ungewißheit um Angehörige und um das gemeinsame Schicksal Deutschlands – für mich wurde es, fast wagt man nicht, es zu sagen, eine lebensvolle, ja, glückhafte Zeit. Und erst im Nachhinein so erkannt, ziemlich später.

Irmgard Schüddekopf

Ich war seit April 1940 mit dem einzigen Sohn (Arno) eines in Fordon bei Bromberg ansässigen Industriellen verheiratet; die Familie war bis zum Ausbruch des Krieges polnischer Staatsangehörigkeit, jedoch eindeutig deutschstämmig und somit der deutschen Minderheit in Polen zugehörig. In den Jahren 1942 und 1944 wurden meine beiden Töchter (Gisela und Charlotte) in Bromberg geboren. Im Herbst 1944 hatten wir eine schöne neue Wohnung bezogen, die endlich alle meine Wünsche in dieser Beziehung erfüllte. Bald danach wurde mein Mann zum Militär eingezogen, nachdem er die ganzen Jahre bis dahin freigestellt worden war zum Wiederaufbau der väterlichen Fabriken, die durch Kriegseinwirkungen in den ersten Tagen des September 1939 fast völlig zerstört worden waren.
Die neue hübsche Wohnung war wohl der Hauptgrund dafür, daß ich den dringenden Bitten meiner Schwester, die mit meiner Mutter (Mu und Gisi) in Eutin/Holstein wohnte, nun, da mein Mann eingezogen sei, doch mit meinen beiden Kindern schnellstmöglich nach Eutin zu kommen, zunächst kein Gehör schenkte. Bei uns gab es weder Bombenangriffe noch wirkliche Not mit Lebensmitteln, und außerdem gelang es meinem Mann mehrfach, für einen kurzen Urlaub plötzlich wieder bei uns aufzutauchen, so zuletzt noch Weihnachten 1944. Ich hatte zwar ein ausgesprochen schlechtes Verhältnis zu der Familie meines Mannes, das war schon immer so gewesen, doch hatte ich einen netten Freundeskreis, ein tüchtiges Hausmädchen (Lucie) und somit im Vergleich zu anderen ein recht angenehmes Leben. So konnte ich mir eine wirkliche Gefahr für uns überhaupt nicht vorstellen, obwohl ab Herbst 1944 erst vereinzelt, aber dann immer häufiger trostlose Menschen mit Pferd und Wagen und wenig Hab und Gut aus dem Osten bei uns durchzogen.

Fluchttagebuch

Freitag, 19. Januar 1945
Überall Aufregung wegen des Russenvormarsches. Ging abends noch zu Frau Schiemann ins Gasthaus, um eventuelle Neuigkeiten zu erfahren; niemand wußte etwas Bestimmtes.

Sonnabend, 20. Januar
Morgens fing ich an, Sachen einzupacken für eine eventuelle Flucht. Die Spannung steigert sich. Lucie hat ihren freien Tag und fährt nachmittags nach Bromberg. Am späten Nachmittag kommt Oberleutnant Lutzius, um zu hören, was wir denken und tun. Er bleibt auf meine Bitte bis spät in die Nacht. Eine Schreckensbotschaft jagt die andere. Um etwa 1 Uhr nachts

Wieder ein verlorener Tag

ruft Herr Küchel (unser Geschäftsführer) an, daß wir wegmüssen. Ich will mit Küchels zusammen fahren. Der Wagen wird noch in der Nacht fertig gemacht. Ich bin entsetzt, als Herr Küchel kommt und sagt, daß wir den Trecker nehmen sollen. Bei dem Schnee!

Sonntag, 21. Januar

Um 6 Uhr morgens kommt eine Bekannte von Küchels, Frau Schneider, zu mir. Um 1/2 8 Uhr laden wir auf und fahren zum Markt, da bekommen wir noch Leute rein und einen vollen Anhänger. Kurz hinter Nieder-Strelitz bleiben wir endgültig stecken, etwa 8 km sind wir gefahren. Endlose Trecks ziehen die Straßen entlang. Frau Küchel und ich telefonieren nach Fordon, wir müssen Pferde bekommen. Schließlich fahren wir alle zurück nach Nieder-Strelitz und übernachten bei Kunkel in der Scheune. In der Nacht macht Herr Küchel einen neuen Wagen für uns zurecht, bringt einen Kutscher usw. Wir schlafen kaum. Alles Gepäck wird umgeladen und manches muß zurückgehen. Arnos Familie war vormittags an uns vorbeigefahren.

Montag, 22. Januar

Früh den Wagen fertig eingeladen. Es wird furchtbar eng. Wir schließen uns dem Nieder-Strelitzer Treck an. Es wird Mittag, ehe wir wirklich wegkommen.

Die Fahrt im Treck geht unendlich langsam vorwärts. In unserem Wagen sitzen wir so, daß wir nicht ein Glied regen können. Weder wir noch die Kinder können etwas essen, gar nicht daran zu denken, daß ich Charlottes Windeln wechseln kann, aussteigen ist unmöglich, es ist furchtbar. Frau Küchel, ihre Tochter Frau Barth und ich sitzen mit unseren Kindern im Wagen, die Apothekerin, Fräulein Meinike, und Frau Schneider müssen zu Fuß gehen oder auf fremden Wagen mitfahren.

Dienstag, 23. Januar
Wir fahren die Nacht durch. Einmal stehen wir mehrere Stunden, warum, wissen wir nicht, weil wir nicht aussteigen können. Vormittags treffen wir in Mönkenwerth ein, und da wird Rast gemacht. In einem vollkommen verdreckten Haus kochen wir etwas und waschen und wickeln die Kinder. Charlottes Popochen ist eine einzige große Wunde, nicht zu fassen, daß sich das Kind so ruhig verhalten hat. Übrigens ist auch Frau Schneider schon in der Nacht mit einem Auto mitgefahren, ihr Gepäck und Handtasche ließ sie zurück; sie ist ohne Geld und Ausweis. Wir packen unseren Wagen vollkommen aus und um, aber viel besser wird es nicht, es ist eine Sauarbeit. Um 6 Uhr abends fahren wir weiter. Es geht wieder die Nacht durch; etwas besser ist es nun doch, man kann wenigstens mal aussteigen.

Mittwoch, 24. Januar
Wir fahren bis Kirschhöhe, einem kleinen Ort hinter Zempelburg. Das Quartier ist kaum besser als das vorige. Wir bekommen aber schon etwas Milch zu kaufen und Brot. Wir dachten, abends weiter zu fahren, aber plötzlich geht die Rede, daß die Trecks aus dem Kreis Bromberg nicht weiterfahren sollen. Uns gefällt das gar nicht, vor allem, da wir hier zum ersten Mal den Wehrmachtsbericht gehört haben und entsetzt sind, wie weit die Russen schon sind; es heißt: Kämpfe am Bromberger Kanal. Wir räumen unseren Wagen nochmal um, diesmal mit etwas mehr Erfolg, und verbringen darin die Nacht. Es ist maßlos kalt.

Donnerstag, 25. Januar
Unser Treck denkt heute morgen auch nicht an Weiterfahrt. Wir sind wütend, denn wir halten jede Verzögerung für verkehrt, aber allein können wir auch nicht fahren. Wir und auch alle Nieder-Strelitzer haben Angst, daß uns die Kutscher davonlaufen, das sind meistens Polen. Gegen 10 Uhr ruft man nach mir, meine Schwiegereltern wären da. Da kommt schon Dombrowski, der Kutscher, und will mich und die Kinder holen. Er würde nicht ohne uns weiterfahren, hat er der Familie erklärt, nachdem er erfahren hatte, daß wir hier seien und unter welchen Umständen. Schnell entschlossen steige ich mit allem um, ich bin glücklich über diese Fügung. Küchels schließen sich uns nun mit ihrem Wagen an, so kommen wir endlich weiter. Kein Wort fällt über den alten Groll. Wir fahren bis Linde und bekommen gutes Quartier bei Drewes (Sägewerk). Endlich einmal waschen und schlafen.
(Hier sind einige ergänzende Einfügungen notwendig:
Der Wagen, den meine Schwiegereltern für sich, ihre beiden Töchter Gertrud und Erna und Gertruds 6-jährige Tochter Tutti für die Flucht hatten herrichten lassen, war ein großer gummibereifter Kastenwagen, überdacht durch ein starkes, wetter- und windfestes Zelt, das von innen mit den gesamten echten Teppichen der Familie verkleidet war. Im hinteren Teil des Wagens stand ein komplettes Bett, gegenüber dann noch ein auf Kisten hergerichtetes Bett. Da waren die drei Kinder wunderbar untergebracht, meine 1-jährige Charlotte konnte schlafen, es war auch Platz genug für einige Bewegungsfreiheit. Die Mutter und Gertrud hielten sich im Wechsel oder auch gleichzeitig bei den Kindern auf und kümmerten sich, daß alle Kinder in Bezug auf Sauberkeit und Ernährung einigermaßen zu ihrem Recht kamen. Auch für den Vater, dessen Gesundheitszustand sehr zu wünschen übrig ließ, war Gelegenheit, sich dort hinzulegen, wann immer ihm das Sitzen vorne zu anstrengend wurde. – Im vorderen Teil des Wagens standen zwei oder drei – ich erinnere mich da nicht ganz genau – bequeme Sessel, so daß der Aufenthalt auch dort recht komfortabel war.)

Freitag, 26. Januar
Die Kälte hat zugenommen, und es ist fürchterlicher Schneesturm. Gegen 8 Uhr fahren wir los, Küchels hinterher. Nach etwa 500 m kippt Küchels Wagen vollkommen um, wir müssen Frau Barth mit den Kindern zu uns nehmen und haben eine Verzögerung von Stunden. Trotzdem kann ich ein Gefühl der Genugtuung nicht unterdrücken, denn sie und Frau Küchel waren scheußlich zu mir gewesen, so, als wären meine Kinder und ich überhaupt nur gerade geduldet und eine eigentlich überflüssige und zusätzliche Belastung für sie selbst. Wir beschließen, heute nicht mehr weiter zu fahren, der Schneesturm macht es auch nahezu unmöglich; auch Küchels können nicht weiter. Wir kommen bis Preußisch–Friedland, 5 km von Linde. Erna und ich suchen Quartier, kaufen noch etwas ein, und nachmittags gegen 4 Uhr ziehen wir bei Sägewerksbesitzer Will ein. Das Quartier ist gut, wir ruhen uns aus und bekommen zu essen, Milchsuppe.

Montag, 29. Januar
Der Vormittag vergeht ohne Ereignisse. Nachmittags gehe ich in die Stadt, um noch einiges zu besorgen. Ich will noch zum Bauern nach Milch gehen, da höre ich, daß am Vormittag russische Panzer in Linde waren und jeden Augenblick hier sein können. Ich glaube das nicht, gehe aber doch lieber nach Hause. Da sind sie beim Kuchenbacken. Eine halbe Stunde, nachdem ich zu Hause bin, geht eine dolle Schießerei los, es hat also wirklich gestimmt. Das Schießen hält eine Weile an, und wir sehen auch Brände. Weiter ereignet sich aber an diesem Abend nichts. Wir schlafen wie vorher in unseren zwei Zimmern, und man hört in der Nacht nichts. Küchels sind gestern abend abgefahren.

Dienstag, 30. Januar
Gegen 8 Uhr sind die ersten beiden Russen im Hause. Sie gehen überall herum, rühren aber nichts an. Zum Schluß kommt einer auf mich zu, schiebt mir den Ärmel hoch und nimmt mir die Uhr ab. Der andere geht zum Vater, nimmt ihm auch Uhr und Taschenmesser ab, dann verschwinden sie. Das war der Anfang. Und dann ziehen den ganzen Tag ohne Pause die Russen an unserem Haus vorbei, zu Pferde und mit Wagen, Geschütze und Panzer, und alle Augenblicke stürzen sie einzeln oder zu vielen in unser Haus, wühlen alles durch und nehmen mit, was sie brauchen können. Alles wird durcheinander geworfen, Schränke, Koffer, Kisten. Wir sitzen den ganzen Tag wie Wachsfiguren in unserem kleinen Zimmer und lassen alles über uns ergehen. Unsere Sachen werden mit den fremden durcheinander geworfen, wir lassen alles liegen. Jede Handtasche wird untersucht, Schmuck, Füllhalter, Drehbleistifte und vor allem Uhren werden uns genommen. Außerdem suchen sie nach

Schnaps und nach Parfüm, alles, was gut riecht, verschwindet in ihren Taschen.

Die erste Horde, die heraufkam, trieb Dombrowski mit vorgehaltener Pistole aus unserem Zimmer. Er versuchte dann unten, das Schlimmste von uns fernzuhalten, es gelingt ihm kaum. Gegen Mittag kommt er voll Verzweiflung rauf, sie haben uns unsere Pferde weggenommen; nun ist auch an Weiterfahrt nicht mehr zu denken. Im übrigen hat uns keiner angerührt, im Gegenteil, sie streicheln die Kinder, nehmen sie auf den Arm und versichern immer wieder, daß uns niemand etwas tun würde und wir keine Angst zu haben brauchten. Es kommen Offiziere, die nichts anrühren, ein Glas Wasser verlangen und von unserem Brot essen, nachdem wir vorher alles probiert haben. Ich habe Angst, als mich einer auffordert, mit ihm ins Badezimmer zu gehen, wo wir Wasser in die Badewanne gelassen hatten. Aber er verlangt nur, daß ich als erste von dem Wasser trinke. Es kommen welche, die recht unangenehm sind und nicht genug kriegen können. So verschwindet auch der Pelzmantel der Mutter.

Am Nachmittag stellen wir vom Badezimmerfenster aus fest, daß sie auch an unserem Wagen sind. Und dann findet sich auch das lettische Packzeug ein, das uns gegenüber in der Schule einquartiert ist, und wühlt in unserem Wagen herum. Es ist schon alles gleich. Um 7 Uhr abends kommt dann schließlich ein Offiziert von der Gendarmerie, der sich etwa eine halbe Stunde mit uns unterhält, dem Vater die Hand gibt und über die Unordnung den Kopf schüttelt. Er fragt, woher wir sind und was wir nun machen wollen, fragt nach Waffen, nach unseren Männern usw. Zum Schluß erklärt er, er wohne gegenüber in der Schule, und wenn nachts irgendetwas wäre, sollten wir ihn rufen. Er gibt dem Vater wieder die Hand und geht. Was wird die Nacht und der nächste Tag bringen? Wir suchen unsere Sachen ein bißchen auseinander. Dabei stelle ich fest, daß mein kleiner Lederkoffer, in dem ich das Silberzeug und die Leica verpackt habe, unversehrt ist. Er war zugedeckt mit Windeln und anderem Kram, was sie aus dem großen Koffer darüber geworfen haben. Wir machen unsere Lager alle in dem einen Zimmer auf dem Fußboden zurecht, auch Dombrowski schläft bei uns, und umschichtig muß einer wachen. Aber es bleibt die Nacht alles ruhig.

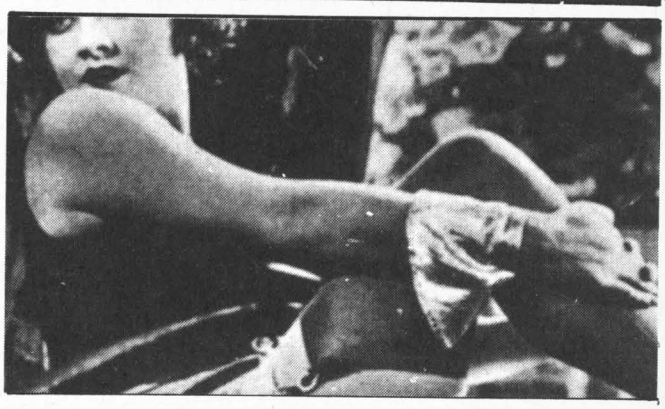
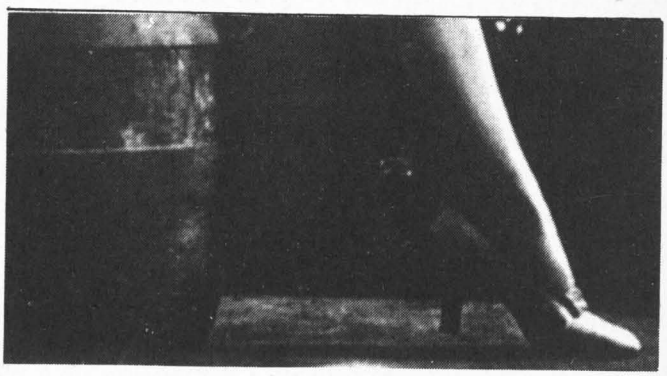


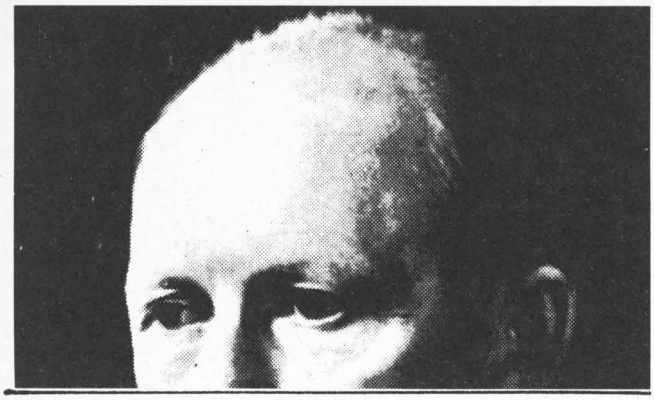
Foto: Sabine Buresch

Mittwoch, 31. Januar

Gegen 9 Uhr steigen wieder zwei Russen vor unserem Hause ab. Sie sprechen mit Dombrowski. Plötzlich wird geschossen. Ich sehe vorsichtig aus dem Fenster und traue meinen Augen nicht: ich sehe deutsche Soldaten. Unser erster Gedanke ist der, daß das unsere Lage nur verschlimmern kann, denn es kann sich doch höchstens um einige Versprengte handeln. Ich horche nach unten und höre die beiden Russen noch sprechen. Es dauert aber nur wenige Minuten, und die ersten deutschen Soldaten sind in unserem Hause. Die beiden Russen sind plötzlich verschwunden, wohin, wissen wir nicht. Wir erfahren nun, daß doch mehr deutsche Truppen in der Stadt sind, es kommen auch nach und nach welche ins Haus.

Es ist ja nun doch ein ganz angenehmes Gefühl, daß diese Wendung eingetreten ist. Wir gehen zum ersten Mal wieder durchs Haus und sehen die furchtbare Zerstörung, die die Russen angerichtet haben. Ein Unteroffizier und ein kleiner 19-jähriger





Soldat halten sich bei uns etwas länger auf, waschen sich und ziehen sich reine Wäsche an von der vielen, die im Hause herumliegt. Von ihnen erfahren wir, daß eine Division aus Kurland frisch eingetroffen ist und an dieser Front sofort zum Einsatz kam. Wir bitten die beiden, wenn möglich, bei uns Quartier zu beziehen, denn wir haben Angst vor der Rückkehr der Russen. Die zwei kommen dann auch am Nachmittag zurück und bleiben. Wir fragen sie gründlich aus, aber viel wissen sie auch nicht. Wir haben im Hause Zigarren gefunden, die tauschen wir gegen Zigaretten. Überhaupt sehen wir uns mal gründlich um, was in diesem Hause jetzt so alles herumliegt, und stellen fest, daß Familie Will recht gehamstert hat. Dombrowski bringt einen Schinken, den die Russen aus Herrn Wills Auto herausgeworfen haben, das sie mitgenommen haben und das er offenbar schon für die Flucht vorbereitet hatte. In der Küche sind unsere ganzen Erbsen ausgeschüttet, die werden mit allem Dreck zusammengefegt, abgewaschen und eingeweicht für morgen. Heute wurde noch nicht gekocht, es gibt nur Brot mit Schinken und Speck. Für die Kinder wird mit dem Tauchsieder etwas Brei gekocht. Abends sitzen wir noch mit den Soldaten. Der Kleine ist niedlich, ich sage immer Söhnchen zu ihm und er zu mir Mutti.

Donnerstag, 1. Februar

Es werden noch Untersuchungen im Hause von uns angestellt, vor allem im Keller nach Lebensmitteln. Das fällt zu unserer Befriedigung aus. Ein Rektor Giese kommt, um sich nach Herrn Will zu erkundigen, und er erzählt uns, was sich so in der Stadt zugetragen hat. Es hat Tote gegeben und zwei zerstörte Häuser ganz in unserer Nähe. Erna und ich gehen nach gegenüber in die Schule, weil wir gehört haben, daß da die Sachen, die von den Letten gestohlen sind, gesammelt sind und wieder verteilt werden sollen. Wir finden gleich einen Koffer. Es ist aber so ein Durcheinander, daß man nichts weiter herausfinden kann. Es soll geordnet werden, und wir sollen am nächsten Tag wiederkommen.

Freitag, 2. Februar

Am Vormittag rücken unsere beiden Soldaten ab, das ist uns nicht angenehm, denn wir sind nicht gerne allein in dem großen Haus. Es sollen aber andere Truppen kommen. Erna und ich gehen wieder in die Schule, müssen aber auch da feststellen, daß die Soldaten, die die Angelegenheit übernommen hatten, abgerückt sind, und alle Sachen sind eingeschlossen. Überall auf dem Hof und auf der Straße finden wir Fetzen von unseren Filmen, so schade, alle Filme von den Kindern sind weg und hin. Wir gehen nun auch schon mal in die Stadt. Die Geschäfte sind aber geschlossen, die Marken nicht mehr gültig. Auf dem Rückweg sprechen wir einige Soldaten an und fragen, ob sie uns nicht Einquartierung besorgen können, wir wollen nicht gern allein im Haus bleiben. Zwei kommen gleich mit, um sich das anzusehen. Die machen aber einen recht unangenehmen Eindruck, und es tut uns leid, sie aufgefordert zu haben. Wir sind froh, als sie wieder aus dem Haus sind. Gegen Abend findet sich dann eine Reihe von Soldaten ein. Zwölf Mann ziehen bei uns ins Quartier, mit Pferden und Wagen. Eine Munitionsstaffel, wie sich herausstellt. Es machen aber alle einen netten Eindruck. Wir haben es uns oben heute auch etwas bequemer eingerichtet. In den Räumen, die wir nun bewohnen, ist es einigermas-

sen ordentlich. Wir unterhalten uns abends mit unseren Soldaten. Sie machen uns alle Mut und versichern, der Russe käme nun nicht mehr nach hier. Sie sind frisch aus Kurland von der Division Löwe, alles ansässige Pommern. Wie lange wird es dauern, dann werden auch sie wieder abziehen und uns zurücklassen.

Sonnabend, 3. Februar
Wir werden mit unserer Munitionsstaffel ganz gut bekannt, einer besorgte mir gleich eine Kanne Milch. Meine besonderen Freunde sind „Ottochen, das Goldstück" (Oberwachtmeister Otto Venzke), „Fritzchen, mein Stern" (Wachtmeister Fritz Köntopp) und „Ernstchen, mein Glück" (Wachtmeister Ernst Lange). Wir erfahren, daß es inzwischen einen Kampfkommandanten in der Stadt gibt, und ich gehe gleich dahin, um den Verlust unserer Pferde anzumelden. Der Kommandant ist ein Major Maencke, sehr nett, der uns aber nicht helfen kann. Ich soll jedoch immer wieder nachfragen.

Sonntag, 4. Februar
Auf dem Ernährungsamt gibt es eine Bescheinigung für Lebensmittel für eine Woche, Fleisch, Brot und Milch. Butter gibt es vorläufig nicht. Ich gehe wieder zur Kommandantur, da ist heute aber ein ziemlich rabiater Oberleutnant (Schenck). Ich wollte Briefe abgeben zur Beförderung an Mu und Gisi; die nehme ich voll Wut wieder mit. Abends ist große Feier mit Tanz bei uns im Haus, denn Fritzchen, mein Stern, hat eine Auszeichnung bekommen, das Kriegsverdienstkreuz 1. Kl. Oberzahlmeister Schulz ist zu Gast dabei und spielt sehr gut Klavier. Es wird ziemlich spät, aber es ist urgemütlich. Allerdings schläft die Familie wohl schlecht bei dem Lärm.

Montag, 5. Februar
Fritzchen kommt weg von uns, schade. Mit unseren Soldaten verstehen wir uns immer besser. Sie machen uns so viel Mut, aber wir wissen nicht recht, ob wir daran glauben sollen. Es scheint so, als ob einigen Soldaten unser gummibereifter Wagen allzu gut gefällt. Ich muß mal wieder einen Weg zur Kommandantur machen und mir eine Bescheinigung geben lassen, daß unser Wagen nicht beschlagnahmt werden darf. Diesmal ist auch wieder Major Maencke da, und Oberleutnant Schenck ist heute bedeutend liebenswürdiger. Ob uns die Bescheinigung nützen wird? Wir sehen ja, wie es mit dem Will'schen Eigentum gemacht wird. Wenn man uns nun auch noch den Wagen nimmt, sind wir ganz verloren.

Dienstag, 6. Februar
Ottochen bringt mich auf den Gedanken, nach Schlochau zu fahren und dort mich nach Bahnverbindungen nach Dubbertech zu erkundigen und eventuell von dort (mit Frau von Hagen) zu telefonieren. Oberzahlmeister Schulz fährt morgen zum Verpflegung abholen und wird mich mitnehmen. Auf der Straße treffe ich Major Maencke und lasse mir gleich eine diesbezügliche Bescheinigung von ihm geben. Die Familie gibt mir gute Ratschläge und rät mir, am besten gleich Pferde mitzubringen.

Mittwoch, 7. Februar
Erna bringt mich um 8 Uhr zu dem Wagen, einem LKW. Mit einiger Verspätung geht es los. Am Markt werden noch Flüchtlinge aufgeladen, und um 10 Uhr sind wir in Schlochau. Ich lasse mich bis zur Kommandantur fahren, in zwei Stunden wollen sie mich vom Bahnhof abholen. Bis zum Stadtkommandanten kann ich hier nicht vordringen, nur bis zu seinem Adjutanten, einem sehr jungen Leutnant. Man kann mir hier aber auch in keiner Weise zuverlässige Auskünfte geben, weder über die Lage noch über Möglichkeiten des Wegkommens. Das einzige, was ich erreiche, ist eine Bescheinigung, daß ich vom Bahnhof mit dem Bahnhof Bublitz (nahe Dubbertech) telefonieren darf. Nun also zum Bahnhof. Da erfahre ich denn zunächst, daß wohl Züge gehen, aber natürlich nicht auf weite Entfernungen, und über Anschlüsse kann man auch keine bindende Auskunft geben. Dann telefoniere ich mit Bublitz, es klappt fabelhaft, ich kann am Apparat warten, während dort der Beamte mit Dubbertech telefoniert. Ich erfahre, daß Frau von Hagen im Augenblick nicht im Hause ist, der Beamte hat mit ihrer Mutter gesprochen, die nichts Bestimmtes sagen könne in Bezug auf eine Unterkunft, ich solle nochmal anrufen. Ich nutze die Zeit, um mich inzwischen in der Umgegend nach eventuellem Quartier umzusehen, aber mit wenig Erfolg. Als ich nach einer halben Stunde zurückkomme, hat Bublitz schon angerufen, Frau von Hagen ließe mir sagen, wir könnten zu ihr kommen, Pferde könne sie allerdings nicht schicken. Aber ich bin sehr froh über diese Verständigung. Nun weiß ich doch, daß Frau von Hagen noch zu Hause ist und wir dort erstmal ein Unterkommen finden können. Nun muß ich also hier auf meinen Oberzahlmeister und seinen LKW warten. Er ist jedenfalls nicht pünktlich, denn es ist schon nach 12 Uhr ...
Kurz vor 2 Uhr kommen dann drei Frauen auf den Bahnhof und erkundigen sich nach Möglichkeiten, mit dem Zug wegzukommen. Als sie positive Auskunft erhalten, fragen sie, was man denn mit den Pferden und dem Wagen machen könne. Da horche ich auf, stürze auf sie zu und sage, ich würde die Pferde gleich abnehmen. Ja, ihnen selbst gehörten zwar die Pferde nicht, aber die Frau hätte gesagt, wenn sie mit ihrem Gepäck mit der Bahn mitkäme, wäre ihr ganz gleichgültig, was aus den Pferden würde. Die Bahnbeamten raten mir aber sehr dazu, mich mit der Besitzerin selbst in Verbindung zu setzen, damit die Sache auch sicher wäre. Die wohnt aber 1 km außerhalb der Stadt, im ganzen vom Bahnhof 3 km zu laufen. Ich schwanke sehr, denn inzwischen werden sicher meine Leute kommen, um mich abzuholen. Aber der Erwerb von Pferden ist doch wichtiger, und ich gehe mit.
Hier brechen leider meine Eintragungen plötzlich ab. Ich erzähle aus der Erinnerung nach:

Ich kaufte Tiere, zwei Pony-Pferde und eine Stute, und vereinbarte mit den Frauen, daß Dombrowski die Pferde am nächsten Tag abholen und das Geld mitbringen würde. Unter mühseligen Umständen kam ich dann nach Preußisch-Friedland zur Familie zurück. Am nächsten Tag ging Dombrowski früh los. So recht glaubten wir ja nicht, daß er wirklich die Pferde bringen würde, denn inzwischen konnten die Leute sich das anders überlegt haben, oder es fuhr doch kein Zug mehr, daß sie die Pferde nicht hergeben würden, oder ein anderer hatte ihnen mehr geboten.
Aber zu unserer allergrößten Überraschung kam am frühen Nachmittag unser Dombrowski vor unserem Haus an, und zwar nicht nur mit den Pferden, sondern mit dem ganzen Gespann, den Wagen hatten sie ihm einfach dann noch so mitgegeben. Und dann gab es erstmal ein großes Gelächter über das, was ich da an „Pferden" eingekauft hatte. Natürlich ließen sich die drei nicht vor unseren großen und schweren Gummiwagen spannen,

das war gleich klar, aber immerhin waren es Wesen, die uns vielleicht doch irgendwie von hier wegbringen könnten.

Freitag, 9. Februar
Keine besonderen Ereignisse.

Sonntag, 11. Februar
Erna und der Vater haben heute Geburtstag, ach, welch trostloser Geburtstag. – Dombrowski fährt nach Barkenfelde und hofft, dort wegen der Pferde etwas zu erreichen; aber ohne Erfolg kommt er zurück. Wäre er doch schon nach Bublitz gefahren stattdessen! Wieder ein verlorener Tag.

Montag, 12. Februar
Unser Gepäck wird fertig gemacht und aufgeladen. Um 3 Uhr fährt Dombrowski ab nach Bublitz. Ich fühle Erleichterung, daß irgendetwas unternommen wurde. – Es soll Lebensmittelkarten geben. Ich laufe dreimal dahin. Erst ist es so voll, und ich will nicht stehen, nachher ist zu, und dann sind die Karten alle geworden. Es hat zum ersten Mal wieder Butter gegeben. Wir haben keine bekommen. Wir hungern so sehr nach Butter.

Dienstag, 13. Februar
Wir erfahren früh morgens, daß die Front nach Schlochau rauf durchgebrochen ist, wir sollen Friedland verlassen. Packen, rumlaufen, fragen, bitten, so vergeht der Vormittag. Und dann kriegt unsere Munitionsstaffel Marschbefehl nach Barkenfelde; sie nehmen uns mit unserem Wagen mit, oh welch ein Glück!
Wir finden Quartier bei Rittken, Barkenfelde Mühle. Abends gehen Erna und ich noch zum Bürgermeister – erhalten das Versprechen, daß der uns am nächsten Tag weiterfährt nach Bärenwalde. Wir haben ein angenehmes Zimmer mit mehreren Betten.

Mittwoch, 14. Februar
Um 9 Uhr spannte der Bürgermeister von Barkenfelde an, und es geht bis Bärenwalde. Dort erleben wir Fliegerbeschuß. Viel Rumgelaufe, um Weiterfahrt zu erreichen. Der Ortsbauernführer bestimmt einen Flüchtling, der uns bis Hammerstein fahren soll. Der fährt aber nur bis Geglenfelde. Verzweifelte Situation und fürchterliches Regenwetter. Geglenfelde ist vollkommen verlassen und tot, nur einige Flüchtlinge sind noch da. Ich bin so deprimiert wie noch nie. Wir schlafen im Dreck auf Stroh, es ist schrecklich. Um die Weiterfahrt sieht es schlecht aus. Ein Bürgermeister ist noch da, der will Flüchtlinge bestimmen, die uns weiterfahren sollen, aber wir sehen schwarz.

Donnerstag, 15. Februar
Nach einigem Hin und Her findet sich ein Herr Mantey aus Zempelburg, der uns bis Hammerstein fährt. Wir besorgten Quartier und konnten seit drei Wochen die erste Butter kaufen. Mittags mit Bublitz telefoniert. Auskunft: unser Kutscher sei noch nicht da. Um 8 Uhr abends nochmal telefoniert. Auskunft: Kutscher schon am Dienstag Abend in Bublitz gewesen und Mittwoch früh weitergefahren. Das heißt, daß er nach menschlichem Ermessen jetzt schon wieder an uns vorbei ist. Zum Glück haben die Eltern hier Bekannte getroffen, von denen kann ich morgen ein Fahrrad leihen und Richtung Friedland zurückfahren, um Dombrowski zu suchen. Außerdem wollen wir morgen zu den Bekannten, Hackbarths, ziehen.
Zufällig treffen Erna und ich auf der Straße den Oberfeldwebel Bosse aus Schlochau. Er macht uns Hoffnung, daß wir mit einem Lazarettzug mitfahren können.
Bei dem Telefongespräch mit Dubbertech/Bublitz erfahre ich auch gleich, daß wir nur eine Nacht dort bleiben können. So schwinden unsere letzten Hoffnungen auf einen längeren Aufenthalt an ruhigem Ort.

Freitag, 16. Februar
Um 1/2 8 Uhr fahre ich mit dem Rad los in Richtung Preußisch–Friedland. Es ist gutes Wetter und fährt sich angenehm. Vergeblich frage ich unterwegs nach unserem Fuhrwerk. In Barkenfelde mache ich Halt bei Rittken. Aber leider ist unsere Munitionsstaffel in der Nacht vorher abgerückt nach Schlochau. Ich muß also bis Friedland fahren. Ich komme ohne weiteres hin, aber von Dombrowski keine Spur. Ich gehe in das völlig verlassene Haus von Will, nehme einige Sachen mit, eigentlich nur so als Beweis, daß ich dort war. Diese tote Stadt ist erschütternd, auch die Kommandantur ist weg, kaum eine Menschenseele, wenig Schießerei zum Glück. Ich fahre zurück in der ganz bestimmten Hoffnung, daß Dombrowski inzwischen in Hammerstein ist. Jetzt ist die Fahrt bei Gegenwind sehr anstrengend, und ich bin schon sehr ermüdet. Ich gehe jetzt streckenweise zu Fuß, weil ich nicht mehr fahren kann. In Barkenfelde treffe ich den Oberzahlmeister Schulz und Hübner. Sie wollen es kaum glauben, daß ich in Preußisch-Friedland war, das läge doch inzwischen hinter der Front. Ich hatte nur gelegentlich einige Soldaten am Straßenrand gesehen. Sie geben mir ein Käsebrot, Schnaps und Zigaretten. Ich erfahre, daß Major Maencke in Barkenfelde ist. Die Weiterfahrt wird immer schwieriger, ich kann kaum noch und komme nur langsam vorwärts. Ich beschließe, in Geglenfelde bei Herrn Mantey Rast zu machen und von da zu Fuß zu gehen. Kurz vor Geglenfelde kommt ein Soldat mit einem Kutschwagen und nimmt mich mit – oh welches Glück – und fährt mich bis vor die Haustür bei Hackbarths. Dombrowski ist nicht hier – große Enttäuschung. Abends kommt Oberfeldwebel Bosse zu uns, er verspricht, uns zu helfen, wir sollen noch einen Tag warten. Ich schreibe einen Brief an Major Maencke mit unserer Adresse, den er übermitteln will, falls sich Dombrowski an den wendet.

Sonnabend, 17. Februar
Morgens sehr deprimierte Stimmung, denn Dombrowski kommt nicht. Gestern Abend hatten wir Karten gelegt, und danach sollen wir ihn heute treffen. Abwechselnd stehen wir Wache am Fenster. Mir selbst geht es nicht sehr gut. Um 12 Uhr ruft die Mutter, es scheine ihr, als ob Dombrowski kommt, er fährt nebenan auf den Platz. Erna läuft runter, und wirklich, er ist es. Wir freuen uns halbtot. Er ist erst gestern aus Dubbertech abgefahren, und man hatte ihm auch schon gesagt, daß wir in Hammerstein wären. Wir hatten doch wohl nochmal Glück. Wir wollen nun doch versuchen, mit diesen Pferden und unserem Wagen weiter zu fahren.

Sonntag, 18. Februar
Eigentlich wollten wir heute weiterfahren, aber es wird doch nichts daraus, es ist immer das gleiche: Unschlüssigkeit, man weiß nicht, was richtig ist und wohin man eigentlich soll. Eine Freude hatten wir aber heute, wir bekamen Lebensmittelmarken noch für die ganze Periode von einer Flüchtlingsfamilie, die auch hier im Hause wohnt. Wir fragten nicht, woher sie die in solchen Mengen haben.

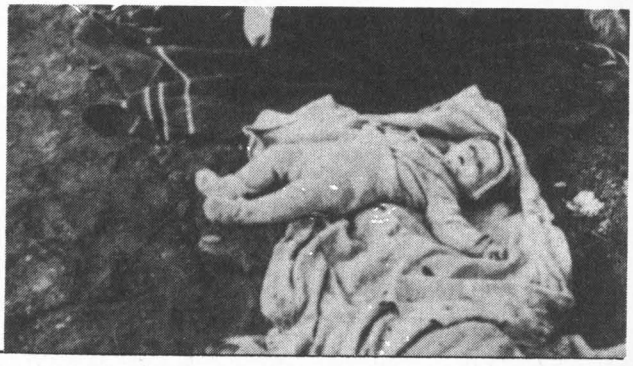
Montag, 19. Februar
Morgens mit Erna Einkäufe gemacht für die Lebensmittelmarken – mit einigem Herzklopfen, weil es ja wohl etwas unnatürlich ist, daß wir noch welche vom Anfang der Zuteilungsperiode haben, aber es gab keine Fragen. Dombrowski hat unsere zwei kleinen Pferdchen gegen einen Hengst eingetauscht, von dem keiner so recht weiß, wem er gehört. Hoffentlich ist der Tausch nicht schlecht. Wir beschließen nun endgültig für morgen die Weiterfahrt.

Dienstag, 20. Februar
Morgens mit Erna wieder Einkäufe gemacht. Wegen des Pferdetausches kommt eine Kommission zum Abschätzen, und dann wird die Sache perfekt unter Zuzahlen von 200 Mark. Um 11 Uhr sind wir endlich startbereit. Wir fahren durch bis Baldenburg. Da laufe ich 1 1/2 Stunden herum nach Quartier, aber ohne Erfolg. Wir müssen weiter. Aus Baldenburg geht es so steil aufwärts, daß wir es kaum schaffen. Es finden sich eine Anzahl Männer ein, die uns schieben helfen, und so geht es schließlich. Das nächste Gehöft ist erst 5 km weiter, aber auch da kein Unterkommen. Noch 4 km müssen wir fahren bis zu einer Försterei, die uns endlich aufnimmt. Es ist schon 7 Uhr, zum Glück Mondschein. Auspacken, essen schlafengehen auf dem Fußboden. Morgen wollen wir nun nach Dubbertech.

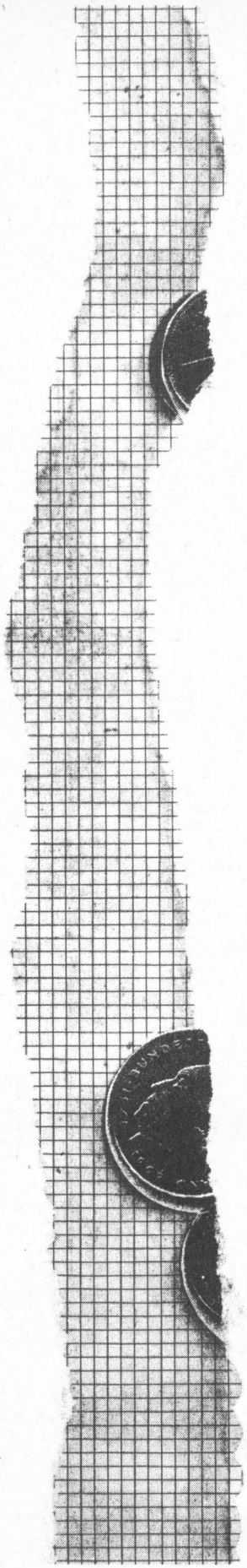
Mittwoch, 21. Februar
Um 10 Uhr ist alles zur Abfahrt bereit. Um 1/2 12 Uhr sind wir in Bublitz und machen dort kurz Halt. Wir kaufen noch Butter und Brötchen und besorgen Milch, dann geht es weiter. Die Fahrt ist nicht leicht, es geht zu viel bergan, und die Pferde schaffen es kaum. Gegen 1/2 3 Uhr sind wir hier in Dubbertech. Wir bekommen ein ganz nettes Zimmer, es ist unwahrscheinlich sauber. Leider ist kein Strom, und Wasser nur zwischen 2 und 3 Uhr mittags. Wir kochen uns in der Küche Nudeln mit Butter. Um 6 Uhr gibt es noch warme Suppe für die Flüchtlinge. Dombrowski ist sehr unglücklich, die Pferde sind so schlecht untergekommen wie noch sonst kaum. Und unsere Hoffnung auf Futter für die Pferde schwindet auch. Frau von Hagen ist soweit ganz nett, aber recht unzugänglich, offenbar ist sie nicht so sehr erbaut von solchen Gästen.

Donnerstag, 22. Februar
Es macht nicht den Eindruck, daß hier schon sehr viele fremde Menschen gewohnt haben, wie Frau von Hagen erzählt. Es ist nicht so sehr gemütlich für uns in dem einen Zimmer. Wir wollen auch nicht kochen, es gibt ja abends auf dem Hof Suppe für Flüchtlinge, und die Küche liegt im Keller sehr ungünstig für uns. Wir wollen morgen weiter fahren, Richtung Kolberg über Belgard. Ich muß nur sehen, noch Pferdefutter zu bekommen; Frau von Hagen hat den Verwalter schon darauf vorbereitet.

Foto: Sophie Ruprecht



Freitag, 23. Februar
Um 1/2 9 Uhr bin ich beim Verwalter, ich erreiche 75 Pfund Futter, nicht viel, aber etwas. Dombrowski ist krank und will nicht fahren, wir wollen aber unbedingt weiter und erklären ihm daher, daß wir nicht bleiben dürfen. Es geht dann auch, um 1/2 12 Uhr fahren wir schließlich los. Wir wollen bis Burglaff, 22 km, das rät uns Frau von Hagen. Nach 17 km in Großtychow machen wir Station, kaufen ein und bekommen von der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) Mittagessen. Als wir weiterfahren wollen, will uns die Polizei daran hindern: wir dürfen nicht allein fahren, müßten bis morgen dort bleiben und uns dann einem Treck anschließen. Ich schimpfe wie ein Rohrspatz, und schließlich läßt man uns auch fahren. Und welch Glück, Burglaff ist vollkommen frei von Flüchtlingen, wir be-



kommen in einem sauberen Bauernhaus ein angenehmes Quartier, alle Leute sind nett und freundlich, auch die Pferde gut untergebracht.

Sonnabend, 24. Februar
Schon um 9 Uhr ist ein Polizeibeamter aus Tychow da und erklärt uns wieder, wir müßten uns nun einem Treck anschließen. Wir nehmen das zur Kenntnis und sind um 1/2 11 Uhr abfahrbereit, nachdem wir noch Futter besorgt haben. Wir fahren los, ein Treck ist nicht zu sehen. Nach 200 m holt uns der Polizist ein, wütend schreit er uns an, er hätte uns doch erklärt, wir sollten nach Tychow zurück und uns einem Treck anschließen. So hatte das keiner von uns verstanden; aber es bleibt uns nichts anderes übrig, wir müssen zurück. Dort schickt man uns auf einer anderen Straße einem Treck von vier Wagen nach, eine unmögliche Straße mit Kurven und Steigungen. In Sietkow macht der Treck Halt, wir bemühen uns aber selbständig um Quartier. Bei der Pfarrersfrau können wir unterkommen, aber schlecht. Wir fahren noch 1 km weiter bis Kenzlin und haben da auch Glück bei einem Bauern. Es ist zwar gar kein Bett im Zimmer, es geht aber auch so. Erna und ich gehen noch zum Bürgermeister, einem netten und freundlichen Menschen, ebenso wie seine Schwester. Mit denen schwatzen wir eine Weile. Helfen in bezug auf die Weiterfahrt können sie uns aber nicht. Der Bürgermeister erinnert mich an Ottochen, das Goldstück, und ist mir darum sympathisch. Wir erfahren, daß diese Polizeiaktion anscheinend nur im Kreis Belgard ist und bekommen den Rat, uns so durchzumogeln, bis wir da heraus sind. – Inzwischen hat die Familie ein wunderbares Abendessen gekocht, das uns allen guttut.

Dienstag, 27. Februar
Um 9 Uhr fahren wir im Treck ab, den wir aber schon in Körlin verlieren, weil wir unsere Wagenreifen aufpumpen müssen. Das gelingt uns aber nicht. Es fahren unendliche Trecks. Unterwegs machen wir uns mit zwei anderen Wagen bekannt, mit denen wir beschließen, zusammen weiter zu fahren. In Schmukkenthin bekommen wir einen Quartierschein für unsere drei Wagen für das Gut Vogelsang. Dort angekommen stellt sich heraus, daß das Quartier aus einem Kuhstall besteht. Zum Glück waren wir mit unserem Wagen den unmöglichen Feldweg nicht erst raufgefahren; wir trennen uns daher gleich wieder von den anderen und fahren ins nächste Dorf. Wir haben noch Glück und bekommen ein Quartier, wo wir wieder alle, wenn auch auf dem Fußboden, unterkommen. Es ist sauber, und Frau Wendt ist nett. Das Dorf heißt Kölgin. Ich hole noch Essen von der NSV, und wir kochen Nudeln. Leider ist kein Licht, das ist schlecht.

Mittwoch, 28. Februar
10 Uhr Abfahrt. Sehr schlechte Straße, wir bleiben stecken im Schlamm. Zum Glück geht es einem zweiten Wagen neben uns ebenso, so ziehen wir uns gegenseitig heraus. In einem Dorf machen wir Halt, um die Reifen aufzupumpen, das gelingt zwar wieder nicht, aber bei der Gelegenheit machen wir günstige Einkäufe noch auf unsere Marken: Butter, Griess, Zwieback und Weißbrot. Das Wetter bessert sich. Bei herrlichem Sonnenschein kommen wir in Greifenberg an. Dort besorgen wir Treckschein,

NSV-Verpflegung, Pferdefutter und können endlich unseren Wagen aufpumpen. Dabei eine Zigarette geschenkt bekommen von Soldaten. Wir sollten noch 3 km weiterfahren, bis Gramhausen, fahren aber versehentlich daran vorbei und kommen bis Barkow, einem Gut 9 km hinter Greifenberg. Der Gutsbesitzer ist ein Geck, aber bei einer ganz reizenden Arbeiterfamilie bekommen wir Quartier. Die teilen ihr einziges Zimmer mit uns und geben uns Bratkartoffeln und Milchsuppe zum Platzen viel. Erna und ich schlafen auf dem Wagen. Goebbels' Rede angehört. Es gibt auch Strom, das Dorf ist nämlich voll Soldaten. Der Feldwebel, der mir an der Tankstelle eine Zigarette schenkte, verabschiedete sich von uns mit den Worten: „Ich wünsche euch denn einen baldigen Frieden oder einen raschen Tod."

Donnerstag, 1. März

Dombrowski kommt mit der Nachricht, daß es unserer Fuchsstute schlecht geht und sie nicht mehr lange mitmachen wird. Wieder ein Rückschlag. Erna und ich müssen wieder rumlaufen, um irgendwie Hilfe zu beschaffen. Wir treffen einen Hauptmann, der will uns ein Telefongespräch mit der Treckleitstelle in Greifenberg vermitteln. Das Gespräch kommt aber nicht durch. Wir fahren erstmal so los bis Plathe, das ist eine größere Stadt mit Bahnanschluß. Erna und ich gehen zur Ortskommandantur und bitten, daß man uns das Pferd tauscht. Wir werden auf den Markt geschickt, da mache ein Feldwebel Goebel Dienst, der solle sich das Pferd ansehen, es bestehe aber wenig Aussicht. Der Feldwebel läßt sich wahrhaftig zureden, unsere beiden Pferde gegen zwei andere einzutauschen. Wir hoffen und glauben, daß wir einen guten Tausch gemacht haben. Wir fürchten zwar, daß der Feldwebel Ärger bekommen wird, daß er zwei Wehrmachtspferde gegen zwei Flüchtlingspferde hergegeben hat, aber darüber wollen wir nicht nachdenken. – Weiter geht es bis Groß–Sabo bei fürchterlichem Sturm und Regen. Dort fanden wir Quartier bei Griebenow, scheußliche Leute, scheußliches Quartier. Dachstube mit Stroh und widerlichen Möbeln. Verpflegung gibt's in Form von Brot und Butter, dazu für uns 9 Personen eine Scheibe Käse. Abends zum Ortsbauernführer wegen Pferdefutter. Zu unserer Freude ist wenigstens Strom.

Freitag, 2. März

Morgens Auseinandersetzung mit Frau Griebenow. Daraufhin spendiert sie uns pro Nase ein Setzei. 10 Uhr Abfahrt. Halt nach 7 km in Naugard. Dort bekommen wir einen neuen Treckschein und zum ersten Mal eine vernünftige Auskunft über die Weiterfahrt. Wir holten Mittagessen aus dem Ratskeller und kauften Wurst und Schmalz ein. Weiter ging es bei unerträglichem Sturm 9 km bis Neulangkafel. Das Quartier bei Lange ist noch schlechter als gestern, aber bei dem Sturm ist es unmöglich, weiter zu fahren. Das Zimmer ist ein Schlauch mit zwei schmutzigen Betten und kalt. Erna und ich schlafen wieder auf dem Wagen. Strom gibt es, außer von 6 bis 8 Uhr. Hoffentlich läßt der Sturm morgen nach, sonst ist wieder kein rechtes Weiterkommen möglich. Ich wollte für die Mutter, die morgen Geburtstag hat, einige Zigaretten erbetteln, bekomme aber nur eine einzige im Ratskeller von Naugard von einem Soldaten, und hier eine Zigarre. Schade, ich wollte drei Stück haben.

Sonnabend, 3. März / Sonntag, 4. März

Dombrowski verdient sich heute morgen 24 Zigaretten durch Anspannen eines Pferdes, so haben wir doch einige Geburtstagszigaretten. Um 11 Uhr fahren wir ab, zuerst bis Massow. Da ist alles voll von Militär und dolles Fliegerbrummen und Schießen mit Bordwaffen. Wir beeilen uns, rauszukommen, und fahren im Treck weiter bis Priemhausen. Dort sind wir gegen 5 Uhr. Wir beschließen, die Nacht über weiter zu fahren auf der Autobahn bis über die Oder. Wir bekommen ein Quartier bei sehr netten Leuten (Buss), machen uns da Essen und später Bohnenkaffee, zu dem Frau Buss für uns noch kleine Kuchen backt, nachdem sie erfahren hat, daß unsere Mutter Geburtstag hat. Die Kinder werden noch eine Stunde hingelegt, und um 10 Uhr abends laden wir wieder auf. Wir hatten Sorge, aus dem Ort hinauszukommen, aber es geht trotz der Finsternis alles gut. Nach 2 km kommen wir auf die Autobahn, und zunächst geht die Fahrt glatt. Bald stoßen wir auf Trecks. Wir wollen überholen, das geht eine Weile gut, aber die Trecks nehmen kein Ende, Polizei mischt sich ein, wir dürfen nicht überholen. Stundenlanges Warten und bald keine Hoffnung mehr, daß wir noch über die Oder kommen.

Und dann kommen Steigungen, unheimlich und fast unüberwindlich. Schreckliches ereignet sich, ganze Wagen rutschen von der Straße ab und den Abhang hinunter. Wir quälen uns halbtot, wir müssen schieben und schieben. Beim zweiten Berg betteln wir bei einem Volkssturmmann um russische Arbeiter, die beim Schippen sind, das hilft etwas. Gegen 1 Uhr kommen Flieger, eine neue Sorge. Zum Glück trübt sich der Himmel, und es fängt an zu schneien, so bleibt uns Bordwaffenbeschuß erspart. Überall am Straßenrand liegen tote Pferde, zum Teil ausgeschlachtet.

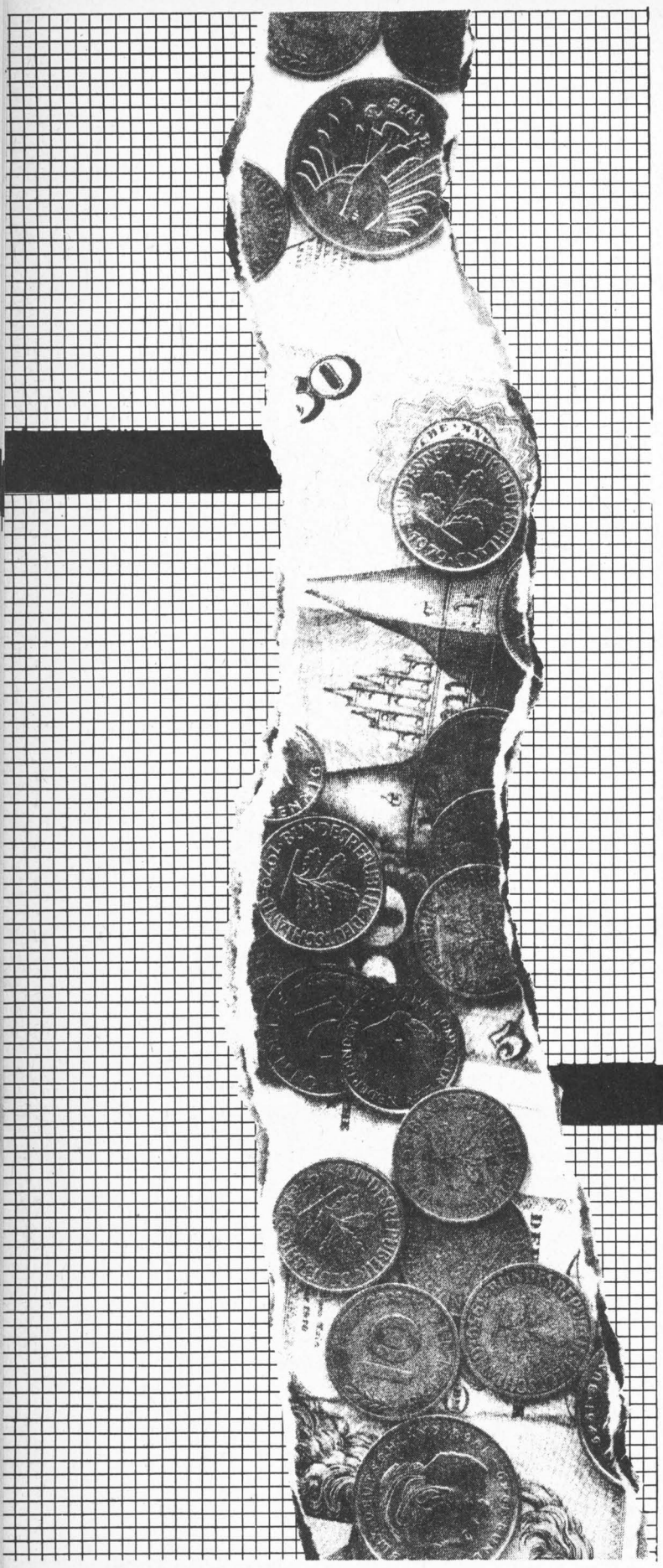
Im Laufe des Vormittags kommen wir endlich auf die Oderbrücke, wieder stundenlanges Warten. Wenige hundert Meter von uns entfernt schlagen Granaten ins Wasser. Nach der Oderbrücke kommen noch zwei große Steigungen. Die zweite und endlich letzte ziehen wir uns mit einem anderen Flüchtlingswagen gegenseitig. Wir hätten es allein auch nicht geschafft.

Endlich kommt die Ausfahrt nach Colbitzow – wir haben eine Todesfahrt hinter uns. Wir danken nur unserem Gott für das schlechte Wetter, das uns vielleicht das Leben gerettet hat. In Colbitzow teilen wir mit sehr wenigen das Glück, ein Quartier zu bekommen. Allerdings verfehlen wir unseren Weg nach da, und Erna und ich müssen zu Fuß hingehen und von unserem Quartierwirt, Herrn Düring, Pferde holen, die uns hinziehen; unsere können nicht mehr. Das Zimmer ist winzig klein und bereits von fünf Personen besetzt. Es ist unmöglich. Nach Zureden dürfen wir abends in das Wohnzimmer übersiedeln. Essen von der NSV. Die andere Flüchtlingsfamilie im Quartier ist bei der Überfahrt über die Oder beschossen worden, der Mann ins Krankenhaus gebracht, eine Frau verletzt. Die Wirtsleute sind ziemlich ungefällig.

Montag, 5. März / Dienstag, 6. März

Wir ziehen wieder in das kleine Zimmer ein, die andere Familie fährt weiter. Dürings sind nun doch ganz nett, wir bekommen Mittagessen, Kartoffeln mit Grützwurst. Nachmittags laden wir auf, um 6 Uhr Abfahrt. Wieder auf die Autobahn. Es fängt schlecht an. Wir wollen auf der linken Seite fahren, werden von einem rabiaten Polizisten runtergetrieben, bleiben in der Mitte stecken und Wehrmacht muß uns rausziehen. Weiter im Treck, zuerst langsam, später freie Fahrt.

Es ist inzwischen ungefähr 3 Uhr nachts. Mein Geburtstag, ach, welch ein Geburtstag ! – Nach Schmölle rauf geht ein steiler Berg, auf halber Höhe bleiben wir stecken, die Pferde schaffen es nicht. Erna gabelt einen Volkssturmmann auf, der uns ein Vorgespann besorgt. Dadurch gleich Anknüpfungspunkt wegen Quartier. Schmölle gleicht einem Heerlager aus der Zeit des 30-jährigen Krieges. Der Bürgermeister ist ein Ekel, an Quartierschein nicht zu denken. Der Mann, der uns raufgezogen hat, ist ein Flüchtling, genannt Onkel Gustav, der da schon drei Wochen ist und allen Leuten gute Dienste erweist. Er wohnt im Gasthaus Mehls.



Freitag, 9. März
Heute ist Fahrpause, und es wird dafür große Wäsche veranstaltet. Es wird aber daraus eine riesengroße Wäsche, sie dauert bis zum Nachmittag. Aber ein herrliches Gefühl, daß mal alles sauber wird. Anschließend wasche ich mir die Haare, und dann ist allgemeine Stopfstunde. Wie nötig ist uns mal so ein Tag. Wir machen auch einige Tauschgeschäfte hier. Dombrowski erwirbt einen Zentner Hafer für 11 Pfund Zucker und wir Zigaretten und Eier für Zucker und Backpulver. Wagen und Koffer werden gründlich aufgeräumt.

Sonnabend, 10. März
Das Wageneinpacken macht heute viel Arbeit. Dombrowski ist mit den Pferden schneller da, als wir fertig sind. Um 1/2 11 Abfahrt. Bis Boitzenburg glatte Fahrt, dann ganz schreckliche Berge in Boitzenburg. Wir müssen nach Hilfe rumlaufen. Das einzige, was wir bekommen, sind ein paar faule russische Soldaten, aber immerhin, wir schaffen den schlimmsten Berg. Im nächsten Dorf wird gefüttert und die Erbsensuppe von gestern aufgewärmt. Dort tauschen wir Backpulver und Sacharin für 10 Pfund Hafer ein. 4 km weiter, in Klosterwalde, wird Quartier gemacht. Es geht diesmal leidlich, kleines Zimmer mit zwei Betten, aber kalt. Wir können aber unten im Gastzimmer sitzen, es ist ein Gasthof. Kochen müssen wir woanders, bei aber sehr netten Leuten, wo Erna und ich sogar schlafen können. Dazu Geschenk: 7 Eier. Das Abendessen besteht aus Rührei mit Grießbrei.

Sonntag, 11. März
Dombrowski erwirbt 1/2 Zentner Hafer für ein Paar Strümpfe. Um 1/2 11 Uhr Abfahrt. Gutes Fahren bis Templin. Dort in einem Hotel Mittagessen, mal wieder ein Glücksfall. Und bei der NSV gibt es wahrhaftig Kekse. Um 1/2 3 Uhr Weiterfahrt. Wenige Steigungen werden ohne Schwierigkeiten geschafft. So mühelos wie heute sind wir seit langer Zeit nicht gefahren. Um 1/2 5 Uhr sind wir in Vogelsang, wo wir gleich beim Ortsbauernführer selbst aufgenommen werden. Ein angenehmes warmes Zimmer mit zwei Betten, Sofa, Tisch und Stühlen. Wir machen uns eine Riesenportion Bratkartoffeln. Morgen wollen wir nun nach Zehdenick und, wenn möglich, etwas länger bleiben. Allerdings ist der Ziegeleibesitzer, den die Eltern dort kannten, nicht mehr da, wie der Ortsbauernführer telefonisch festgestellt hat.

Dienstag, 13. März
Die erste Tat heute morgen war die polizeiliche Anmeldung und dann anschließend die Anmeldung auf dem Ernährungsamt. Wir haben endlich, endlich mal wieder Lebensmittelkarten und kaufen auch gleich gründlich ein. Nachmittags ein Telegramm nach Eutin aufgegeben und auf dem Bahnhof erfahren, daß wahrscheinlich eine Möglichkeit besteht, per Bahn nach Eutin zu gelangen. Daran anschließend gleich Reisebescheinigung vom Ortgruppenleiter besorgt. Ich habe wieder Hoffnung. – Morgen werden Gertrud, Erna und ich nach Berlin fahren, um uns da des weiteren zu erkundigen. Abends bei Familie Schuster zum Glas Wein eingeladen.

Donnerstag, 15. März
Endlose Diskussionen, was wir machen sollen. Die Familie will unbedingt nach Berlin. Für mich gibt es nur eins: ich will mit den Kindern nach Eutin. – Morgens zum Bahnhof und Fahrkarte besorgt, auch Gepäck will man hier abnehmen. Um 2

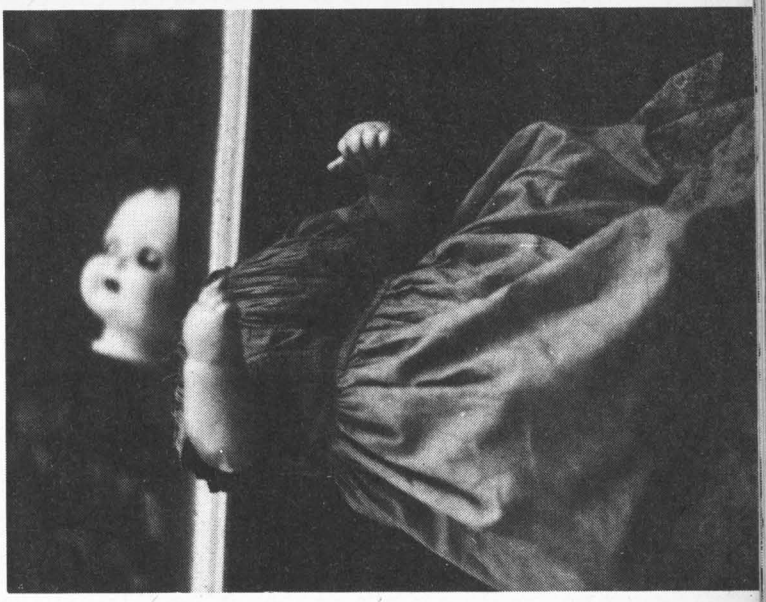
Uhr ist Fliegeralarm und dauert bis 4 Uhr. Unzählige Massen von Flugzeugen haben uns überflogen, vorsichtshalber gingen wir in den Keller. Anschließend Koffer gepackt, Telegramm nach Eutin aufgegeben und Kinderwagen und Koffer zur Bahn zum Aufgeben gebracht. Das will man mir jetzt nicht mehr abnehmen. Wir müssen das also morgen in Berlin aufgeben. Wie wir damit hinkommen werden, ist allerdings schleierhaft. Abends erfahren wir, daß bei dem Angriff am Nachmittag Oranienburg getroffen sein soll, hoffentlich nicht die Bahnstrecke. Genaues weiß auch keiner. Bei Schuster verbringe ich dann noch einen sehr gemütlichen Abend, wir feiern Abschied. Es gibt guten Cognac.

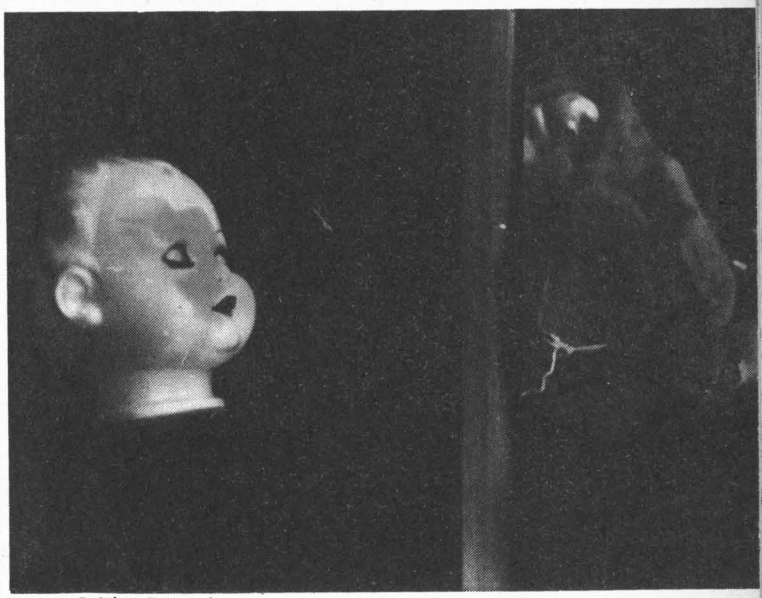
Montag, 19. März

Um 4 Uhr aufgestanden. Um 1/2 6 Uhr mit allem auf den Bahnhof. Gertrud und Dombrowski bringen mich bis Löwenberg. Dort ist ein fürchterliches Durcheinander auf dem Bahnhof. Kein Mensch weiß, wann und wohin ein Zug fährt. Um 8.03 Uhr soll aber von dort ein Zug abgehen nach Warnemünde, der ist auch pünktlich und ganz leer. Wenige Minuten später geht dann ein Zug nach Zehdenick zurück, so daß Gertrud und Dombrowski auch nicht mehr zu warten brauchen. Ich habe eine wunderbare Fahrt bis Güstrow. Charlotte schläft die ganze Zeit. In Güstrow um 11 Uhr. Kurz nach 12 Uhr soll ein Zug nach Lübeck gehen, der kommt aber erst abends um 1/2 6 Uhr. Das ist elendes Warten. Und dann der Zug überfüllt, aber irgendwie kommen wir hinein, Soldaten sind mir behilflich, der Zug voller Soldaten und Verwundeter. Soldaten nehmen die Kinder auf den Schoß, Platz ist eigentlich gar keiner. Um 9 Uhr abends sind wir in Lübeck. Um 1/2 11 Uhr soll ein Zug von Berlin durchkommen. Wir bleiben zunächst auf dem Bahnsteig, nachdem ich Charlotte bei der NSV frisch gewikkelt habe. Auf zwei Koffern schlafen die Kinder in den Pelzmantel gewickelt fest. Ich selbst fange allmählich an zu frieren. Bis 2 Uhr halten wir es so aus, dann gehe ich doch lieber wieder hinauf in das Flüchtlingslager, wo es immerhin warm ist. Zum Überfluß gibt es um 3 Uhr Fliegeralarm, und wir müssen in den Bunker, aber es dauert nicht lange.

Dienstag, 20. März

Um 3/4 7 Uhr morgens kommt endlich doch der Zug. Es ist wieder fürchterliches Gedränge. Ich reiche die Kinder und mein weniges Gepäck einfach durch ein Fenster in ein Abteil, leide Höllenqualen, daß ich dann weggedrängt werden könnte, aber es gelingt mir, in das Abteil hineinzukommen. In einer





Fotos: Sabine Buresch

knappen Stunde sind wir in Eutin. Hier zum ersten Mal findet sich kein Mensch, der mir hilft. Ich laß mein Gepäck auf dem Bahnhof und gehe mit den Kindern, Charlotte auf dem Arm, Gisela an einer Hand, nach Hause. Nur mit allerletzter Kraft habe ich dieses Stück unserer über acht Wochen dauernden Flucht geschafft, mir drohten die Kräfte zu versagen. Als Gisi mir die Tür öffnete, konnte ich kein Wort hervorbringen, ich hab es ja selber nicht geglaubt, daß ich noch mal hier ankommen würde.

So ist nun also unsere Flucht zu Ende, und wir sind wirklich noch hier in Eutin angekommen, und außer einer starken Erkältung bei den Kindern haben wir gesundheitlich keinen Schaden davongetragen. Aber ob wir auch gerettet sind – ich glaube es nicht. Es ist eine Galgenfrist; ich hätte gerne auf sie verzichtet.

Anita M.

Morgen du Rußland

Foto: Ullstein Bilderdienst

5. April 1943

Als dieser Urlaub, der ein einziges großes Fest war, zuende ging und wir in Zehlendorf am packen waren, bekamen wir noch fünf Tage geschenkt, fünf Tage und fünf Nächte. In diesen fünf Tagen wünschte ich mir so sehnlichst ein Kind wie noch nie. Ich wollte es erzwingen. Ich sagte es nicht, aber wir wußten es beide, unser Wunschkind.

Der große, laute Bahnsteig, ein riesiger Urlauberzug rollt leise und langsam aus der Halle. Hunderte von Soldaten, du bist einer von ihnen. Ernst lächelnd. Ich bin eine von Hunderten von Soldatenfrauen. Ich kann nichts denken, ich sehe nur dich, wie oft werde ich noch alleine und leer auf einem Bahnhof stehen?

Ich gehe nach Hause. Ich arbeite in Wannsee im Lazarett. Ich habe meine alten Freunde. Ich bin von morgens bis abends eingesperrt in unseren kleinen Pflichten und in die großen des Krieges und bin eigentlich ganz ausgefüllt. Und doch ist es anders. Ich tue nichts ohne dich. Ich bin immer bei dir. Manche Tage bin ich unruhig und habe schreckliche Angst. Dann denke ich intensiv, mit meinem ganzen Willen an dich; und ich will, und ich glaube, daß du heil wieder kommst aus dieser großen Schlacht in Rußland, aus der Schlacht von Orel im Sommer 1943. Es ist so heiß. In den Heeresberichten verfolgen wir die Schlacht: „Tag und Nacht im rollenden Einsatz greifen unsere Kampffliegerverbände an". Nicht denken, nur wollen und warten.

sollst nach fliegen

Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Am 14. Juli hole ich dich ab am Bahnhof Friedrichstraße. Ob ich es jemals vergesse? Morgens um acht Uhr stehst du am Fenster des ersten Schlafwagens aus Königsberg und strahlst, strahlst wie früher. Wie unser kleiner Junge es auch tun soll. Anderthalb Tage und zwei Nächte bleibst du. Es ist ein Rausch, ein Erzählen. Nicht eine Minute lassen wir uns allein. Dann fährst du wieder in die Schlacht von Orel.

Das eigene Schicksal wird mehr und mehr vom großen des Krieges aufgenommen. Die eigenen Sorgen werden nichtig. Das eigene Glück hat nur am Rande noch Platz. Das Gefühl der Geborgenheit hört auf. Der Krieg kommt in die Heimat. Hamburg wird mit Phosphor verbrannt und vernichtet. Wann kommt Berlin dran? Wann die anderen Städte? Aber das ist ja nicht möglich. Unsere Regierung muß einen Ausweg wissen. Natürlich, wir werden siegen.

Ihr werdet aus der Schlacht herausgezogen, das bedeutet Urlaub. Es ist September. Wir fahren nach Binz. Ein herrlicher Herbst. Ein glückliches, stilles Beisammensein. Diesmal werden Babyhöschen gestrickt. Ihr sollt im Fliegerhorst Flensburg umschulen. Du holst mich nach. Wieder eine kleine Wohnung. Vielleicht bleibe ich noch so lange da, und das Baby wird in Flensburg geboren? Da wird Darmstadt angegriffen. Deine Eltern werden durch eine Luftmine ausgebombt, deine Schwester mit ihrem Kind verschüttet, sie stirbt. Der Vater verwundet, du fährst hin. Am nächsten Tag kommt dein Kom-

mandeur und sagt mir zwischen Tür und Angel, übermorgen müßtest du fliegen, nach Rußland, du bekämst die neunte Staffel des Kampfgeschwaders Hindenburg in Rußland. Eisenbahnbekämpfung. Nachteinsätze. Ich war außer mir vor Aufregung. Übermorgen schon. Und du bist noch fort. Und weißt von nichts. Wie soll ich alleine den Umzug schaffen? Und die Reise? In zwei Monaten kommt das Baby. Und dann wieder Rußland. Ich hatte so fest damit gerechnet, daß wir die letzten Monate zusammenbleiben könnten. Ich warte in heller Aufregung.

Ich rufe in Hamburg an. Du bist nicht da. Alle Gleise verstopft, die Züge überfüllt. Ich hinterlasse die Schreckensnachricht und warte weiter. Das arme Baby, denke ich. Ob ihm die Aufregung schadet? Hilde ruft an: „Der Zug, mit dem du fahren wolltest, fällt aus". Wieder eine Nacht. Dein Wagen fährt am nächsten Morgen zum dritten Mal durch die Wache zum Bahnhof. Ich gehe ihm zum dritten Mal entgegen. Er kommt leer wieder. Und morgen sollst du nach Rußland fliegen. Die Kameraden feiern bereits heftig deinen Abschied, als du abends endlich kommst. Dann feiern wir halbtot mit. Du lachst nur: „Ich fliege doch morgen nicht, ich bringe dich erst nach Hause, und dann werden wir weiter sehen". Und dann war acht Tage lang in Warschau Bodennebel. Und in Warschau mußtest du zwischenlanden. Gepriesen sei der Bodennebel in Warschau!

Aber auch der muß einmal aufhören. Diesmal nahmen wir zu Hause Abschied. Das Letzte wird für unser Baby vorbereitet und dann in den Luftschutzkeller verpackt. Ich versuche, durch mein Denken und Wollen das kleine Lebewesen zu beeinflussen. Die ganzen Monate wünsche ich mir, daß es ein schönes, kluges und strahlendes Kind wird. Ein Mensch, der strahlend und tapfer sein Schicksal meistert. Wenn ich ihm doch genug Lebenskraft mitgeben könnte. Ich habe schon manchmal ausprobiert, daß ich mit Wollen und Wünschen etwas nicht direkt Beeinflußbares erreichen kann. Unheimlich ist das oft. Und es ist besser, nicht davon zu reden. Das gelingt auch nur mit großer Konzentration. Aber wenn es bei dem Kind doch gelänge.

22. November 1943

Klaus und Ruth sind da, draußen ist ganz dichter Novembernebel. Heute kann kein Flugzeug Berlin finden. Plötzlich stellt der Deutschlandsender ab. Da, Drahtfunk: „Divisionsgefechtstand Berlin. Ein starker feindlicher Bomberverband in Richtung auf die Reichshauptstadt. Es ist mit einem schweren Angriff zu rechnen". Wir erstarren sekundenlang. Dann rennt jeder seinen gewohnten Weg. Fenster auf, Türen auf, Teppiche zwischen die Türen legen, Wasser in alle Gefäße tun, Gartentür aufschließen, Gashahn abstellen, Heizung versorgen, Bunker aufschließen und anheizen, dazwischen den Drahtfunk abhören. Wenn nur das rasende Herzklopfen aufhörte und die blödsinnige Angst, aber dafür ist ja gar keine Zeit. Das kleine Fluchtgepäck und warme Mäntel in den Bunker. Da, an der Flakgrenze die ersten Schüsse, gleich drauf bellt die leichte Flak auf Düppel und auf Telefunken, und dröhnt die schwere Eisenbahnflak wie Bomben auf dem Bahnhof.

Ein Brausen und Brummen dicht über uns, das nicht enden will. Drahtfunk: „Die Spitzen haben die Stadtmitte von Westen her erreicht. Erste Bombenabwürfe". Das Herz klopft zum Zerspringen. Es ist der erste große Angriff von über tausend Bombern auf Berlin. Als wir nach anderthalb Stunden aus dem Bunker kommen und nicht fassen können, daß wir noch in unser Bett gehen können, ist der Himmel im Osten über der Stadt flammend rot. In der Nacht gehen Zeitzünder in der Nähe hoch, der Himmel ist immer noch tiefrot. Am nächsten Vormittag ziehen schwarze rußige Nebel und Wolken über uns hin, die Stadt brennt immer noch. So geht es Abend für Abend. Pünktlich haben wir alles vorbereitet, pünktlich heulen die Sirenen. Manchmal gilt es uns. Leuchtbomben stehen über dem Garten und in der Umgebung. Selbst Vater ist blaß. Wie lange noch? Eine Minute, fünf Minuten? Nur nicht verwundet werden und verstümmelt, oder verbrennen müssen. Lieber ein Volltreffer. Da, die Leuchtbombe verlischt, der Verband findet sein Ziel nicht, überfliegt uns und vernichtet andere.

Nun sind wir die Front. Wir müssen Soldaten sein und können uns nicht wehren und nicht schützen. Und Heimat sind wir auch. Wir müssen für die Soldaten arbeiten und sie pflegen. Und Mütter müssen wir auch sein. Es geht über die Kräfte. Also versuchen wir in erster Linie, ganz stark zu sein. Dann werden wir auch im Bombenregen Kinder bekommen und großziehen können.

21. Dezember 1943

Klaus wird in Potsdam geboren.

16. Januar 1945

Der russische Angriff an der Ostfront bricht los. Atemberaubend geht er in einem Zuge bis an die Oder. Die Ostfront steht. Können wir sie halten? Sind noch genug Truppen da? Aus Berlin setzt eine Flucht ein. Panzerspitzen bei Eberswalde. Die letzten wehrfähigen Männer fahren an die Front.

Anzeige

Nawal el Saadawi
Tschador
Frauen im Islam

Nawal el Saadawi
Tschador
Frauen im Islam
202 S., 19,80 DM

Entwicklungspolitik, Weltwirtschaft, Völkerkunde, Internationale Solidarität und Völkerverständigung, Ökologie, Befreiungsbewegungen, Friedensbewegung, Internationale Politik, Arbeitsmigration, Ausländer in der BRD, Literatur aus und über Afrika, Asien und Lateinamerika

Domitila aus dem "20. Jahrhundert"
Dokumentarischer Spielfilm von M. Gregor
82 min., 16 mm, Farbe
Lebensgeschichte der Domitila/Arbeit und Kämpfe in der Bergarbeitersiedlung Siglo XX (Bolivien)

CON

Osterstr. 36 edition vertrieb filmverleih 28 Bremen

Ende Januar 1945, Fliegerhorst Gatow

Du kommst aus einer Besprechung: der Brückenkopf Gatow wird nicht gehalten. In Schildhorn werden Schützengräben gebaut. In Zehlendorf quer unter dem Bahnhof werden Panzersperren errichtet, in der Mühlenstraße auch. Ich muß mit dem Kind fort. Der Milchmann fährt mit der S-Bahn zur Front. Ich packe das Nötigste für Klaus und mich. Dich seh ich kaum. Du bist Tag und Nacht fort. Dann nehm ich das Kind und schließe unsere Wohnung im Fliegerhorst zu. Und damit fängt die Heimatlosigkeit an. Noch einen Tag in Zehlendorf zum Packen. Hetzen, nur nicht denken. Alarm, Packen, wieder Alarm.

8. Februar 1945

Ich werde heute 25 Jahre, fällt mir ein. Morgens um fünf Uhr zehn gehe ich aus dem Haus. Klaus schläft im Wagen. Es regnet. Die Haustür fällt zu. Nicht umsehen, nicht schreien. Weinen kann ich schon lange nicht mehr. Wir kommen ja wieder. Auf der Straße zum Bahnhof versinkt ein Paradies.

8. April 1945, Halberstadt

Halberstadt finden Ruth und ich scheußlich, außerdem haben wir nichts zu essen und sind froh, wenn die Kinder satt sind.

Bombereinflüge Kurs Berlin. Ruth und ich wickeln die Kinder. Da ruft Vater, der am Drahtfunk sitzt: „Vierhundert Bomber mit Kurs auf Halberstadt. Schnell, schnell, es eilt!" Mit Kindern, Wagen, halbfertig in den scheußlichen Keller. Noch ein paar Minuten, dann bricht die Hölle über uns los. Gleich zu Anfang wird die Hälfte des Hauses weggerissen. Ich hocke mit Klaus im Arm auf dem Boden, und plötzlich weiß ich: wenn das nicht sofort aufhört, bin ich nicht mehr bei Sinnen. Es tut einen fast fühlbaren Ruck in meinem Kopf, und dann empfinde ich alles wie in der Narkose. Die ersten beiden Wellen sind vorüber. Die zweite hat Brandbomben in die Trümmer geworfen. Alle Ausgänge sind verschüttet. Durch den Kellerschacht sehen wir, daß um uns ein Flammenmeer tobt. Klausi ist grün und ohnmächtig. Durch den dicken Mörtelstaub kann man fast nichts mehr sehen. Wir müssen jetzt irgendwie raus, denn es wird schon warm. Vater schlägt einen Mauerdurchbruch ein. Wohin kommen wir? Er kriecht durch, geht weiter, kriecht zurück, sagt: „Es hat noch etwas Zeit. Aber wir müssen jetzt raus. Über uns brennt alles". Wir landen in Schutt und Trümmern im Nachbarhaus. Da, die dritte Welle. Wir hocken in den Trümmern unter freiem Himmel. Ich lege mich über Klausi, er ist noch ohnmächtig, weiß wie sein Mäntelchen. Als auch dieser Bombenteppich vorüber ist, wird es besser. Nun kann man handeln. Nur raus hier, aus dem Haus, den Trümmern, dem elenden Rauch, dem Flammenmeer. Die Straße ist eine Wüste. Der Feuersturm saugt alles an sich. Das Wasser geplatzter Rohre springt in meterhohen Fontänen aus den Straßenlöchern, die alten Linden sind verschwunden, zerplatzt, zersplittert, zerborsten. Nur raus hier!

Der Kinderarzt von nebenan sitzt auf der Bordschwelle. Ich spreche ihn an. Er hört nicht mehr. Er hat sein Gehirn in der aufgestützten Hand. Nur fort hier! Wir stolpern in Anlagen, Arme und Beine hängen in den Bäumen. Ein Elendszug von verwundeten Soldaten aus den Lazaretten, ohne Krücken, auf Knien meistens, in ihren dünnen Jacken. Weiter, weiter. Vielleicht kommt gleich ein neuer Bomberstrom. Da wacht Klausi auf in der frischen Luft. Ich kann ihn nicht mehr tragen, setze ihn auf meine Schulter, und plötzlich singt er!

Wir landen im Auffanglager außerhalb der Stadt. Draußen liegen all die Toten und Sterbenden. Wir setzen uns in eine Ecke auf den Fußboden, erschöpft, stumpf und leer, bis die Kinder vor Hunger schreien und weinen. Wir bekommen Windeln und Seife und ein Handtuch. Dann gehen wir in das Altersheim, wo eine alte Tante wohnt. Dort beschließen wir zu bleiben. Wir bekommen auch ein paar Pellkartoffeln und nächtigen zu zehn Menschen in einem Raum auf Rohrstühlen, die Kinder in den zu kleinen Waschkörben.

11. April 1945

Einmarsch der Amerikaner in Halberstadt, danach das Chaos. Die Stadt brennt noch, sechstausend Tote. Es wird heiß. Qualm und Gestank über den Trümmern werden unerträglich. Und Hunger, furchtbarer Hunger.

20. April 1945

Es ist kalt und regnet. Vierzehn Uhr. Ich sehe durchs Fenster. Auf der anderen Straßenseite steht ein Mann, einen Knüppel und einen Sack über den Schultern, auf ein altes Fahrrad gestützt. Naß und zerlumpt. Bist du es noch? Auf der Treppe zu unserem Versteck, einem ganz kleinen Dachkämmerchen, sagst du: „Laß keinen rein, ich schlage jeden tot". Du warst aus amerikanischer Gefangenschaft abgehauen.

Für uns ist der Krieg jetzt aus. Das bedeutet Hunger und Heimweh. Es bedeutet aber auch, daß das Gehetztsein aufhört, daß einem keiner mehr nach dem Leben trachtet, weder die eigenen Parteifunktionäre noch der militärische Gegner. Und auch meine Pistole ist in dem letzten Angriff verbrannt.

Sigrid

Anzeige

FRAUENBUCHVERLAG

SIBILLA ALERAMO
DIARIO
DI UNA DONNA
Tagebuch einer Frau 1945 1960

Sibilla Aleramo beschreibt in ihrem Tagebuch die letzten 15 Jahre ihres Lebens.
Es entsteht das Bild einer selbstbewussten Frau, die Neugier gegen Sicherheit gesetzt hat, Liebe, Leidenschaft und Arbeit gegen Bequemlichkeit und Langeweile, die sich immer wieder für den Aufbruch entschieden hat und für das Risiko.
288 Seiten - DM 22.-

TAG UND NACHT KELLER

Tagebuch

Ich war zehn Jahre alt, als der Krieg ausbrach. 35 Jahre später stelle ich fest, daß ich noch immer körperliche und vor allem seelische Schäden durch diesen Wahnsinnskrieg erleide.

Ich war Ostermarschiererin, habe immer laut NEIN gesagt und geschrieben zur Bundeswehr, zum Natopakt, zur Aufrüstung. Ich habe Unterschriften gesammelt bei den Friedensfrauen und bin in der Antikriegsinitiative. Aber ich fürchte, das ist alles nicht genug.

Was können wir denn bloß noch tun, um einen neuen, viel fürchterlicheren Krieg zu verhindern?

Aus dem Tagebuch:

1946: Ich will versuchen, alles Wichtige aus der vergangenen Zeit kurz nachzutragen. Ich muß sehr kurz schreiben, denn wenn ich alles schreiben würde, wäre bald das Buch voll. Ich werde diese Monate mein ganzes Leben nicht vergessen, sie waren schlimm, so schlimm, daß ich heute denke, ich würde sie nicht noch einmal ertragen.

Nachdem Mutti aus dem Krankenhaus zurückkam (Januar 1945), rückte die Front immer näher. Unsere Truppen wurden immer weiter zurückgedrängt. Fürstenwalde war Spitzenbahnhof für alle Züge. Dann kam Niemandsland, und an der Oder war die Front. Es waren Wochen voller Unruhe und Aufregung. Alles wurde knapp. Die Stadt wurde verbarrikadiert. Die Jugend mußte schippen (Panzergräben), und Tausende von Flüchtlingen zogen aus und ein. Wir hatten jeden Abend Dienst am Bahnhof und mußten uns um Kinder und Kranke kümmern. Keine Nacht hatte man Schlaf und Ruhe. Alles war gepackt und stand bereit für die Flucht nach Berlin. Jede Nacht Alarm. Am 14. April war es dann soweit. Um 4 Uhr nachts weckte uns ein mörderisches Trommelfeuer aus unserem leichten Schlaf. Es schien in Frankfurt zu sein. Wir stürzten auf die Straße und sahen im Geist schon lauter Russen. Aber um 6 Uhr war alles wieder still. Am nächsten Tag kamen das erste Mal russische Tiefflieger. Sie schossen auf einen Munitionszug, der in die Luft flog. In der nächsten Nacht ging zum letzten Mal die Sirene. Bomben flogen. Wir in den Keller. Mutti hatte den Lütten gerade aus seinem Bettchen, da stürzte das Fenster mit Rahmen und Kalk in sein Bett und ins Zimmer. Mutti bekam fast einen Schock, Opa und ich zogen uns Mäntel und feste Schuhe an und schleppten Koffer in den Keller. Überall sah man durch die zerbrochenen Scheiben Feuer und Rauch und hörte die schrecklichen Bomben. Mit wankenden Knien und schneebleich habe ich mit Essenskoffer und Bärlis Windelkiste den Keller erreicht. Nun kamen wir erstmal nicht aus dem Keller raus. Einmal gingen wir noch nach oben und versuchten, die Scherben zu beseitigen. Es war nutzlos. Tag und Nacht nur Keller. 5 Tage, eigentlich wenig, aber mir hat es gereicht. Am 20. April kam dann der Räumungsbefehl. Es hieß, wir sollen in die nächsten Dörfer laufen, Fürstenwalde wird gehalten. Laufen! Waren die denn verrückt, laufen! Da holen einen die Russen ja sofort ein. Wir hatten Glück. Mutti erwischte den letzten Wehrmachtslaster, der nach Berlin fuhr: einen MUNITIONSLASTER, es war uns alles egal, wir wollten zu Vati nach Berlin.

Alle Sachen bleiben in Fürstenwalde, nur Kissen für Bärli und kleine Karre. Opa, Mutti, Christel und ich kauern uns zwischen die Munitionskisten und bedecken uns mit Decken. Mutti hält Bärli im Arm. In der Stadt ist es schlimm. Alles weint und läuft wild herum. Die Tiefflieger schießen, und die Straßen nach Berlin sind total verstopft. Wir kommen nach Stunden heil in Berlin an, gleich Alarm, rein in einen Riesenbunker am Anhalter Bahnhof. Dann durch die Trümmer bis Mariendorf gelaufen. Zuhause. Einen Tag Ruhe. Dann Tiefflieger, also Keller. Kaum was zu essen. Nochmal bei Beschuss raus über den Kanal mit Vati Brote geholt. Schreckliche Angst dabei.

Foto: Ingrid Schulte

Am 25. April sind die Russen da. Endlich ist die furchtbare Schießerei zu Ende. Unsere Befreier sehen schrecklich aus. Zerlumpt, dreckig, grauenhaft. Stehlen, wo sie können. Schießen aus Wut in die Kellerdecke, wenn sie keinen Schnaps bekommen. Ein Kerl kommt und holt mich und schleppt mich rüber zu Reiche ins Haus. Viele Russen kommen ins Zimmer, ich muß mich ausziehen und eine Flasche Schnaps trinken, werde bewußtlos und merke nicht, wie sie mich vergewaltigen. Vati erzählt, er ist hinterher gerannt und wollte mich rausholen, wurde aber fast erschossen.

Dann müssen alle Mieter vom Block in einen Keller. Sie holen alle Männer und stellen sie im Hof an die Wand und wollen sie erschießen. Tun es dann doch nicht, niemand weiß warum. 4 Tage müssen wir in diesem Keller bleiben, kaum etwas zu essen, einen Eimer für alle als Toilette. Wieder kommen zwei Russen und holen mich. Verstecke mich unter dem Bett auf dem Betonboden. (Später bekomme ich eine Nierenbeckenentzündung, die nicht richtig behandelt wird, eine Nierentuberkulose, und jetzt ein Loch in der Niere. KRIEGSSCHÄDEN!).

Dann können wir raufziehen, haben aber immer Angst vor Russen, vor allem in der Nacht. Manchmal klettern wir Frauen auf das Dach, mitten in der Nacht. Dann Wasser holen, Schutt wegtragen, Essen hamstern. Langsam wird es ruhiger. Wir kriegen Lebensmittelkarten. Ich muß beim Gärtner arbeiten, um Gemüse zu kriegen. Habe auf dem langen Weg schlimme Angst vor den Russen, die einfach Frauen von der Straße schleppen, wenn sie wollen. Müssen für Brot Stunden anstehen. Vati arbeitet wieder in der Dea. Fährt mit dem Rad nach Fürstenwalde, um ein paar von unseren Sachen zu holen. Russen nehmen sein Rad weg. Vati muß den langen Weg laufen. Unsere Sachen sind alle weg, obwohl Opas Haus steht. Alle Kleider, Wäsche, Schuhe, Spielsachen weg.

War beim Arzt wegen Geschlechtskrankheit. Bin zum Glück gesund und auch nicht schwanger.

Inge Streckebach-Knopf

Anzeige

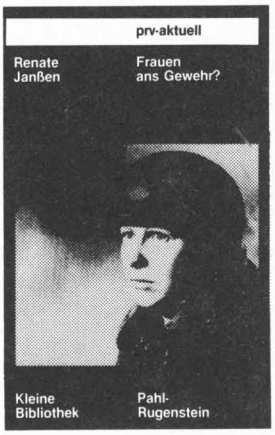
Bücher für Frieden
Bücher gegen rechts

Renate Janßen
Frauen ans Gewehr? – Im Gleichschritt marsch ...
Mit einem ausführlichen Dokumentenanhang
prv-aktuell. Kleine Bibliothek 184, 140 S., DM 7,-

Bernd Greiner / Kurt Steinhaus (Hrsg.)
Auf dem Weg zum 3. Weltkrieg ? – Amerikanische Kriegspläne gegen die UdSSR. Eine Dokumentation
Kleine Bibliothek 180, 131 S., DM 12,80

Jürgen Grumbach (Hrsg.)
Reaktoren und Raketen
Atomare Gefahren und Bürgerprotest
Mit 20 Abb., Kleine Bibliothek 178, 307 S., DM 14,80

Bertha von Suttner
Die Waffen nieder !
Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Klaus Mannhardt und Winfried Schwamborn
Kleine Bibliothek 93, 138 S., DM 9,80



Lydia Chagoll
Im Namen Hitlers – Kinder hinter Stacheldraht
Bild- und Dokumentarband über die Vernichtung von Kindern im „Dritten Reich". Das Buch zum Film.
144 S., DM 12,80

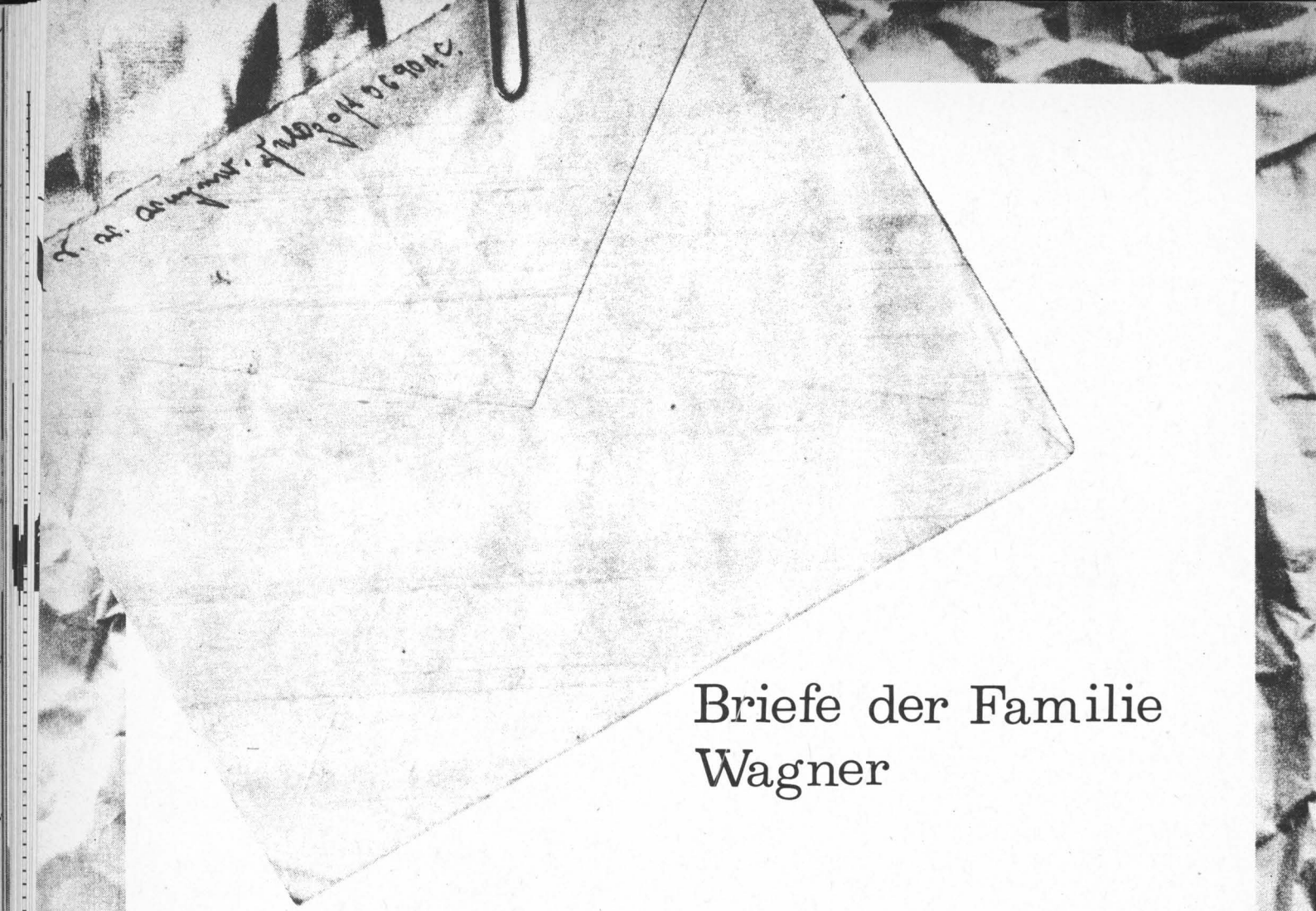
Albert Schreiner
Hitler treibt zum Krieg
Reprint 1934. Mit einem Schutzumschlag von John Heartfield. 502 S., Leinen, DM 19,80

Reinhard Kühnl (Hrsg.)
Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten
4. unveränd. Auflage. Kleine Bibliothek 62, 538 S., DM 9,80

Alexandra Kollontai
Ich habe viele Leben gelebt ...
Autobiographische Aufzeichnungen
610 S., DM 19,80

Lottemi Doormann
Wartet nicht auf bess're Zeiten – Frauenpolitik aus Bonn und Alternativen der Frauenbewegung
prv-aktuell, Kleine Bibliothek 206, 180 S., DM 10,-

Pahl-Rugenstein
Gottesweg 54 · 5 Köln 51



Briefe der Familie Wagner

Lieber Sohn, lieber Robert!

Osten, den 12.4.42
Liebe Eltern und Geschwister!
Die besten Grüße aus weiter Ferne sendet Euch Euer Walter. Hoffentlich seid Ihr noch alle gesund, was ich auch von mir berichten kann. Sonst noch alles beim Alten.
Seid recht herzlich gegrüßt. Euer Walter.
Feldpostnr. 13420 D

Wehrmachtsauskunftstelle für Kriegerverluste und Kriegsgefangene
Berlin W 30, Hohenstaufenstraße 47/48
Dirmingen, den 25.6.42
Da wir schon seit 10. Mai 42 keine Nachricht bekommen haben von meinem Sohn Walter Wagner, Feldpostnr. 19944 D, da möchte ich bitten um nähere Auskunft seines Ausbleibens.
Seine Adresse:
Soldat Walter Wagner, Feldpostnr. 19944 D, geb. am 9. Juli 1922 in Dirmingen/Westmark, Honscheidstr. 17
Meine Adresse: Ludwig Wagner, Dirmingen/Westmark, Honscheidstr. 17

Dirmingen, den 25.6.42
Lieber Walter!
Sorgen und Kummer bringen mich jetzt doch bald gerade um. Warum können wir von Dir gar keine Post bekommen, wir warten von einem Tag zum andern und immer immer vergebens. Lieber Walter, unser einziger Wunsch, bist Du noch am Leben? oder was ist Dir zugestoßen, den Tag über frag ich 100mal, wo ist Walter, unser lieber Sohn, aber leider keine Antwort, wie soll es Dir gehen. Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll, und die Nacht ist wieder schrecklich lang. Denn wie soll man da noch schlafen, wenn man in so ungewissen lebt und was sind das für Gedanken den ganzen Tag fast einfach nicht zum aushalten. Soll denn dieser schreckliche Krieg nichts wie Mord noch nicht zu Ende gehn. Denn meine Nerven gehen ganz zugrund und meine Nerven sind am Ende. Also möge der liebe Gott den Sieg bringen, daß alle welche noch diesen Krieg überleben bald nach Hause kommen. Lieber Walter, mein einziger Wunsch und Gedanke, daß auch Du bald in Deine liebe Heimat kommst. Jede Woche schreiben wir Dir einige mal, auch schikken wir Dir jede Woche 5 oder 6 Päckchen ab für Dich lieber Sohn, bis heute haben wir noch keine Antwort auf keinen Brief. Alle schreiben, nur Deine Post läßt sehr lange auf sich warten. Bei uns geht es noch wie immer. Hoffentlich bist auch

Du noch gesund und munter. Viele Grüße und Küsse von uns allen, Deine liebe Mutter. Schreibe doch.

Oberkommando der Wehrmacht
Wehrmachtsauskunftstelle
für Kriegerverluste und Kriegsgefangene
Referat VI
Berlin W 30, den 4.7.42, Hohenstaufenstr. 47/48
An Herrn Ludwig W a g n e r
D i r m i n g e n / Westmark,
Honscheidstr. 17
zurück. Über Ihren Sohn, den Schtz. Walter W a g n e r, liegt hier keine Verlustmeldung vor.
Wehrmachtauskunftstelle, Karteistelle W, Kungmann

Hörster
Leutnant u. Schwadrons–Führer
Im Felde, 15. Juni 1942
Liebe Familie Wagner!
Seit dem 12. Mai befindet sich die Schwadron im Rahmen der großen Kesselschlacht südlich Charkow im Einsatz. Nach einem starken Panzerangriff des Feindes am 13.5. kam Ihr Sohn Walter nicht mehr zur Schwadron zurück.
Die Schwadron konnte leider bisher noch nichts Weiteres über den Verbleib Ihres Sohnes erfahren. Er wird daher nunmehr den dienstlichen Vorschriften entsprechend als vermißt geführt.
Ich bedauere außerordentlich, Ihnen nichts Näheres mitteilen zu können.
Obwohl Ihr Sohn erst kurze Zeit der Schwadron angehörte, war er uns allen ein lieber Kamerad. Im Kampf war er äußerst mutig und tapfer.
Ich grüße Sie im Namen der Schwadron.
Ihr
gez. Hörster, Leutnant.

Im Felde, den 17.7.42
Werte Familie Wagner
Schwer trifft mich die Kunde von dem Tode Ihres Sohnes Walter. Auch er hat sein Heiligstes, sein Leben, für eine zum Leben bestimmte Nation gegeben. Ich, der ich den Walter sehr gut kenne, kann ihm für viele als leuchtendes Vorbild aller Männlichkeit tapfer treu und gottesfürchtig sowie die schönste aller Soldatentugend die echte Kameradschaft ein Loblied singen. Ihnen, sehr verehrte Eltern, spreche ich als junger Soldat mein aufrichtigstes, aus dem Herzen kommendes Beileid aus. Möge der Allmächtige über diesen nun einmal über Sie hereingebrochenen harten Schicksalsschlag mit eiserner Stärke hinwegkommen lassen.
Mit Beileidsgedanken zu Ihnen haltend
verbleibe ich Ihr Walter Henn, Matr. Gefr. F.P.N. 21612 W

Metz, den 18.6.43
Liebe Eltern!
Nun will ich heute Abend einige Zeilen schreiben. Gestern Abend habe ich noch an die Post angerufen, es war aber schade, daß Lydia schon fort war, es war aber schon 7 Uhr. Ich bekam gestern auch einen Brief von der Tante, denn ich war sehr froh, daß ich wieder Post bekam. Sie warten am Samstag und Sonntag auf mich, und ich kann nicht fahren. Aber ich würde mal versuchen, für Dienstag 8 Tage. Liebe Lina, ich war am Donnerstag beim Zahnarzt und habe einen Zahn gezogen bekommen und muß am Monat wieder kommen. Liebe Mutter, es hat mich sehr gefreut, daß du gut nach Hause gekommen bist, da war Lina schnell dabei. Das wäre für heute alles, denn ich will schlafen gehn. Viele Grüße von euerm Sohn Robert.

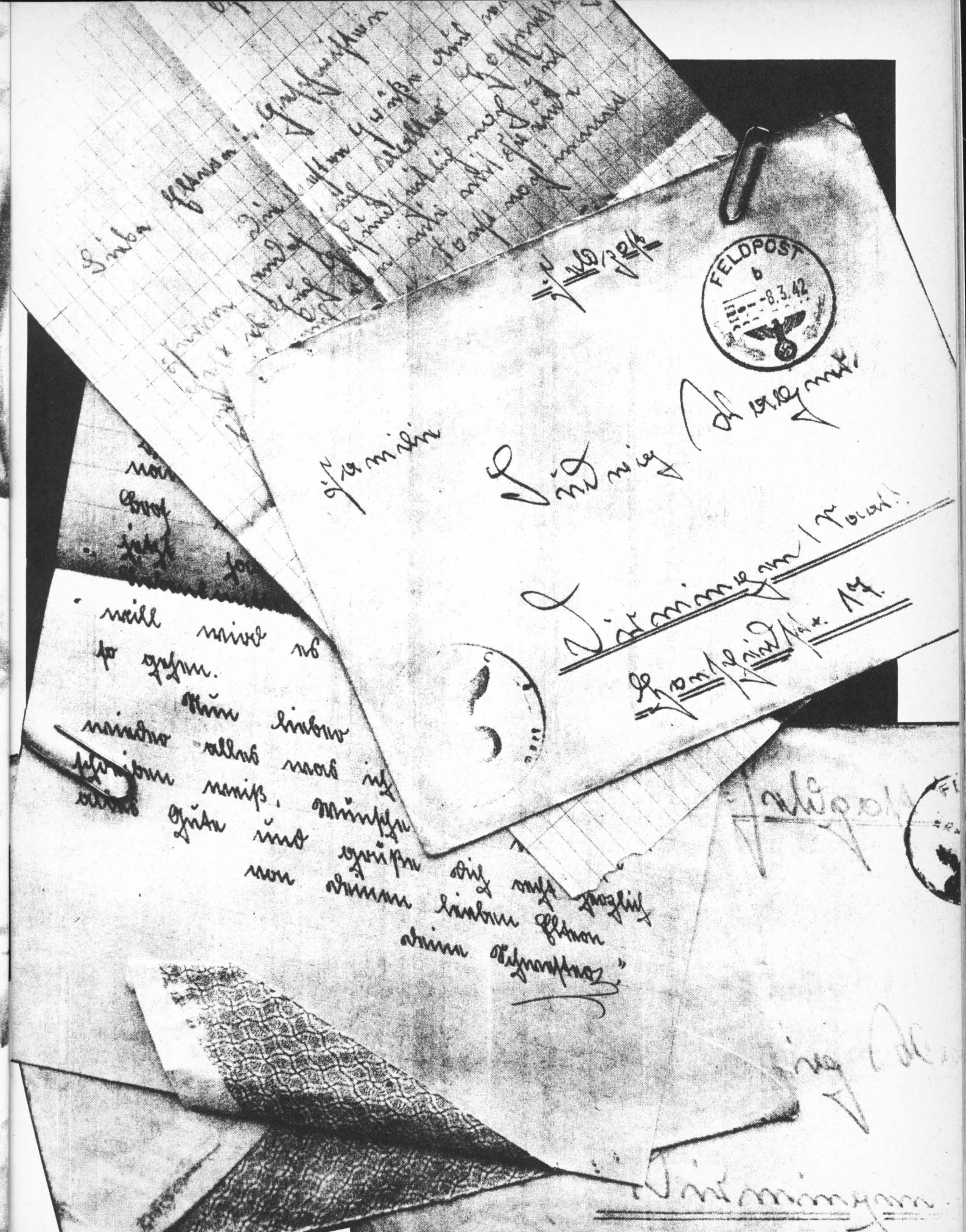
Dirmingen, den 20.8.44
Lieber Sohn, lieber Robert,
heute haben wir den 20. August und vom 20. Juli war Dein letzter Brief. Was soll ich denken, daß Du mich so lange warten läßt, jeden Tag wird es mir schwerer und ich komme doch fast nicht mehr drüber weg. Lieber Robert, Robert, was ist los, daß Du so wenig schreibst, wie kann ein Sohn seine Mutter immer so vergessen, denn Du weißt ja was an mir hängt und was ich zu tragen habe. Aber auf einmal ist Schluß, denn eine solche schwere Last ertrage ich nicht mehr lange. Nichts wie Sehnsucht Kummer und Sorgen Tag und Nacht, so etwas drückt einer Mutter das Herze ab. Lieber Sohn, in der Hoffnung, daß Du, lieber Sohn, in weiter Ferne noch gesund bist, möge der liebe Gott immer bei Dir sein. Aber ich kann mir gar nicht denken, warum Du so wenig nach Hause schreibst. Wie oft habe ich Dir doch schon geschrieben, wenn Du wenig Zeit hast, so schreibe doch nur einige Wörter wie ein jeder Soldat, welcher noch zu Hause eine Mutter hat. Also schreib sofort, wie geht es Dir und wo bist Du und schiebe das Schreiben doch nicht von einem Tag auf den anderen. Und trinke etwas Bier weniger. Denn wenn Du wüßtest, was die Flieger jeden Tag in Deiner Heimat anrichten, so würdest Du bestimmt mehr an Deine liebe Mutter denken. Überall wird an Bunkern gearbeitet auf dem Hausberg ist aber noch nichts rechtes. Wenn da eine Bombe fällt, so schlagen die Köpfe salto. Nun will ich schließen in der Hoffnung daß Du noch gesund bist. Viele herzliche Grüße und Küsse Deiner lieben Mutter.

Dirmingen, den 24.9.44
Mein lieber Sohn, lieber Robert!
Wie lange warten wir auf ein Lebenszeichen von Dir, aber leider bis heute warte ich mit Schmerzen Tag und Nacht und immer immer vergebens. Dein letzter Brief war vom 15.8. Lieber Robert, wo bist Du, wie geht es Dir, bist Du noch gesund. Das sind meine Gedanken Tag und Nacht, wenn ich nur 3 Wörter von Dir bekäme, daß Du noch gesund bist. Aber leider gar nichts. Lieber Sohn, wie oft hat Lina, Deine liebe Schwester, an Dich geschrieben aber immer blieb Deine Antwort aus. Lieber Robert, bei uns geht es noch wie immer, aber Dirmingen tun die Flieger nicht verschonen. Lieber Sohn, möge Dich der liebe Gott behüten und beschützen, Tag und Nacht in der schrecklich furchtbar weiten Welt, daß Du noch mehr Glück hast wie Deine beide Brüder. Wann geht meine Bitte in Erfüllung, denn ich bete doch Tag und Nacht für meine drei Söhne, der liebe Gott möge sich doch meiner erbarmen, daß doch mein jüngster Sohn noch gesund nach Hause kommt, denn wer weiß wo ist Ludwig und Walter? Und jetzt hast Du auch schon so lange nicht mehr geschrieben. Also möge der liebe Gott in dieser schweren Zeit bei Dir sein. Hoffentlich bist Du noch gesund und munter.
Viele herzliche Grüße und Küsse von Deiner lieben Mutter.
Also schreibe doch nochmals bitt ich Dich.

Dirmingen, den 22.11.44
Ihr Lieben!
Will Euch hier kurz auch die traurige Nachricht senden, daß nun auch Robert vermißt ist.
Heute morgen bekamen wir den Bescheid. Es war ja bald nach so langer Zeit nicht mehr anders zu erwarten, trotzdem ist unser Schmerz unermessen. Wie es mit Mama steht, könnt Ihr Euch denken. Sie ist bald untröstlich.
Eine Abschrift unserer Nachricht, welche wir erhalten haben, lege ich bei.
Herzliche Grüße von uns allen. Lina

Dirmingen, den 20.11.44
Ihr Lieben!
Heute hatten wir einen regnerischen Tag und da die Flieger nicht gerade so schlimm waren, will ich jetzt mal um 19 Uhr versuchen Euch noch schnell ein paar Zeilen zu schreiben. Ihr Lieben, ob Ihr diesen Brief noch erhaltet? Ich weiß es nicht. Jedenfalls will ich es versuchen Euch mitzuteilen, daß wir noch gesund in unserm Heim sind, was wir doch auch noch von Euch hoffen. Schon vor einigen Tagen wollte ich Euch schreiben, kam aber leider nie dazu. Wie es zur Zeit hier aussieht könnt Ihr Euch vielleicht denken. Obwohl es vielleicht bei Euch nicht viel besser ist. Wenn wir doch nur alle unser Heim behalten dürfen, denn was würden wir machen, wenn wir alles verlassen müßten und man steht wieder vor einem nichts. Noch ist es hier nicht so weit, aber wer weiß, wie noch alles kommen mag. Es geht ja alles sehr schnell. Habt Ihr von Onkel Jakob etwas gehört? Ist er gekommen? Martha wird wohl nicht mehr schreiben können und uns wird es vielleicht in kurzer Zeit nicht besser gehen. Die Flieger machen uns noch alles kaputt. Mama ist ja bald schon ganz nervös, trotzdem darf man den Mut doch nicht verlieren, denn dann sind wir ganz verloren.
Wünsche Euch Ihr Lieben für die Zukunft von Herzen alles Gute und grüße Euch und alle anderen recht herzlich von uns allen. Lina. *b.w.*
Von Robert haben wir immer noch nichts erhalten. Es ist bald zum Verzweifeln.
Hört Ihr es gut schießen? Wir glaubten die Hölle sei los, und das ist erst der Anfang.
Nochmals herzlichen Gruß Lina

O.U., den 14.11.44
Liebe Frau Wagner!
Dieser mein Brief wird Sie vielleicht in schweres Mutterleid versetzen, vielleicht ist aber auch meine Sorge um Ihren Sohn Robert vollkommen unbegründet.
Es kann ja auch sein, daß er von einer anderen Dienststelle aus geschrieben hat. Sollte Letzteres der Fall sein, so möchte ich Sie bitten, mich zu benachrichtigen, damit wir wissen, wo Ihr lieber Sohn sich befindet.
Robert ist zuletzt am 20. August bei meiner Batterie gewesen. Zu diesem Zeitpunkt wurde er auf höhere Befehle mit anderen Kameraden zu einer Schwerstabteilung versetzt. Seitdem fehlt mir jede Nachricht von ihm. Sollten Sie von da ab von Ihrem Robert keine Nachricht mehr bekommen haben, so müssen Sie leider damit rechnen, daß er in russische Kriegsgefangenschaft geraten ist. Es möge Ihnen da vielleicht ein schwacher Trost sein, daß er dann mit mehreren seiner Batteriekameraden in Gefangenschaft geraten ist. Dieser Umstand ist darauf zurückzuführen, daß in der Nacht vom 21. zum 22. August der Russe nördlich von uns durchbrach. Es dürfte bekannt sein, daß wir zu dieser Zeit zusammen mit der Schwerstabteilung am Schwarzen Meer bei Ackermann an der Mündung des Dnjestr lagen und zwar nur zwischen Rumänen. Infolge des Durchbruchs klappte der Rumäne zusammen und wir waren von sämtlichen Verbindungen abgeschnitten. So mußten wir uns, aufgelöst in Gruppen, nach Nordwesten zurückkämpfen.
Ihr lieber Sohn Robert war, solange er zu meiner Batterie gehörte und ich ihn kannte, ein beliebter und geschätzter Kamerad, der sich durch seinen ruhigen und guten Charakter die Zuneigung und Achtung erwarb. Ich persönlich habe ihn gern gehabt, denn er vertraute sich mir in manchen Dingen restlos an. Gebe Gott, daß Sie sich nach dem Kriege gesund wiedersehen.
Mit den besten Wünschen für Ihr persönliches Wohl bin ich mit deutschem Gruß Ihr H. Schweitzer, Lt. u. stellvertr. Batterieführer.


FELDPOST
b
8.3.42

ICH FREUTE MICH AUF

Als ich eure Bitte las, etwas über die Kriegs- und Nachkriegszeit aufzuschreiben, dachte ich, ich würde nicht mehr allzuviel zusammenkriegen. Dann fing ich an zu schreiben. Es war, als wäre ein Damm gebrochen, die Erinnerung überflutete mich richtig, Einzelheiten wie Kleidung, Gesichter und Worte waren mir wieder so gegenwärtig, als wäre alles gestern gewesen. Ich konnte nicht mehr aufhören zu schreiben und will es für mich selbst auch weiter tun.

Obwohl ich annehme, daß ihr mehr Erlebnisse jener Frauen sucht, die im Widerstand waren oder selbst verfolgt wurden, ist es für euch vielleicht ganz interessant, auch mal von jemand zu hören, der damals „dafür" war, gutgläubig und voller Idealismus, und sich auch jetzt dazu bekennt, denn komischerweise gab es ja hinterher nur Nazi- und Kriegsgegner.

Nach diesen Kindheits- und Jugenderlebnissen und vor allem nach der furchtbaren Erkenntnis, welchen schrecklichen Herren ich gedient hatte, konnte ich Politikern und Parteien nie mehr glauben und folgen und bin gegen jede Gewalt, gleich von welcher Seite sie kommt.

Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

DEN EINSATZ

Im Lazarett
Brünn, November 1944 bis März 1945

Nach dem Notabitur wurden wir von unserem Kinderlandverschickungslager aus zum Arbeitsdienst entlassen. Zuerst wurde ich bei Bauern eingesetzt. Dann kam ich als „Schwester" ins Lazarett nach Brünn. Ich hatte damals noch den Wunsch, Ärztin zu werden, und freute mich auf den neuen Einsatz. Doch der Anblick der vielen Schwerverwundeten und Verstümmelten, die in den Sälen und Gängen des Lazaretts nur notdürftig versorgt werden konnten, machte mich hilflos und verstört. Wir waren viel zu wenig Personal, dazu noch die Hälfte ungelernt und völlig unerfahren, so wie ich. Zwar war ich voller Bereitschaft zu helfen, doch so ängstlich und ungeschickt, daß ich die Schmerzen der Kranken oft eher verstärkte als linderte.

Ich sollte die blut- und eiterverkrusteten Verbände wechseln, aber die Papierbinden klebten aneinander. Ich wagte nicht, sie abzureißen. Ich versuchte vorsichtig, sie Zentimeter um Zentimeter zu lösen, und die Verwundeten stöhnten vor Schmerzen.

„Reißen Sie doch das Zeug runter, Schwester, einfach runterreißen", baten sie. Doch ich brachte es nicht fertig. Das Hansaplast wurde in schmale Streifen geschnitten und vorne an die Schürze geklebt, damit man es beim Verbinden gleich zur Hand hatte. Doch bei mir klebte ein Streifen am anderen fest, manche verschmolzen zu einem dicken Klumpen, und beim Versuch, sie zu entwirren, hingen sie mir an den Fingern, und ich konnte sie nicht mehr benutzen. Ein Stabsarzt, dem ich bei der Visite Handreichungen machen sollte, brüllte mich beim Anblick meiner Hansaplastwürste an, daß die Fenster klirrten: „Was soll aus Ihnen denn mal werden, Sie Trampel!"

„Ärztin, Herr Stabsarzt", antwortete ich und sah ihn dabei an. Es war ganz ruhig im Saal geworden, denn der Mann war wegen seines Schnauzens und seiner Brutalität allgemein gefürchtet. Er holte auch tief Luft, um ordentlich loszudonnern, aber dann mußte er doch lachen.

„Also eine zukünftige Kollegin", grinste er. Erst da trauten sich die Soldaten auch zu lachen. Sie mochten mich trotz meiner Ungeschicklichkeit. Einige von ihnen waren Flakhelfer, jünger als ich, Kinder. Einem war der Unterkiefer weggerissen und die Wunde stank so, daß man es in seinem Zimmer kaum aushalten konnte. Er war vierzehn Jahre alt. Mit dem Munde konnte er nur gurgelnde Laute hervorbringen, aber er hatte gelernt, mit den Augen zu sprechen, und ich bemühte mich, seine Wünsche zu erraten.

Im Frühjahr 45 war die Front schon so nahe gerückt, daß wir nur noch unregelmäßig Nachschub an Verbandsmaterial und Verpflegung bekamen. So bestanden die Mahlzeiten oft nur aus einer Suppe mit Mohrrüben- und Kartoffelstückchen, einer dünnen Wasserplürre, ohne Saft und Kraft. Gab es doch einmal Obst oder Milch, verschwand der größte Teil schon in der Küche in den Mägen der Schwestern. Ich konnte das damals überhaupt nicht verstehen und legte mich manchmal mit den Schwestern an. Viele Schwestern hatten jedoch die ganzen Kriegsjahre an der Front gearbeitet und waren dabei abgestumpft. Außerdem hungerten sie selbst und arbeiteten sehr schwer.

Immer öfter bekamen wir Verwundete, die von tschechischen Partisanen überfallen worden waren. Je aussichtsloser unsere militärische Lage wurde, umso aktiver wurden die Tschechen. Einmal sprengten sie eine Brücke, über die gerade ein Zug mit Soldaten fuhr. Es gab unzählige Tote und sehr viele Schwerverletzte. Sie lagen in allen Zimmern und Gängen auf dem Fußboden, denn freie Betten gab es nicht. Wir Schwestern und Ärzte schufteten rund um die Uhr, aber für die meisten gab es keine Rettung.

Ich habe das Ende des Lazarettes nicht miterlebt, denn als die feindlichen Truppen kurz vor Prag standen, wurde unser Arbeitsdienstlager aufgelöst. Man sagte uns, wir sollten versuchen, uns nach Hause durchzuschlagen. Ich weiß von Klassenkameradinnen, die bis zuletzt in Brünn waren und dort in Gefangenschaft gerieten, daß die meisten der Verwundeten und Schwestern von den Tschechen getötet wurden, als das Chaos über die Deutschen hereinbrach. Zu groß war ihr Haß auf uns gewesen.

Ich erwischte mit der Krankenschwester Eva, die aus demselben Arbeitsdienstlager wie ich kam, noch einen der letzten Züge in Richtung Heimat.

Bei den „Eisbären"
April 1945

Der Zug fuhr bis kurz vor Dresden. Dann hielt er. Die Strecke war zerstört. Fieberhaft versuchten die Pioniere, die Gleise wieder zu flicken. Aber ihre Arbeit wurde immer wieder von Tieffliegern unterbrochen, die mit Maschinengewehren auf alles schossen, was sich bewegte. Wer konnte, kroch unter die Waggons oder in ein Loch auf freiem Feld. Aber es gab bei jedem Angriff Tote und Verwundete.

Als der Zug nach Stunden immer noch stand, entschlossen sich die meisten Soldaten, zu Fuß weiterzugehen. Auch Eva und ich machten uns auf den Weg. Wir trugen noch unsere Schwesterntracht, und die Landser waren freundlich und hilfsbereit zu uns.

Wir gingen auf Dresden zu und wunderten uns, daß man so wenig von der Stadt sah. Als wir sie erreichten, erkannten wir fassungslos, daß sie total zerstört war. Was wir aus der Ferne für Häuser gehalten hatten, waren ausgebrannte Ruinen oder zerbröckelnde Wände, die von einer Luftmine übriggeblieben waren. Wir stolperten über Schutt und Steine, es gab keine Wege und Straßen mehr, keine Wohnungen, keine Geschäfte. Zuerst fürchteten wir, diesen Angriff hätte niemand überlebt. Doch bald sahen wir, daß unter den Steinbergen Menschen hausten. Aus allen Löchern kamen sie hervor, etwas zu holen, zu bringen, zu tragen, zu arbeiten.

Als wir noch unschlüssig umherstanden und nicht recht wußten, wo wir uns hinwenden sollten, trat ein Soldat an uns heran und sagte: „Na, ihr beiden, wollte ihr nicht mit uns mitkommen? Unser Alter hat 'ne Truppe gesammelt, wir haben ein paar Fahrzeuge und wollen uns zur Front durchschlagen. Zwei Schwestern können wir gut gebrauchen". Wir sahen uns zögernd an, da meinte er noch: „Zu Futtern gibt's bei uns auch genug". Wir gingen mit.

Es war ein Trupp von dreißig Mann, ganz Junge, ganz Alte, Versprengte, Übriggebliebene, Soldaten und SS gemischt. Sie nannten sich „Eisbären". Warum, ist uns nie klargeworden. Alle freuten sich, uns zu sehen. Sie lachten und scherzten.

Unsere Fahrzeuge verließen Dresden, als die Sirene schon die ersten russischen Panzer ankündigte. Hinter uns wurde die letzte benutzbare Brücke über die Elbe gesprengt.

Wir beiden Mädels hatten uns in den Wagen gesetzt, der mit einem großen roten Kreuz auf dem Dach als Lazarettwagen gekennzeichnet war – der würde sicher zuletzt angegriffen. Wir schauten in die Kisten unter unseren Sitzen, wo wir Medikamente oder Verbandsmaterial vermuteten. Doch waren sie alle mit Waffen und Munition gefüllt „Was habt ihr denn im Lazarettwagen?" fragten wir bei der ersten Pause unseren Fahrer.

„Ihr habt ja lauter Munition da gestapelt, ist denn das nicht gegen jede Spielregel?"

„Mann, seid ihr naiv", grinste der uns an. „Das hat doch schon einen Bart, das wird doch schon ewig so gemacht, das machen doch alle so". „Aber wenn das der Feind merkt und nun immer Lazarettwagen zuerst in die Luft jagt, und zufällig liegen da doch mal Verwundete drin..." Der Fahrer zuckte nur die Achseln. „Pech gehabt". Wir siedelten um in den Küchenwagen und rochen die nächsten Tage nach Bouletten und gebratenen Zwiebeln.

Wir fuhren nur nachts, immer durch den schmalen Korridor, den uns Russen und Amerikaner noch gelassen hatte. Man hörte ständig Geschützlärm in der Ferne, man gewöhnte sich daran.

Zuerst wollte sich der „Alte", ein Hauptmann, nach Berlin durchschlagen. Aber es war zu spät. In Berlin wurde schon gekämpft. Schlechte Nachrichten auch für mich. Aber auch die meisten der anderen wußten nichs von ihren Angehörigen. Lebten sie, waren sie noch zu Hause, zogen sie in irgendeinem Treck über die Landstraßen, oder waren sie schon tot? Der Kampf um das eigene Überleben ließ solche Gedanken nur am Rande auftauchen.

Da wir nicht mehr nach Berlin konnten, wandten wir uns in Richtung Brandenburg. In der Gegend von Großenhain stießen wir auf Amerikaner. Es kam zum Kampf, bei dem einige der Eisbären wahre Bravourstücke vollbrachten. Die paar Mann machten etwa 400 Gefangene, die ich als gutgenährte, rotbackige junge Leute mit Igelfrisuren in Erinnerung habe. Sie waren überhaupt nicht betrübt, in Gefangenschaft geraten zu sein, sondern freuten sich, daß der Krieg für sie zuende war, zeigten uns Bilder ihrer Mädchen und schenkten uns ihre „eiserne Ration". Wir bestaunten die Schokolade und die kleinen Blechbüchsen mit Käse und Wurst. Sie erschienen mir wie Menschen von einem anderen Stern.

Als wir uns Brandenburg näherten, wurde der Kampflärm lauter. Viele Bewohner der umliegenden Orte hatten ihre Häuser verlassen. Aber von denen, die immer noch auf Rettung hofften, wurden wir freudig begrüßt: „Gott sei Dank, daß ihr kommt! Ihr werdet uns doch nicht im Stich lassen? Ihr werdet doch kämpfen?" Man brachte uns zu essen und zu trinken. Unser Hauptmann nahm sich als Standort eine verlassene Villa. Dort kochten wir Mädels in der Küche, wozu wir die im Keller gefundenen Vorräte benutzten.

Bald hatten wir keine Zeit mehr zum Kochen. Verwundete wurden gebracht. Es wurden mehr und mehr! Wir plünderten die Wäscheschränke, um Verbandmaterial aus Handtüchern und Bettwäsche zu reißen. Aber wir konnten nur notdürftig helfen.

Wenn wir in den Garten oder die Nachbarhäuser gingen, setzten wir einen Stahlhelm auf, russische Soldaten hatten sich bis in den Ort geschlichen. Sie saßen in den Baumkronen und schossen verdammt gut. Wir warfen uns auf die Erde, wenn wir die Kugeln heranpfeifen hörten.

Am Abend des dritten Tages kam ein Kradmelder in die Villa gestürzt, dreckig und verschwitzt, und sagte, daß die Russen druchgebrochen seien. „Ihr müßt sofort hier weg", befahl er. „Beeilt euch, sie sind gleich da!" „Und was wird aus den Verwundeten?" Er zuckte resigniert mit den Achseln: „Los, macht schon!" Von den Verwundeten hatten einige das Gespräch mitangehört. „Ihr dürft den Russen nicht in die Hände fallen!"

Wir griffen unsern Brotbeutel und ein Bündel mit den nötigsten Sachen und stiegen in den Beiwagen des Melders. Er raste mit uns von der Front weg. Nach ein paar Kilometern setzte er uns ab und kehrte selbst wieder ins Kampfgebiet zurück.

Das Ende

Ende April 1945

Eva und ich standen wie betäubt in der Dunkelheit. Hinter uns dröhnte und leuchtete die Front. Um uns herum flutete ein Strom von Flüchtlingen in Richtung Elbe. Einen Augenblick dachten wir daran, ins Kampfgebiet zurückzukehren, aber unsere Angst vor den Russen war größer als unser Verantwortungsgefühl. Im Brotbeutel hatte jede von uns zwei oder drei Eierhandgranaten, mit denen wir uns in die Luft sprengen wollten, falls wir dem Feind in die Hände fielen. Auf dem Kopf trugen wir immer noch den Stahlhelm, und über die Schwesterntracht hatten wir eine Soldatenjacke gezogen. Es war kalt, und es nieselte. „Jenseits der Elbe sind die Amerikaner". Alle wollten zu ihnen.

Wir wurden manchmal noch ein Stückchen im Auto mitgenommen oder auf einem Pferdewagen. Die letzten Kilometer gingen wir zu Fuß. Rechts und links der Straße war Wald. Dort lagerten Soldaten. Sie hatten kleine, abgedeckte Feuer angezündet und warteten auf die Erlaubnis, über die Elbe gehen zu dürfen.

Am Straßenrand lag das Strandgut der Niederlage: Pferdeleichen, weggeworfenes Gepäck, Berge von Waffen. Fahrzeuge aller Art standen verlassen umher. In den Dörfern wehten vor jedem Fenster schon weiße Bettücher als Friedensfahnen. Wir schämten uns!

Dann standen wir an der Elbe, mit uns Tausende und Tausende, eine unübersehbare Menschenmenge. Alle Brücken waren gesprengt. Soldaten versuchten, Ordnung in das Chaos zu bringen. Sie bauten Flöße und beluden sie mit Flüchtlingen und fuhren sie zu den Trümmern einer Brücke, die aus dem Wasser ragten. Dort mühten sich dann Alte und Junge ab, an den stehengebliebenen Pfeilern hochzuklettern und auf den Brückenresten ans andere Ufer zu kriechen. Einige versuchten, trotz des kalten Wassers, rüberzuschwimmen, aber sie wurden vom anderen Ufer mit gezielten Schüssen zur Umkehr gezwungen oder versanken getroffen in der Strömung.

Eva und ich sahen die Lage als hoffnungslos an. Wir würden nie an der Reihe sein! Hinter einem Gebüsch zogen wir uns die Schwesterntracht aus, warfen Stahlhelm und Handgranaten weg. Wir wollten nicht in Kriegsgefangenschaft geraten. Dann drängten wir nochmals ans Ufer. Gerade wollte wieder ein überladenes Floß abstoßen, aber eine Frau schrie laut vor Angst und schlug so wild mit Armen und Beinen um sich, daß sie das leichte Gefährt fast zum Kentern brachte. Fluchend setzten die Soldaten sie wieder ans Ufer, und an ihrer Stelle wurden wir beide mitgenommen! Ich schaffte das Überqueren der Brückentrümmer nur mit Evas Hilfe und ihrem liebevollen Zureden. Immer war ich unsportlich und ungeschickt gewesen und fürchtete, jeden Augenblick abzurutschen. Eva hielt mich fest, und Zentimeter um Zentimeter kamen wir vorwärts. Rechts und links platschten Körper ins Wasser, Menschen, die sich nicht halten konnten. Doch wir schafften es!

Auf der anderen Seite wurden wir von Amerikanern empfangen. Auch ihr erster Griff galt unseren Uhren. Dann wurden wir auf Lastwagen verladen und in ein Sammellager gebracht. Für mich war eine Welt zusammengebrochen.

Gisela Rehmet

Wenn Bombenalarm war, ließen uns die Männer nicht aus dem Bunker. Sie fühlten sich für uns verantwortlich. Ich habe das passive Verhalten im Keller während eines Angriffs als unerträglich empfunden. Einmal war ich in einem Souterrainkeller, der kaum Schutz bot. Wir lagen flach auf dem Boden. Die Cognacflasche kreiste, um uns zu beruhigen. Plötzlich hielt ich es nicht mehr aus und ging vor die Tür. Der nachtschwarze Himmel, den ich weit ins Land hinein sehen konnte, bot einen gespenstigen Anblick. Es standen Weihnachtsbäume am Himmel. Das waren Leuchtkugeln, die Pyramiden bildeten. Da standen rote, grüne und helle Weihnachtsbäume, die den Fliegern Zeichen setzten. Auch Leuchtstäbe. Dann sah ich die totbringende Ladung der Phosphorkanister leuchtend zur Erde fallen. Mit Grauen dachte ich an die, die davon betroffen wurden. Auch Flugzeuge waren im Scheinwerferkegel und wurden beschossen. Ein Geschoß traf den Rumpf, aber das Flugzeug flog weiter.

Ein ander Mal kam ich nach einem Bombenangriff aus dem Abendgymnasium in die Potsdamer Straße, um nach Hause zu gehen. Die ganze Potsdamer Straße war ein Feuermeer, und ich mußte da durch. Mit anderen Verzweifelten bahnte ich mir über Schutt und Brand den Weg. Niemand, der hier nicht wohnte, hielt sich helfend auf. Jeder strebte seinem Heim entgegen. Sah es da auch so aus? Leben die Lieben noch? Angst hatte uns alle gepackt. Ganz erbärmliche Angst.

Nach Bombenangriffen mußten Leichen identifiziert werden. Einmal sah ich einen Fleischhaufen in einer Mulde liegen. Eine Hand, ein Fußteil und eine Lende ragten da heraus. Der Fundort verriet den Namen, Angehörige hatten einen Hyazinthentopf mit dem Namen versehen und davor gestellt. Familie X. Die Toten lagen auf der Erde und waren oft unkenntlich verstümmelt. Man konnte vielleicht an der Kleidung erraten, wer sie waren.

Auf unserem Grundstück standen zwei ebenerdige Häuschen, ehemalige Katen. In dem einen wohnte der 80jährige Wirt mit seiner Tochter, die in unserem Häuschen ein Dachzimmer zum Schlafen hatte. In unserem Häuschen wohnten wir drei Freundinnen zusammen und hatten hier auch unseren gemeinsamen Arbeitsplatz. Meine beiden Freundinnen mußten geschäftlich nach Dresden fahren. Ich sollte mitkommen, aber ein unbestimmtes Gefühl hielt mich zurück. Es gab Alarm. Ich schraubte von innen die Holzläden der Fenster fest zu und konnte mich gerade noch in eine Zimmerecke drücken, als ein Höllenlärm begann. Dann kam eine Luftmine und riß alle Fensterläden raus. Ich sah, wie meine Katze in der Luftschneise Purzelbaum schlug, während ich selbst ca. 20 cm vom Fußboden hochgehoben und wieder hingestellt wurde. Genau über meinem Kopf blieb etwas in der Decke stecken. Ich war allein in diesem Haus. Es brannte alles lichterloh.

Meine Ausrüstung für Brandschutz hatte man mir aus dem Vorraum entwendet. Ich stülpte mir also einen Kochtopf über, band ihn mit einer alten Pyjamahose fest, drückte mir ein nasses Handtuch vor den Mund und rannte raus, Hilfe aus dem anderen Häuschen zu holen. Als die Tochter des Wirts das Schlafzimmer im Dachgeschoß öffnete, sah sie nur noch schwarzen, beißenden Qualm. Es gelang ihr, zwei Brandbomben noch vor dem „Sprühfeuer" zu löschen. Unser Arbeitsplatz war gerettet, meine Katze mußte ich töten. Sie hatte innere Verletzungen erlitten.

Als wir nach einer Entwarnung im Morgengrauen unseren Bunker verließen, sahen wir deutsche Soldaten mit ihren Geländeautos von der Front kommend in Berlin einrücken. Sie sahen zum Heulen aus, verzweifelt, müde, abgekämpft. Wir standen am Straßenrand und blickten uns stumm an. Eine Frau warf den Soldaten etwas Eßbares zu. Die Soldaten erschraken. Als sie sahen, daß es keine Steine waren, wagten sie ein müdes Lächeln. Nun wußten wir, es ist alles aus. Dennoch verkündete Göbbels lautstark, daß die Russen erfolgreich an der Oder zurückgeschlagen würden.

Um den Einmarsch der Russen in Berlin zu sichern, gaben ihnen die Amerikaner Lufthilfe. Aber sie warfen keine Bomben wie sonst. Sie vertrieben deutsche Jagdflieger und warfen Splitterbomben, die ohrenbetäubend zur Erde fielen. Wir flohen in unsere Unterstände, die wir für den Ernstfall mit Wasser, Licht, Lebensmitteln und Noteimern ausgestattet hatten. Wir sahen nichts, aber wir hörten alles. Der Lärm war anders als sonst, schießen, krachen und fremde Männerstimmen. Das waren die Russen. Es dauerte auch nicht lange, dann kamen zwei Russen in unseren Unterstand. Wir waren 8 Frauen und 2 Männer. Als die Russen sahen, daß wir friedlich waren, schickte der befehlshabende Russe seinen Burschen mit einem Auftrag fort. Dieser kam zurück und brachte 2 dicke Würste mit, die der Offizier uns schenkte. Da der befehlshabende Russe müde war, boten wir ihm eines unserer Betten an. Es war weiß bezogen. Er wollte es nicht mit seiner schmutzigen Kleidung benutzen. Wir drückten ihn in das Bett, und er nahm es dankbar an. Seinem Burschen gab er den Befehl, sich uns gegenüber anständig zu verhalten. Eine unserer Frauen, die russisch konnte, hatte uns das Gespräch gedolmetscht. Dann sprach der Russe deutsch zu

Das Vergewaltigen war noch in vollem Gange

Anzeige

Eva Mattes in:

DEUTSCHLAND BLEICHE MUTTER

Die verschüttete Geschichte der Frauen, die im Deutschland der Kriegsjahre jung waren.

Der neue Film von
Helma Sanders-Brahms
Kamera: Jürgen Jürges

Helma Sanders-Brahms:
"Ich erzähle die Geschichte meiner Eltern, weil ich sie kenne, weil sie mich betrifft, und weil diese Geschichte eine individuelle und zugleich kollektive ist."

Kinostart 26.9.1980

Basis-Film Verleih Berlin

uns und sagte: „Wir tun euch nichts, aber die nach uns kommen, vor denen muß Frau sich in acht nehmen." Er schlief, und wir hatten endlich etwas Ruhe.

Es dauerte nicht lange, dann kamen andere Russen die Treppe zu unserem Unterstand herunter und wollten in unseren Bunker. Wir weckten unseren Beschützer. Der war gleich hellwach, zog sofort seine Pistole und drohte, die vor der Tür stehenden Russen zu erschießen, falls sie es wagen sollten, herein zu kommen. Sie zogen ab, und wir hatten Ruhe. Russen kamen und holten sich Frauen von uns. Da unser Bunker ziemlich dunkel war, konnten sich manche Frauen verstecken, aber die, die an der Tür saßen, waren immer dran, mitzugehen. Ein Russe befahl den anderen Bunkerinsassen, einfach zu schlafen, kroch mit einer Taschenlampe unter den Rock der Frau, die an der Tür lag. Er stimulierte sie und ging dann mit ihr vor die Bunkertür. Dort mußte sie sich nackt auf den kalten Steinboden legen, wie sie uns später berichtete. Offiziell waren die Vergewaltigungen nach den ersten Tagen nicht mehr erlaubt. Immer, wenn sich die Tür öffnete, versteckten sich die „Helden" hinter unserem Rock. Nun waren sie die kleinen Bübchen, die sich vor dem schwarzen Mann fürchteten und Mutters Schutz brauchten. Als sich die Frauen das verbaten, meinten sie: „Euch tun sie doch nichts, ihr haltet doch bloß mal still. Aber uns bringen sie nach Sibirien."

Die Frauen damals lebten beschützt im Kreis ihrer Familie. Meine Schwester und ich mußten bis zu unserem 21. Lebensjahr um 22 Uhr zuhause sein. Die Jungfräulichkeit war die Ehre der ledigen Frauen. Die Männer waren so erzogen, sie zu achten. Lesbische Frauen, die den Mann als Liebespartner ablehnen, hatten denselben Ehrbegriff. Eine Vergewaltigung war für sie fast immer ein Mord, weil sie diese Körperverletzung als Schande und Verlust ihrer Ehre sahen. Aus meinem Bekanntenkreis wurde eine ältere Jungfrau das Opfer dieser Gewalt. Sie ging ins Wasser. Als die Tante einer Schulfreundin von mir starb – auch sie war eine ältere Jungfrau – bekam sie einen weißen Sarg. Zur Ehre, wie man mir sagte.

Ein Verwandter von mir, den man nach dem Russeneinmarsch mit anderen zusammen in Gefangenschaft brachte, berichtete mir: „Wir hatten in unserer Gruppe zwei Frauen, sie waren Freundinnen, die sich als Männer verkleidet hatten, weil sie der Vergewaltigung entgehen wollten. Als die Russen ihr Geschlecht entdeckt hatten, wurden sie Nacht für Nacht von ihnen geholt, und sie heulten herzzerreißend, wenn sie wiederkamen. Wir versuchten, sie zu trösten als Brüder."

Die Vergewaltigung der Frauen war an der Tagesordnung. Es war ganz egal, ob es Kinder oder Greisinnen waren. Eine 14jährige mußte ihren Kopf auf einen Stein legen und mehrere Männer über sich ergehen lassen, die sie mit einer Geschlechtskrankheit infizierten.

Die Frauen waren wehr- und damit rechtlos. Nacht für Nacht trommelten die Russen an die Türen. Nacht für Nacht schrien Frauen nach dem Kommandanten, der natürlich nirgends zu finden war.

Frauen wurden auch am Tage geholt, wenn sie nach ihren kargen Lebensmittelrationen Schlange standen. Gefiel eine Frau einem Russen, dann holte er sie aus der Reihe heraus, weil sie angeblich beim Kommandanten Kartoffeln schälen sollte. Wer hätte etwas dagegen sagen sollen!?

Es gab daher nur eins. Fliehen. Wir griffen das Nötigste und verließen den Bunker. Auf der Straße lag ein „Goldfasan", so nannte die Bevölkerung die Nazis im vollen Ornat mit Orden geschmückt. Er lag wie ein plattgewalzter Pappkarton auf der Fahrbahn. So lag er noch da, als wir von der Flucht heimkamen. Keiner hatte es gewagt, ihn zu begraben. Er sollte zur Abschreckung liegen bleiben. Als wir die Chaussee erreicht hatten, sahen wir einen Bekannten mit Genickschuß im Straßengraben liegen. Auch er mußte dort liegen bleiben.

Unübersehbare russische Kolonnen zogen in Berlin ein, und wir Frauen, mit uns eine Handvoll Männer, zogen an diesen Kolonnen in entgegengesetzter Richtung vorbei. Als wir auf freiem Feld waren, griffen uns Tiefflieger an. Die Männer warfen sich sofort zu Boden und gingen in Deckung. Sie hatten gelernt, was zu tun war; aber wir Frauen standen aufrecht und sahen verdutzt auf die Feuergarben der Bordgeschosse. Wir konnten uns nicht vorstellen, daß Männer, die bis an die Zähne bewaffnet waren, uns wehrlose Frauen meinten.

Unser ahnungsloses Verhalten veranlaßte die Männer, sich von uns zu trennen. Nun waren wir 8 Frauen allein. Panzer rollten. Auf der Fahrbahn lag ein Schaf. Aus seinen Augen floß Blut. Es sah uns erbarmungswürdig an. Sein Junges lief auf dem Bürgersteig hinter einem Russen her und blökte. Der Russe hatte beide Hände voller lebender Hühner. Ich sah weg, als der Panzer heranrollte. Als ich mich wieder umsah, sah ich, wie sich das Schaf mit letzter Kraft auf den Bürgersteig rettete.

Ein Russe tippte mir auf die Schulter: „Frau komm!" Ich blieb ganz ruhig, tat, als hätte ich nichts gehört. Ich hatte eine aufgezogene Giftspritze in der Hand und war zu allem entschlossen. Er versuchte es noch einmal: „Frau komm!" Ich blieb stumm. Dann hielt er einer anderen Frau aus unserer Gruppe die Pistole an den Hals. Sie wurde schon oft von den Russen geholt.

Wir mußten auf sie warten, obwohl wir in der Frontlinie standen. Um uns herum schlugen Bomben ein, rissen große Krater in den Boden. Sand, Gestein und Splitter flogen uns um die Ohren. Wenn wir es pfeifen hörten, war die Kugel vorbei geflogen. Endlich kam unsere Frau zurück. Zwei Russen mußte sie erdulden. Als noch ein dritter kam, hielten ihn die beiden ersten zurück. Unsere Frau konnte gehen. Sie war froh, daß wir auf sie gewartet hatten.

Wir gingen querfeldein über wassergefüllte Gräben. Wir hatten ja Gepäck mit. Einige fielen hinein und waren völlig durchnässt. Weiter, nur weiter. Aber wohin? Wir waren am Ende unserer Kraft, als wir endlich ein Haus fanden. Seine Bewohner waren geflüchtet. Wir gingen hinein und fanden Holz. Sofort machten wir uns ein Feuer, denn wir waren vor Kälte erstarrt. Ein heißes Fußbad war uns vor allem wichtig, und wer nasse Strümpfe hatte,nahm sich neue aus den Schränken. Während sich die Frauen auf den Betten ausstreckten, machte ich für alle Brote in der Küche. Das Haus hatten wir vorher verriegelt und verrammelt, damit uns keiner überfallen sollte.

Plötzlich sagte eine männliche Stimme schulterklopfend zu mir: „Gib mir etwas zu essen, Mutter." Es ist mir bis heute unerklärlich, wie dieser Mann ins Haus kam. Das Wort „Mutter" beruhigte mich augenblicklich. Ich sagte zu ihm: „Setz dich, mein Junge." Dann sah er, daß ich in seinem Alter war. Er begann von Greueltaten, die Deutsche an seiner Familie begannen hätten, zu berichten. Er war Pole. Wir sprachen davon, daß doch in jedem Volke gute und bösen Menschen wären und daß man begangenes Unrecht nicht mit Unrecht an Unschuldigen sühnen könne. Die Frauenvergewaltigung habe der russischen Macht viel Schaden zugefügt. So sprachen wir miteinander.

Nachdem er satt war, ging er wieder. Er hatte sich korrekt benommen. Aber wir blieben keine Nacht länger, weil wir Angst hatten. Wir gingen wieder querfeldein und fanden die Ruine eines kleinen Häuschens, das ausgebrannt war. Als wir näher kamen, sahen wir, daß sich mehrere Frauen dorthin geflüchtet hatten. Sie hatten sich verunstaltet;„ Wir hatten gehofft, daß sich die Russen von unserer Aufmachung abgestoßen fühlen würden, aber das Gegenteil war der Fall. Sie sahen nur unser Geschlecht, nicht den weiblichen Menschen."

Nachts saß der alte Besitzer dieser Ruine vor dem Haus und wollte uns die Russen fernhalten. Wir Frauen lagen wie Ölsardinen auf der Erde des einzigen Raumes mit Dach, Körper an Körper, um uns in der Nacht gegenseitig zu wärmen. Feuer durften wir nicht machen, der Rauch hätte uns verraten.

Als wir nach einigen Nächten wieder zurück in unsere Wohnung kamen, kamen uns Plünderer mit unserem Eigentum auf Kinder- und Handwagen beladen entgegen. Es waren Ausländer, die nicht freiwillig in Deutschland waren. Wir schwiegen.

Das Vergewaltigen war noch in vollem Gange. Es gab nur ein Mittel, dem zu entkommen. Man mußte sich beizeiten unsichtbar machen und einen Schutzengel haben. Den fanden wir in einer Witwe, die uns Frauen versteckte und sich selbst den Russen zur Verfügung stellte. Als ich sie fragte, wie sie das aushalte, sagte sie: „Kinder kann ich nicht mehr bekommen, daß ich mich anstecke, da vertraue ich auf meinen Schutzengel, und im übrigen mache ich die Augen zu und denke, es wäre mein Mann." Ihr Opfer bewahrte 8 Frauen.

Der Chef eines Lebensmittelgeschäftes hatte 3 Angestellte. Er fühlte sich von den Russen bedroht und schickte einen Boten zu uns, der die Frauen holen sollte, damit sie sich den Russen zur Verfügung stellten. Die Frauen waren totunglücklich. Da sie uns nicht gefährden wollten, gingen sie.

Nach dem Russeneinmarsch wußte niemand, wie es dem anderen ging, oder ob die Angehörigen noch lebten. Die Telefone waren zerstört, Bahnen gingen nicht, Autos waren – soweit es sie noch gab – beschlagnahmt.

Alle Wege mußten zu Fuß gemacht werden, und die waren zu jener Zeit lebensgefährlich, weil immer noch Fanatiker um ihr Leben kämpften und Blindgänger in die Luft gingen.

Meine beiden Freundinnen machten sich auf den Weg zu meiner Schwester. Mir wollten sie diese Strapazen nicht zumuten. Sie brauchten 4 Tage für diesen Marsch hin und zurück. Auf halbem Weg übernachteten sie bei einer Freundin. Meine Schwester lebte. Sie hatte auch die Bekanntschaft mit einem Russen gemacht.„Du Mutter werden, russisch Kind!" hatte er zu ihr gesagt. Doch sie dachte: „Aber ohne mich." Sie hatte als Balettänzerin einen durchtrainierten Körper, und als sie auf der Erde lab, konnte sie, sich rechts und links drehend, jeweils eine Brücke machen und den Russen immer wieder abschütteln, ohne daß er zum Zuge kam. Er schwitzte wie verrückt. Dann bot er ihr eine Zigarette an, als auch Ohrfeigen nichts nutzten. Meine Schwester nutzte die Gelegenheit, ihm Übelkeit vorzutäuschen. Da ließ er von ihr ab. Zwei Russen, die das ganze Theater mitangesehen hatten, verzichteten freiwillig darauf, die Widerspenstige zu zähmen.

Ich kannte eine Frau, die eine Unterleibsoperation hinter sich hatte und kurz vor dem Russeneinmarsch aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Ein Russe mißbrauchte sie, geriet in Rage, als er sich an den nachwachsenden Härchen der Scham piekte. Er trat ihr in den Unterleib.

Anzeige

Karin Reschke
Memoiren eines Kindes

Rotbuch 228
160 Seiten · DM 10

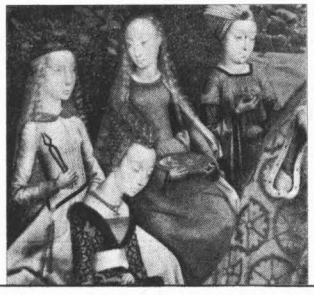
Memoiren eines Kindes – eines Mädchens namens »Marie, die immer ein bischen viel spinnt und die dünnsten Beine der Welt hat«, auf denen tanzt sie mit im Mäusezirkus im Berlin von 1945, »Eintritt drei Kaugummis«. Sechs Jahre ist sie, der Krieg ist aus, und die Erwachsenen »haben noch immer zu viele Geheimnisse, die man kaum ergründen kann. Kinder hinken dauernd hinterher und versuchen sie zu fassen«.

Marie-Antonietta Macciocchi
Jaqueline Aubenas-Bastié (Hg.)

Die Frauen und ihre Meister

Faschismen, Unterwerfung und Kämpfe der Frauen

Aus dem Französischen von Brigitte Classen aus der Reihe
ca. 384 Seiten · ca. DM 35



In diesem Buch wird der Versuch unternommen, der Frauenbewegung eine neue Basis der Kritik zu geben. In ihren Texten versuchen die beteiligten Autorinnen und Autoren eine Darstellung der Unterwerfung von Frauen durch den Faschismus und ihrer Entmündigung durch den Sozialismus, damit aber auch eine Kritik an weiblicher Fügsamkeit. Welche Funktion hatte der entwürdigende Frauenkult der Nationalsozialisten, was hat die Sozialisten gehindert, ihre Versprechen der Befreiung einzuhalten? Warum ist dies Versprechen zur bloßen Parole verkommen?

Rotbuch Verlag

Marianne Herzog
Nicht den Hunger verlieren

Rotbuch 232
ca 192 Seiten · ca. DM 12

Ich stand allein auf der Straße und fragte mich, warum sie mich rausgeschlossen hatten und die anderen Frauen nicht. Die, die mir am wichtigsten waren, saßen im Gefängnis. Eine Wohnung hatte ich nicht mehr... Ich erzählte Freunden vom Gefängnis. Dabei erfuhr ich, daß die meisten sich ein Leben im Gefängnis nicht vorstellen konnten. Damals dachte ich, ich schreib einmal auf, wie Tage in der Isolation vergehen.

Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Eine Frau sprang vor, einem Russen aus dem Fenster im ersten Stock, brach sich das Schienbein und schlug mit dem Po auf Kieselsteine, die sich in ihr Fleisch bohrten. Das Schienbein war so verrutscht, daß die hintere Kante auf die vordere zu stehen kam. Sie konnte sich im nahen Buschwerk verstecken. Aber niemand war da, ihr Bein zu schienen, und so heilte es in dieser Stellung fest. Sie sagte: „Mein Bein trage ich als Andenken für alle, die die Kriege bejahen."

Eine Mutter war nach der Vergewaltigung mit ihren beiden Mädchen in den Wald geflüchtet, weil sie glaubte, dort unbehelligt zu sein. Aber auch dort kam ein Russe zu ihr. Sie weigerte sich. Da drohte er ihr, den Kindern die Pulsader aufzuschneiden. Sie konnte nicht glauben, daß ein Mann dieses Greuel übers Herz bringen würde und blieb beharrlich. Da nahm er das Messer und schnitt beiden Kindern die Pulsadern durch. Er traf die Sehnen, so daß die Kinder Krüppel zu werden drohten.

Ich machte mich auf den Weg zu meinen Eltern. Eine verheiratete Frau begleitete mich. Meine Eltern lebten beide, wir waren froh. Auf dem Heimweg nahmen wir eine Route über die Rieselfelder. Hier stand ein Russe vor einem Schlagbaum. Er wollte von mir das Dokument, wie sie den Personalausweis nannten. Ich hatte keinen, sagte es aber nicht, sondern gab ihm seelenruhig eine Kleiderkarte aus der Nazizeit. Es war noch kein Abschnitt abgetrennt. Ich mußte innerlich lachen. Er hielt die Karte auf den Kopf, verstand weder Deutsch, noch konnte er die deutsche Schrift lesen. Er ließ mich passieren.

Ich fand im Graben ein Paar gut erhaltene Soldatenstiefel und zog sie an. Endlich festes Schuhwerk. Bei Glatteis rutschte das Leder unter meinen Füßen weg. Die Straße war menschenleer, fast alle Fenster waren dunkel, und da ich mir schon mal die Knochen gebrochen hatte, dachte ich, lauf auf allen vieren, es sieht ja keiner. Ich konnte mich gerade noch an einem Zaun hochhangeln, als ich einen Mann hinter mir herlaufen hörte. „Können Sie nicht laufen?" fragte er. „Ich beobachte Sie schon eine ganze Weile." Er griff mir unter die Arme und brachte mich an mein Ziel

Ich hatte eine zerstörte kleine Massage-Praxis mit 2 Wannen für Bäder, die einem Pg. (Parteigenossen) gehörte, der nicht mehr da war, gemietet und wieder aufgebaut. Es war nicht so leicht, wie es sich erzählt. Ich ließ mir vom Tischler aus Brettern, die ich zusammengesammelt hatte, eine Massagebank bauen, besorgte Stroh vom Bauer, fand eine große Nazifahne, trennte das Hakenkreuz heraus und färbte den Stoff dunkel. Damit wurde meine Massagebank bezogen. Die Renovierung der Räume übernahm ich selbst. Das Material mußte ich mir oft von weither holen und dafür sogar von meinen Lebensmittelrationen abgeben. Aber ich hatte einen selbständigen Anfang, bekam von den Behörden die Genehmigung für die Massagepraxis und zum Bezug von Heizmaterial.

Eines Tages kam ein Russe und wollte ein Bad. Er planschte nach Herzenslust. Draußen warteten die anderen. Ich sah, wie das Thermometer meines Badewassers sank. Endlich kam er heraus und gab mir seine gebrauchte Wäsche zum Waschen. Es waren eine schafschurwollene Herrenunterhose und ein passendes ärmellanges Oberstück dazu. Ich sollte ihm die saubere Wäsche an den Zug bringen, weil er weiterfahren mußte. Ich hatte Angst und habe sie ihm nicht gebracht. Wußte ich, ob er mich in den Zug schleppt und für immer verschwinden läßt? Aber er kam nicht. Nach ca. 14 Tagen zog ich die herrlich warme Unterwäsche des Russen selbst an, denn es war kalt. Ich war glücklich. Nach weiteren Wochen – ich dachte nicht mehr an den Russen – da stand er im Laden und wollte seine Wäsche haben. Ich verschwand nach hinten, zog sie eilig aus, wikkelte die warme Wäsche in Papier und gab sie zurück. Schade! dachte ich.

Ich wollte meine Schwester besuchen. Die Bahn fuhr teilweise eingleisig. Ich kam bis zur Friedrichstraße. Von da mußte ich laufen, denn die U-Bahn stand unter Wasser. Aber ab Potsdamer Platz sollte der Bus fahren. Im U-Bahnschacht – das Wasser stand hoch bis zur halben Treppe – sah ich einen toten

Russen mit entblößtem Unterleib im Wasser liegen. Der ganze Potsdamer Platz war ein einziger Trümmerhaufen. An der Bushaltestelle standen viele Menschen, und der Bus kam schon voll an. Die Männer bahnten sich mit Brachialgewalt den Weg durch die Menge. Es war der letzte Bus, der noch fuhr, um 22 Uhr begann die Ausgehsperre. Zurück blieben viele Frauen. Weit und breit gab es keine Möglichkeit zu übernachten. Es war unmöglich, sich als Frau in den Ruinen eine Nacht lang ungefährdet zu verstecken. Wir liefen und suchten private Wagen anzuhalten, aber jeder dachte nur an sich. Nach und nach verlor ich die Frauen. Sie hatten wohl ihr Ziel erreicht. Ich rannte allein ohne Aufenthalt weiter. Um 22 Uhr war ich erst in Steglitz, aber ich wollte nach Zehlendorf. Das waren noch etliche Kilometer Dauerlauf.

Ausgangssperre bedeutet, daß jeder, der nach der festgesetzten Zeit noch auf der Straße angetroffen wird, ohne Anrede erschossen werden kann. Nicht das Erschießen macht mir Angst, sondern die Festnahme durch einen vermeintlichen Helfer. Ich rannte um mein Leben.

Eine Vergewaltigung hätte ich auch nicht überstanden. Um die Angst aus meinem Körper heraus zu lassen, habe ich laut geheult. Es war ja niemand da, der mich hörte. Kalter Schweiß klebte an meinem Körper, als ich endlich das Haus aufschloß.

Ich gehöre zu der Generation, die zwei Weltkriege erlebt hat. Im ersten Weltkrieg war ich ein Kind. Der Krieg spielte sich nicht im eigenen Lande ab. Lediglich die Nachkriegsauswirkungen, der Sturz des Kaisers und die Revolution mit ihren Straßenkämpfen sind mir noch deutlich in Erinnerung. Ich kam einmal mit meiner Mutter durch das Brandenburger Tor. Meine Mutter kutschierte das Pferd mit unserem Break, als es plötzlich hieß: „Straße frei!!" Wo sollten wir denn hin mit unserem Wagen? Ich war damals 12 Jahre alt. Ein Soldat spran vor, griff in die Zügel des Pferdes und rannte mit dem Wagen in eine Nebenstraße, denn Unter den Linden begann eine wüste Schießerei. Er hatte meiner Mutter und mir, Pferd und Wagen, das Leben gerettet.

Im 2. Weltkrieg hatten wir den Krieg im eigenen Lande. Was gab uns den Mut durchzuhalten? Was bedeutete uns unser Leben im Angesicht des Todes und aller Leiden um uns herum? Warum setzten wir uns immer wieder bis zur Erschöpfung ein und strebten nach beruflichem Weiterkommen? Wenn ich mir heute als alte Frau diese Frage stelle, dann glaube ich: Es war die Kraft der Jugend, leben zu wollen mit Freundschaft und Liebe. Meine Mutter, die auch beide Kriege erlebt hat, sagte auf ihrem Sterbebett: „Wenn ich gewußt hätte, was ihr alles durchmachen müßt, ich hätte euch nicht in die Welt gesetzt."

Jeder Krieg – gleich, warum er geführt wird – ist eine Schande für alle Menschen, diesseits und jenseits der Kampflinien.

Die Verlierer sind in jedem Falle die Frauen. Als Frau sage ich ganz entschieden „Nein". Männer machen Geschichte. Nicht wir Frauen sitzen an den Konferenztischen und unterzeichnen Verträge. Was im Namen des Volkes geschieht, geschieht nicht in meinem Namen.

Wenn Männer unbedingt Blut sehen wollen, warum gehen sie nicht in die Arena und kämpfen unter sich? Wir werden dann zusehen. Warum spielen sie nicht Fußball und tragen ihre Fehden aus? Oder wie wäre es, wenn sich die Frauen der sogenannten feindlichen Völker an einen Tisch setzen würden? Wir haben ein Recht auf unser Leben, es nach unserer weiblichen Vorstellung zu verwirklichen.

Helga Born

Foto: Bavaria-Filmkunst

Tagebuch

Berlin, 26.4.45: Trotz größtem Widerstand gelingt es den Russen, bis zur Blumenstraße vorzudringen. Ursula, die in ihrem Zustand nicht gerne den Russen in die Hände fallen möchte, geht mit mir zum Anhalter Bahnhof, wir nehmen ein paar Sachen mit, durchweg alles für das Kind gedacht. Mutti, die am Abend zuvor einen Geschoßsplitter in den Bauch bekommen hat, mußte leider zurückbleiben. Mir, als Jüngste von fünf Kindern, fiel es besonders schwer, meine Mutter im Ungewissen zurückzulassen.

Unter schwerem Beschuß kommen wir zur Friedrichstraße. Ich glaube, der Tod stand uns oft gegenüber, doch scheinbar sind wir noch nicht dran. Durch Zufall fanden wir unter den Trümmern einen Leiterwagen, es kam uns wie eine Erlösung vor, denn wir hatten doch sehr schwer zu tragen. Richtig mutig sind wir zwei geworden, denn mit so einem Wagen läßt sich immer etwas machen. Wir zogen also mit nur kurzen Unterbrechungen weiter Richtung Anhalter Bahnhof. Dorotheen – Ecke Wilhelmstraße suchten wir wieder Schutz. Zu unserem Schrecken erfuhren wir dort von einem Landser, daß der Bahnhof schon „vom Russen" besetzt sei. Was nun? Der große Fernbahnhof besetzt, wie sollten wir jetzt raus aus Berlin kommen?

Dank Ursulas Mut suchten wir weiter und fanden in den folgenden Nächten in der Heeresbücherei Unterschlupf. Dem dort lagernden Lazarettzug der SS schlossen wir uns an. Dort fanden wir auch zwei nette Männer, die uns halfen und uns vor allem Lebensmittel abgaben. Doch was machen unsere Angehörigen? Die Nachrichten vom Führerhauptquartier sind nicht besonders günstig.

Berlin, 30.4.: Heute scheinen die Soldaten sehr unruhig. Sie sagen, die Russen kämen näher. Der Hauptmann erlaubt es nicht mehr, daß wir uns weiter seinem Lazarettzug anschließen. Auf ihre eigene Verantwortung nehmen uns Rolf und Heinz mit zur „Kleine-Bären-Straße". Im Keller vom „Kranzler" haben wir dann aber einen kleinen Raum gefunden, in dem wir uns aufhalten können.

Berlin, 1.5.: Nachts, gegen 1 Uhr kommen Rolf und Heinz, um sich von uns zu verabschieden. Sie wollen den Durchbruch über die Weidendammer Brücke versuchen; denn für alle gibt es nur noch eins: raus aus Berlin!

Berlin, 2.5.: Rolf und Heinz sind wieder zurück. Ihr Vorhaben gelang nicht. Überall ist „Der Russe". Doch Rolf will unter keinen Umständen den Russen in die Hände fallen, er will es noch einmal versuchen und reißt Heinz mit. Zusammen rennen sie los, während die russischen Panzer schon die Straße entlang

Wir müssen nur durchhalten

Fotos: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

rollen. Das Letzte, was sie uns noch zurufen, ist: „Halten Sie da im Keller aus, wir holen Sie wieder raus! – Ohren steif halten, es muß gelingen! – Sieg Heil!"

Nie wieder haben wir etwas von den beiden Männern gehört; denn – wie wir später erfuhren – hatte zu dieser Zeit „Der Russe" schon Berlin besetzt.

Wir ziehen uns wieder in den Keller zurück und lauschen auf die – für uns fremden Laute –eines Gespräches, das Russen über uns im Kellereingang führen. Uns jedoch finden sie nicht.

Viel später geht jedoch die Türe zu unserem Keller auf, ein Russe kommt herein. Schrecklich sieht er aus; ganz verpickelt und kahlgeschoren, fast unmenschlich.

Er verspricht der Frau, die mit uns im Keller ist (Irmchen), Brot für ihre drei Kinder, aber sie müsse es sich bei ihm selber abholen. Da die Kinder großen Hunger haben und keine Lebensmittel mehr da sind, geht sie mit ... – Sie kommt ohne Brot wieder. Aber ich weiß es jetzt, das Gerücht, was man immer von den Russen erzählt, ist wahr. Man hat sie als Frau geschändet. Ich war ganz fassungslos und habe viel geweint.

Ossi und ich wollten doch an Pfingsten heiraten – heute weiß ich nicht einmal, ob er noch lebt. Wenn ich auch im Ungewissen bin, so gehöre ich auch in der Ferne zu ihm.

20.00 Uhr: wieder kamen Russen in unseren Keller – doch die waren anständig. Einige stellten sich sogar schützend vor uns, als ihre Landsleute uns anfassen wollten.

Berlin, 3.5.: Wir mußten mit den Russen in einem Raum schlafen. Wir konnten jedoch vor Angst kein Auge zutun. Jedoch wir blieben unbehelligt. Da wir unbedingt hier raus wollten, stellte sich Ursula krank. Die Russen hatten bemerkt, daß sie ein Kind erwartet, und „Micha" läuft durch die Straßen, um einen

Arzt zu finden. Er kommt aber nur mit zwei deutschen Frauen zurück. Die beiden werden von uns mit Fragen bestürmt, und so erfahren wir, daß der Krieg aus sei. Wir wollen es einfach nicht glauben und fragen immer wieder. Aber die Frauen sagten wohl die Wahrheit. Der Krieg ist zuende. Sechs Jahre waren umsonst. Unsere Soldaten sind umsonst gefallen. „Der Russe" hat Berlin! – Nun kann uns keiner mehr halten. Wir packen unseren Leiterwagen, werden von den Russen noch reichlich mit Lebensmitteln beschenkt und ziehen Richtung Alexanderplatz.

Auf den Straßen sieht es fürchterlich aus. Hunderte Soldaten liegen dort, tot, verblutet. Gefallen in dem Glauben, sie könnten durch ihren Einsatz Deutschland noch retten. Anfänglich wollten wir noch nach Rolf und Heinz suchen, um sie zu vergraben, so wie es sich für zwei tapfere SS-Männer gehört, aber wir gaben in dem Durcheinander bald auf. „Unter den Linden" liegen halbnackte Frauenleichen, wir gehen an Bergen von Toten vorbei und müssen aufpassen, daß wir auf keinen treten, denn der Trümmerstaub läßt oft keine Körper mehr erkennen. Irgendjemand gibt uns den Rat, weiße Tücher umzubinden, damit man erkennen kann, daß wir uns ergeben und keinen Widerstand leisten.

Unsere Gesichter sind grün und gelb, krank sehen auch alle anderen Menschen aus, krank von der vielen Kellerluft. Und krank sind auch unsere Seelen, denn der Krieg ist verloren – wir sind wohl jetzt alle Gefangene, Gefangene der Russen! Und diese tanzen und spielen zwischen all dem Elend auf der Straße und feiern den Sieg über uns.

In der Königstr. stürzen die Menschen in die Läden und plündern. Auf der linken Seite kommen uns lange Reihen von Männern entgegen. Ihre Gesichter sind elend und vom Kampf gezeichnet. Sie werden von bewaffneten Russen begleitet und sind alles deutsche Soldaten.

Der „Alex" ist grau. Straßenbahnwagen liegen umgekippt, Drähte sind heruntergerissen, Häuser zertrümmert, und überall dazwischen liegen wie verstreut tote Menschen. Nichts als Elend, wo man auch hinsieht. – Nur mühsam kommen wir vorwärts. Das Haus, in dem wir wohnen, steht noch! Doch ist es ganz leer. Kein Mensch zu sehen, wir suchen nach unserer Mutter. Im Keller finden wir dann die Hauswartsfrau, die uns erzählte, daß „Der Russe" alle Bewohner aus dem Haus, aus Berlin raus bis nach Bissdorf getrieben hat. Doch jetzt kommen die Bewohner scheinbar nach und nach wieder zurück. Wir tragen unsere Habseligkeiten nach oben. Die Zeit schleicht dahin. Stunden vergehen. Am Abend kommt Mutti, die Freude dieses Wiedersehens läßt sich mit Worten gar nicht beschreiben. Wir haben uns wiedergefunden – und wir sind alle gesund. – Aber Mutti ist in den paar Tagen ganz alt und grau geworden.

Wo ist jetzt Wilhelm, Ursulas Mann? Er hatte sich noch aus dem Lazarett heraus den kämpfenden deutschen Truppen zur Verfügung gestellt. Usch will ihn durchaus zwischen den vielen toten Soldaten auf der Straße suchen, doch Mutti und ich halten sie davon ab, schon alleine wegen ihres Zustandes. Um vor den Russen sicherer zu sein, schlafen wir in dem verlassenen Keller. Wir drei Frauen leben nun von den restlichen Lebensmitteln, die gerade für eine karge Mahlzeit täglich ausreichen.

Berlin, 7.5.: Wilhelm kam nach Hause. Er sah aus wie ein Russe. Zerlumpt, schmutzig und heruntergekommen. Trotz seiner noch nicht ausgeheilten Verwundung hat er alles einigermaßen gut überstanden. Er war auch bereits von den Russen gefangen genommen worden, konnte jedoch auf dem Marsch ins Lager entfliehen. Da er Pg. (Parteigenosse) ist, konnte er sich nicht lange bei uns aufhalten: denn solche Männer hätten uns gefährdet.

Berlin, 8.5.: Usch will unbedingt mit Wilhelm gehen. Sie packen also den Leiterwagen und laufen in Richtung Hamburg los.

Überall sagt man, wir sollen Lebensmittelkarten bekommen – endlich! Seit 7.00 Uhr steht Tante Anna schon nach den Karten in der Birkenstraße an. Jetzt ist es 14.00 Uhr. Sie ist immer noch nicht zurück. – Ich kann einfach nicht mehr warten. Die ganzen Tage sitze ich nun schon zu Hause und darf nicht einmal vor die Türe, weil jeder erzählt, daß die Russen wie wild hinter jungen Frauen her sind.

Darum verkleide ich mich mit dunkler Brille und tief in die Stirn gezogenem Kopftuch, kein Haar darf mehr zu sehen sein. Danach greife ich mir einen Stuhl, um Tante Anna abzulösen. Bis 19.00 Uhr stehe ich noch an, dann habe ich endlich die heißersehnten Karten. Aber ich stelle fest, daß die aufgeführten Lebensmittel kaum für einen Tag reichen werden, dabei sollen sie aber für zwanzig Tage genügen.

Berlin, 9.5.: Mutti wollte nach Brot anstehen. Über vier Stunden warteten alle in einer langen Menschenschlange, dann kam ein Russe und jagte alle fort. Sie kam müde wieder – ohne Brot! Unsere Wohnung haben wir etwas menschlicher gemacht. Wir setzten alte Pappen vor die Fenster und haben die Eingangstüre wieder verschließbar gemacht, denn bis dahin mußten wir immer zwei Kommoden vor die Türe stellen, um vor Plünderern sicherer zu sein.

Wo mögen Usch und Wilhelm nur stecken, ob sie es geschafft haben, aus Berlin raus zu kommen?

Nachrichten kommen ja keine mehr durch, also bleibt uns nur die Hoffnung.

Berlin, 22.5.: Tante Lenchen, die öfter nach Döberitz läuft, um Lebensmittel einzutauschen, bringt uns heute Nachricht. Ursula hatte noch am ersten Tag ihres gemeinsamen Aufbruchs irgendwo unterwegs den kleinen Uwe geboren. Zu dritt marschierten sie weiter und kamen in Döberitz in der alten Försterei von Wilhelms Vater unter.

Seit dem 15. d.M. bin ich wieder auf dem Anhalter Bahnhof beschäftigt. Allerdings im Schipperdienst als „Trümmerfrau".– Durch das tägliche Laufen zum Dienst und zurück (mein kostbares Fahrrad ist in den Wirren der letzten Kriegstage abhanden gekommen) mit dem selbsthergestellten Schuhwerk an den Füßen, habe ich alles voller Blasen. Heute muß ich vermutlich zu Hause bleiben, weil alles offen ist und der viele Staub für die Wunden gefährlich sein könnte, zumal wir öfter auf verweste Leichen stoßen. Fast alle Frauen schippen, auch Mutti und meine zwei Tanten, weil es höhere Lebensmittelkarten für die „Trümmerfrauen" gibt. Irgendeiner muß ja die Trümmer beseitigen, und die Männer sind in der Ferne.

Wir hörten, daß es den dreien in Döberitz nicht so gut geht, da sie kaum an Lebensmittel ran kommen. Darum entschließe ich mich, ihnen – trotz meiner schlimmen Füße – von dem Wenigen, was wir haben, etwas zu bringen.

Berlin, 24.5.: Am Abend laufe ich mit meinem Rucksack nach Moabit zu Tante Lenchen, damit die Strecke für den nächsten Tag nicht zu lang wird. – Ich muß wegen meiner schmerzenden Füße mit einem Stock in der Hand laufen.

Berlin, 25.5.: Tante Lenchen und ich hatten am Morgen die Möglichkeit, mit der U-Bahn nach Ruhleben zu fahren, danach ging dann die Lauferei los. – Kurz nach Staaken wird es uns sehr schwer – aber wir müssen einfach durchhalten! Hinter uns liegen schon derart große Strapazen, daß es lächerlich wäre, wenn uns dies hier nicht gelänge, zumal drei Menschen auf unsere mitgeführten Lebensmittel warten.

Endlich – nach über sechs Stunden – ist die Siedlung erreicht. Wir werden freudig begrüßt, aber für mich war wohl alles zu viel. Ich werde sehr krank. Die Beine schmerzen, die Füße sind vereitert, ich habe sehr hohes Fieber und Schüttelfrost.

Döberitz, 29.5.: Ich kann schon wieder etwas herumhumpeln und Usch helfen. Der kleine Uwe macht uns allen viel Freude, er ist nun 21 Tage alt – geboren am „Tag der Kapitulation", welche Zukunft gibt es für ihn und all die neuen Leben, die mitten in die Trümmer hineingeboren wurden? Ist es verantwortungslos, in diese Zeit ein Kind hineinzugebären? Oder zeugt es von Hoffnung auf den Wiederaufbau, auf eine bessere Zukunft?

Käthe Oettner

MEIN SCHOENSTER TAG

Foto: Ingrid Schulte

Weihnachten 1944 an der Oder

Kurz vor Weihnachten 1944, als die Schulferien begannen, reiste ich mit meinen Kindern Rolf und Karin, sechs und vier Jahre alt, von unserem Wohnort Fürth in Bayern zu meinen Eltern in ein kleines an der Oder gelegenes Dorf mit Namen Groß-Neuendorf. In diesem Ort unterrichtete mein Vater, der Volkschullehrer in Berlin war, seit 1943 evakuierte Berliner Kinder zusammen mit Groß-Neuendorfern an der dortigen Dorfschule.

Meine Eltern hatten ein Zimmer zur Untermiete in einem Bauernhaus, das der Witwe Lehmann mit ihrer ledigen etwa neununddreißigjährigen Tochter Mariechen gehörte. Das Haus lag etwas außerhalb am Rande des Dorfes an der Chaussee, die in das Dorf Kienitz führte.

„Rettet euer Hab und Gut", so hatte der Propagandaminister Goebbels im Jahre 1943 nach Einsetzen der Flächenbombardements auf die Hauptstadt an die Berliner, nachdem Tausende dieses bereits verloren hatten, appelliert. Da ich mich mit den Kindern von 1940 bis zum Sommer 1944 in Berlin aufgehalten hatte, half ich meinen Eltern, das wertvollste „Hab und Gut" zu retten, d.h. es nach und nach zu ihrem Evakuierungsort Groß-Neuendorf zu schaffen. Dort war es sicher, so dachten wir, keine Fliegerangriffe und die Rote Armee noch weit.

Wir fingen also an, Teppiche aufzurollen, Gardinen von den Fenstern zu nehmen, Betten, Kleidung, Geschirr, Silberbestecke zusammenzupacken. Alles haben wir in Koffern und Rucksäcken weggeschafft. Mein Vater holte später sogar noch Kohlen im Rucksack nach.

Das sogenannte gute Geschirr brachte mein Vater auf unser nahe Berlin gelegenes Grundstück und begrub es dort sorgfältig. Es wurde gerettet, er hat es nach dem Krieg wieder ausgegraben. Mit der Zeit nämlich hatten die Soldaten der Roten Armee herausgefunden, daß in Gärten wertvolle Gegenstände vergraben waren. Sie stakten mit langen Stöcken in der Erde herum, und zuweilen stießen sie auch auf was.

So standen wir eines Tages nach Goebbels Appell auf dem Perron des Schlesichen Bahnhofs, um gen Osten zu reisen. Fassungslos starrten wir auf die vielen Menschen, die ihr Hab und Gut in Form von Koffern, zusammengerollten Betten, Bettgestellen, Kinderwagen, Reisekörben, Kisten in die Züge verluden. Frontsoldaten hatten Urlaub erhalten, um ihren Familien bei dem Transport zu helfen. „Kettenhunde"(1) aber wachten streng darüber, daß sie nach „getaner Arbeit" sofort wieder an die Ostfront zurückfuhren, um diese, wie es hieß, nicht allzu sehr zu schwächen.

„Was soll ich an der Front in Rußland", murmelte ein neben mir stehender Soldat, „dort meine Heimat verteidigen, wenn auch hier schon die Menschen in Gefahr sind?" Er blickte ganz verstört um sich, auf die Trümmer rund um den Schlesischen Bahnhof, auf den riesigen Hochbunker, in dem er in der vergangenen Nacht einen Fliegerangriff „überlebt" hatte.

Der Winter 1944/45 war bitterkalt, die Oder dick zugefroren. Infolge der Strömung des Flusses bildete das Eis aber keine glatte Fläche, sondern war besonders am Rande hier und da noch offen, an diesen Stellen sickerte das Wasser heraus, fror aber wieder, so daß mehrere Schichten entstanden. In der Mitte des Flusses aber hatten sich Eisschollen aufgetürmt und waren fest zusammengefroren.

Trotz allem konnten wir bequem über den Fluß laufen in das Dorf Zielenzig. Dort am Rande des Flusses lebten die Leute von Fischfang und Viehzucht. Die Kinder kamen sommers und winters über den Fluß zur Schule nach Groß-Neuendorf. Manchmal brachten sie zu unserer großen Freude frische Fi-

Foto: Keystone Pressedienst

sche, Milch und Quark mit, denn unsere Lebensmittel, die wir auf Marken erhielten, wurden bereits recht knapp.

In diesen Tagen fegte ein steifer Ostwind über die Oder in das ebene und waldlose Oderbruch und türmte den Schnee zu meterhohen Haufen. Die Weihnachtstage blieben ruhig, der Festbraten war eine Oderquappe, schmeckte etwas moddrig. Dafür waren die selbstgebackenen Lebkuchen mit eigengemachtem Sirup statt Honig köstlich, sogar ein Weihnachtsbaum war noch da und herrliches altes Spielzeug von den Groß-Neuendorfern für Rolf und Karin.

Mein Vater sah schon immer etwas düster in die Zukunft: „Den Krieg wird Deutschland verlieren, und das bald, und dann wird auf uns eine Hungersnot zukommen", orakelte er so hin und her. „Ach was,", sagten wir, „so viel, wie wir zum Leben brauchen, werden wir ja wohl immer noch haben". „Dann wäre es ja keine Hungersnot", meinte er. Wie soll man sich aber auch mit halbwegs vollem Magen in eine Hungersnot hineindenken?

Die Groß-Neuendorfer Gemeinde hatte zwar eine eigene Kirche, ihr Pfarrer jedoch war seit Anfang des Krieges Soldat. An seiner statt versah ein Prediger aus der Sekte der Bibelforscher, Herr Bertram, die Seelsorge des Dorfes und Umgebung. Mit seiner kinderreichen Familie bewohnte er das Pfarrhaus, sie waren ebenfalls aus Berlin evakuiert. Herr Bertram war von Beruf Heilpraktiker. Er ging von der festen Annahme aus, daß Deutschland mit Hitler den Krieg gewinnen werde – und das im Winter 1944/45! Der Bibelspruch, den er zu diesem Zweck heranzog, sagte etwas aus über „feurige Rosse mit Wagen, die siegreich über das Land brausten" oder ähnlich. Es stünde also schon in der Bibel, daß der Krieg für uns siegreich beendet werde, so meinte er.

Mein Vater, der mir am Tisch gegenüber saß, machte dazu ein amüsiertes Gesicht und ließ sich nach beendetem Sermon Kaffee und Kuchen wohl munden.

Die Rückfahrt

In der ersten Januarwoche 1945 rüstete ich zur Rückreise über Berlin nach Fürth, da am 6. Januar dort die Schule begann. „Karin laß man hier", meinten meine Eltern, „die Ernährungslage ist auf dem Lande doch noch etwas besser, ruhig ist es auch, und mit nur einem Kind wirst Du bei den dauernden Luftangriffen dort besser fertig". Das stimmte wohl, sollte sich jedoch als ein verhängnisvoller Irrtum herausstellen, zumal die Rote Armee bereits im Wartheland in der Nähe von Meseritz stand. An ein weiteres Vordringen glaubten wir seltsamerweise noch nicht, auch mein Vater sagte nichts. Unsere bäuerliche Wirtin, die eimerweise Sirup eingekocht hatte, meinte nur so zum Spaß: „Wenn die Russen kommen, schütte ich den ganzen Sirup auf den Mess, die bruken den nicht tau hebben".(2) Wir lachten.

So bestieg ich in Wriezen mit Gepäck und meinem Sohn Rolf den Zug nach Berlin. In diesem Zug, der aus den Ostgebieten kam, herrschte ein unbeschreibliches Chaos, überfüllt mit Flüchtlingen aus dem „Warthegau". Dort war bereits Kriegsgebiet, und den Flüchtlingen sah man ihren entsetzten Gesichtern und ihrem wahllos zusammengerafften Gepäck den überstürzten Aufbruch an. Ich fuhr nach Berlin, anstatt auf der nächsten Station den Zug zu verlassen, umzukehren und Eltern und Tochter aus dem nun offensichtlich gefährdeten Gebiet mit zurückzunehmen. Eine Unterlassungssünde, die ich mir bis heute nicht verziehen habe.

In Berlin angekommen, war sogleich Fliegeralarm. Der Zug nach Fürth sollte erst am nächsten Morgen Berlin verlassen. So verbrachten wir die Nacht, halb dösend, halb schlafend, unten auf dem S-Bahnhof Friedrichstraße. Der Bahnhof war gerammelt voll mit Schutzsuchenden, zumeist Durchreisenden wie wir, aber auch solchen, die in der Nähe wohnten. „Wir gehen jeden Abend um elf Uhr hierher", erklärte mir ein älteres Ehe-

paar, die sich mit Rucksack und Koffer beladen neben mir eingefunden hatten. „Bis früh um vier Uhr bleiben wir hier, dann sind gewöhnlich die Angriffe vorbei, und wir gehen wieder nach Hause, das heißt, wenn wir dann noch ein Zuhause haben". Und wirklich, früh um vier ergriffen die beiden völlig übermüdeten, abgehärmten alten Leute ihr Gepäck und schlurften los. Rolf schlief friedlich auf dem Koffer.

An diesem Tage geschahen noch zwei Wunder: erstens verließ der Zug trotz Bombardements in der Nacht und unvorstellbarem Gewirr auf dem Anhalter Bahnhof die Stadt in Richtung München, und zweitens stand unser Haus in Fürth noch. Letzteres war die erste bange Frage, die sich jeder stellte, der nach längerer Abwesenheit nach Hause zurückkehrte.

Von meinen Lieben an der Oder erhielt ich regelmäßig Nachricht. In dieser Zeit führte ich Tagebuch über den Ablauf der letzten Kriegswochen. Plötzlich jedoch blieben die Briefe aus Groß-Neuendorf aus. Im Radio wurde berichtet, die Rote Armee habe an der Oder einen Brückenkopf gebildet, und das ausgerechnet in Groß-Neuendorf. Das bedeutete, daß meine Angehörigen in die Kampffront geraten waren. Lähmendes Entsetzen packte mich. Der Gedanke, daß sie – wie in dieser Situation unumgänglich – aus dem Kampfgebiet heraus nach Osten über die Oder getrieben wurden oder selbst diesen Ausweg suchten, raubte mir fast den Verstand. Im Geiste sah ich sie – vielleicht getrennt voneinander – in der Kälte ohne Obdach umherirren. Ich würde sie nie wiedersehen. Es war entsetzlich. Meine letzte Eintragung ins Tagebuch lautete: „Ich kann nicht mehr weiterschreiben, es ist zu schrecklich". Das Tagebuch ist mir abhanden gekommen.

Später erfuhren wir, daß ungefähr sechshundert Dorfbewohner über die Oder gelaufen waren, um sich dort zu verbergen. Viele sind nicht mehr zurückgekommen, ihr Schicksal ist ungewiß.

Meine erste Reaktion war: hinfahren an die Oder und sie suchen. Ich nahm also Rolf an die Hand, fuhr mit der Straßenbahn zum Bahnhof Fürth. Es herrschte dort ein heilloses Durcheinander von Militär, Zivilisten, Flüchtlingen – Trümmer überall. Es gelang mir aber, den Bahnhofsvorsteher zu sprechen. Die Tränen liefen mir übers Gesicht, während ich ihm meine Lage schilderte. Er war so ein väterlicher Typ, sah mich nur mitleidig an und meinte: „Sie können nicht dorthin fahren, es gehen keine Züge mehr und" – indem er auf Rolf zeigte – „Sie würden dieses Kind auch noch gefährden". Verzweifelt fuhr ich wieder zurück.

Unterwegs traf ich eine Bekannte aus der Nachbarschaft, der ich alles berichtete. „Ach", sagte sie, „Sie brauchen keine Angst zu haben, der Führer läßt die Russen absichtlich so weit hereinkommen, um sie dann desto wirksamer vernichten zu können. Mein Mann ist bei der SS, der weiß das, er weiß auch, daß der Führer neue Waffen hat". Ich mußte unwillkürlich an den in den letzten Wochen zurammengetrommelten Volkssturm (3) denken, von dem der Volksmund meinte: „Ihr alten Affen seid die neuen Waffen". Mein Herz wurde nicht leichter durch die „Trostworte" der SS-Gattin.

Der erste Brückenkopf an der Oder

Die Ereignisse in den ersten Tagen des Monats Februar 45 in Groß-Neuendorf schilderten meine Eltern später:

Zu dieser Zeit befanden sich in dem Bauernhaus am Ende des Dorfes außer uns noch die Besitzerin Frau Lehmann, ihre Tochter Mariechen und deren sechs Monate alter Sohn Anton.

Am 3. Februar erschienen plötzlich deutsche Soldaten in dem Haus, stiegen auf den Boden und schauten mit riesigen Feldstechern über die Oder. Sie schauten und schauten, sagten aber nichts, ob sie was sahen, Bewegungen des Feindes oder so. Sie blieben einige Stunden, verschwanden dann plötzlich.

Wie wir später erfuhren, hatte zu dieser Zeit bereits ein Teil der Groß-Neuendorfer, unter ihnen auch Prediger Bertram, andere Evakuierte und Einheimische mit dem letzten Zug das

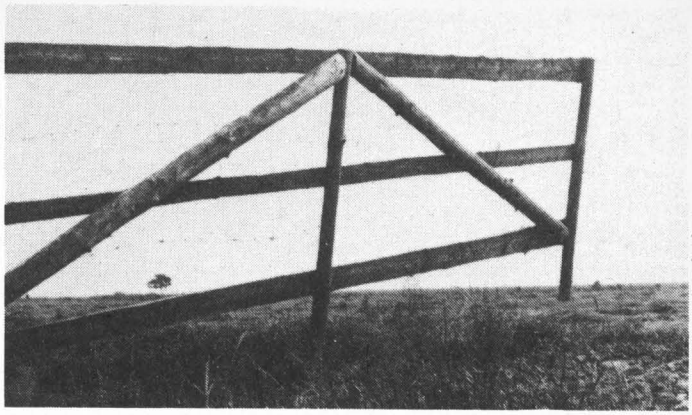


Foto: Ingrid Schulte

Dorf verlassen. Uns hatte man, da das Haus, wie gesagt, etwas außerhalb lag, nicht mehr benachrichtigen können oder vergessen in der Eile.

Nachdem die deutschen Soldaten das Haus verlassen hatten, setzte einige Zeit danach eine unheimliche Stille ein, eine Stille, in der es knisterte in der Luft und die etwas Unausweichliches in sich barg. Eine Stille, die keine Ruhe war! Sie zerrte an unseren Nerven, und wir wußten nicht mehr, dauerte es eine oder mehrere Stunden, dieses bleierne Etwas.

Und da geschah es: Zwei Soldaten der Roten Armee erschienen mit Maschinenpistolen im Anschlag auf der Chaussee von Kienitz her, die an unserem Haus vorbeiführte. Wenige Minuten später folgten weitere. Wir verzogen uns ins Innere des Hauses, bald darauf kamen Soldaten, meist Offiziere, herein und bedeuteten uns, Lebensmittel herauszugeben. Frau Lehmann deckte im Wohnzimmer den Tisch und brachte vom besten herein, was sie hatte, auch ein paar Flaschen selbstgemachten Obstwein. Die Soldaten ließen es sich schmecken, wir mußten Klavier spielen. Danach wurden sie fröhlich und sangen.

Als sie fertig gegessen und getrunken hatten, mußten wir unsere Zimmer räumen und uns im Keller einquartieren. Später erfuhren wir, daß dies der Stab der brückenkopfbildenden Einheit war.

(„Wenn ich heute an diese Ereignisse zurückdenke, erscheint mir das ganze wie ein böser Traum", erzählte meine Mutter später.)

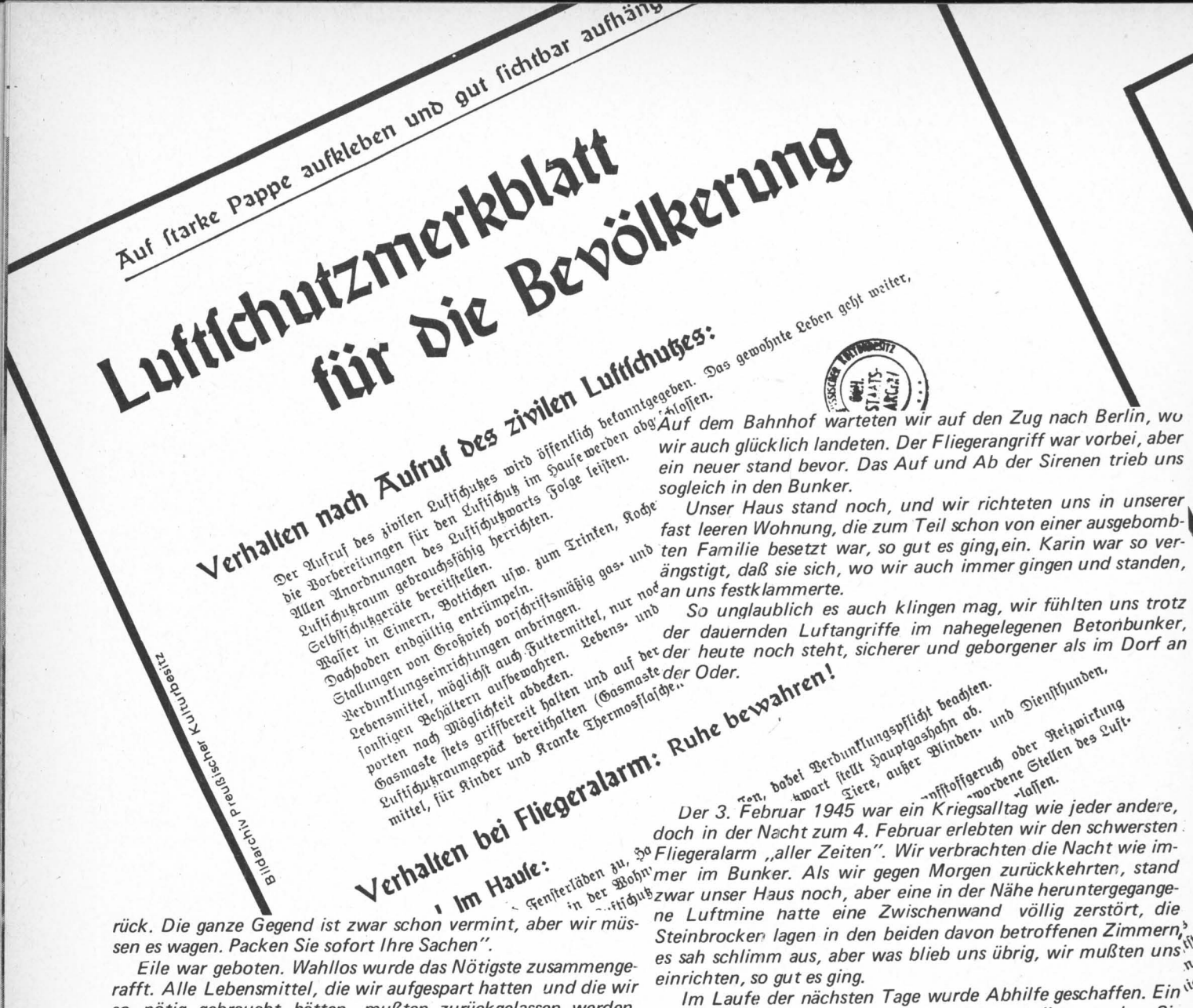
Die Besetzung des Dorfes und der Kampf um diesen Brükkenkopf dauerten zwei Tage und eine Nacht. Während dieser Zeit durften wir nicht aus dem Keller heraus. Karin und der kleine Anton taten uns besonders leid. Die Russen traten uns zunächst nicht zu nahe, sie verzehrten, was da war. Doch zum Schluß griff sich einer Mariechen und vergewaltigte sie. Unmöglich, dies zu verhindern. Wir waren alle schockiert und verzweifelt.

Ein Soldat wollte meinem Vater etwas klarmachen. Er nahm ein Messer, setzte es sich an die Kehle und sagte, indem er die Bewegung des Halsabschneidens machte: „Deutsche Frau nicht, deutscher Mann nicht, Hitler!"

Die Deutschen kommen wieder

Nach zwei Tagen rückten die Russen ab. Sie liefen zurück über den zugefrorenen Fluß, wie sie gekommen waren. Wie aus späteren Berichten hervorging, hatte die deutsche Wehrmacht inzwischen zu einem Gegenschlag ausgeholt und zu diesem Zweck eine Einheit von der Westfront abgezogen, um diese an der Ostfront einzusetzen.

Deutsche Soldaten tauchten wieder auf, und als sie uns sahen, faßte sich einer von ihnen an den Kopf und rief: „Mein Gott, hier sind ja noch Zivilisten!" Frau Lehmann bat den Offizier: „Bringen Sie uns doch hier heraus, wir halten es nicht mehr aus". Der Offizier stimmte zu, denn daß die Front an der Oder länger zu halten war, schien auch ihm zweifelhaft. „Wenn der nächste Wagen mit Munition kommt, fahren Sie mit zu-



Auf starke Pappe aufkleben und gut sichtbar aufhäng

Luftschutzmerkblatt für die Bevölkerung

Verhalten nach Aufruf des zivilen Luftschutzes:

Der Aufruf des zivilen Luftschutzes wird öffentlich bekanntgegeben. Das gewohnte Leben geht weiter, die Vorbereitungen für den Luftschutz im Hause werden abgeschlossen.
Allen Anordnungen des Luftschutzwarts Folge leisten.
Luftschutzraum gebrauchsfähig herrichten.
Selbstschutzgeräte bereitstellen.
Wasser in Eimern, Bottichen usw. zum Trinken, Kochen
Dachboden endgültig entrümpeln.
Stallungen von Großvieh vorschriftsmäßig gas- und
Verdunklungseinrichtungen anbringen.
Lebensmittel, möglichst auch Futtermittel, nur noch
sonstigen Behältern aufbewahren. Lebens- und
porten nach Möglichkeit abdecken.
Gasmaske stets griffbereit halten und auf der
Luftschutzraumgepäck bereithalten (Gasmaske
mittel, für Kinder und Kranke Thermosflasche).

Verhalten bei Fliegeralarm: Ruhe bewahren!

Im Hause:

...ten, dabei Verdunklungspflicht beachten.
...fenterläden zu, Ja...
...wart stellt Hauptgashahn ab.
...in der Wohn... Tiere, außer Blinden- und Diensthunden,
...luftschutz...nfstoffgerät oder Reizwirkung
...worbene Stellen des Luft-
...lassen.

Bildarchiv Paul Fischer Kulturbesitz

rück. Die ganze Gegend ist zwar schon vermint, aber wir müssen es wagen. Packen Sie sofort Ihre Sachen".

Eile war geboten. Wahllos wurde das Nötigste zusammengerafft. Alle Lebensmittel, die wir aufgespart hatten und die wir so nötig gebraucht hätten, mußten zurückgelassen werden, auch die Eimer mit Sirup. Jeden Moment konnte das Munitionsfahrzeug erscheinen. Mariechen lief nochmals auf den Boden, um etwas zu holen. Mit schreckensbleichem Gesicht kam sie die Treppe herabgestürzt und rief: „Auf dem Boden in einer Ecke liegt noch ein schlafender Russe, den haben die anderen vergessen, er ist bewaffnet, was sollen wir bloß machen?" Sie rief die deutschen Soldaten, die waren ebenso kopflos wie wir. Kurzerhand holten sie ihn herunter und erschossen ihn auf dem Korridor vor unseren Augen. Er war noch ein ganz junger Mensch. Auch Karin mußte dies mit ansehen.

Der Soldat war nun tot, aber wohin mit seiner Leiche? Wenn die Russen zurückkamen und sie entdeckten, was dann? So einigte man sich, die Leiche zur Oder zu schaffen und sie unter das Eis zu schieben. Die deutschen Soldaten fuhren durch das Dorf zur Oder. Aus dem Dorf waren die Russen inzwischen auch verschwunden, nur zwei Gefallene, die während der Kampfhandlungen um den Brückenkopf umgekommen waren, lagen noch dort. Alle drei wurden an einer der Stellen, die infolge der unterschiedlichen Strömung des Flusses nicht ganz zugefroren waren, unter das Eis geschoben. Die Toten wurden schnell weggetrieben.

Kaum waren die Soldaten von der Oder zurück, erschien der erwartete Wehrmachtswagen, wir stiegen alle ein und kamen wohlbehalten durch die Minenfelder in Müncheberg an. Auf dem Bahnhof warteten wir auf den Zug nach Berlin, wo wir auch glücklich landeten. Der Fliegerangriff war vorbei, aber ein neuer stand bevor. Das Auf und Ab der Sirenen trieb uns sogleich in den Bunker.

Unser Haus stand noch, und wir richteten uns in unserer fast leeren Wohnung, die zum Teil schon von einer ausgebombten Familie besetzt war, so gut es ging, ein. Karin war so verängstigt, daß sie sich, wo wir auch immer gingen und standen, an uns festklammerte.

So unglaublich es auch klingen mag, wir fühlten uns trotz der dauernden Luftangriffe im nahegelegenen Betonbunker, der heute noch steht, sicherer und geborgener als im Dorf an der Oder.

Der 3. Februar 1945 war ein Kriegsalltag wie jeder andere, doch in der Nacht zum 4. Februar erlebten wir den schwersten Fliegeralarm „aller Zeiten". Wir verbrachten die Nacht wie immer im Bunker. Als wir gegen Morgen zurückkehrten, stand zwar unser Haus noch, aber eine in der Nähe heruntergegangene Luftmine hatte eine Zwischenwand völlig zerstört, die Steinbrocken lagen in den beiden davon betroffenen Zimmern, es sah schlimm aus, aber was blieb uns übrig, wir mußten uns einrichten, so gut es ging.

Im Laufe der nächsten Tage wurde Abhilfe geschaffen. Ein Trupp Badoglio-Italiener (4) war abkommandiert worden. Sie räumten den Schutt weg und zogen eine neue Wand.

Soweit der Bericht meiner Eltern

Karin kommt zurück

Meine Eltern hatten sich nun doch entschlossen, Karin zu mir nach Fürth zu bringen, und so trat mein Vater „an einem Tag Ende Februar 1945" die Reise an.

Meine Eltern hatten mir sofort geschrieben, nachdem sie alle drei glücklich in Berlin eingetroffen waren, daß sie Karin unter allen Umständen aus Berlin heraus zu mir bringen würden. Es läßt sich kaum ausdrücken, wie erleichtert ich war, als ich diese Nachricht erhielt. Nun erwartete ich täglich die Ankunft der beiden mit bangem Herzen.

Erstaunlich war, daß selbst in diesen letzten Wochen und Monaten die Züge noch fuhren. Die Geleise wurden überall schnell repariert, und so klappte es auch mit der Post noch so einigermaßen. Da ich weder Tag noch Stunde der Ankunft meines Vaters wußte, konnte ich die beiden auch nicht am Bahnhof erwarten. Und so sah ich sie vom Fenster aus – mein Vater mit Rucksack und Karin an der Hand – auf das Haus zukommen. Ich lief hinunter, und „der schönste Tag in meinem Leben" begann.

III. Bei Einsatz des Selbstschutz

Der Luftschutzwart leitet den Einsatz der Luftschutz
Selbstschutz einsetzen:

Brandbekämpfung:

...wahlten Räumen kriechend oder gebückt gegen den Brandherd vorgehen,
...möglichst geringer Entfernung bekämpfen.
...bekämpfung Türen, Mauervorsprünge u. dgl. als Deckung ausnutzen.
...n, für Wassernachschub sorgen.
...Erde verwenden.
...brechen
...lassen.

Karin hatte weder Mütze noch Handschuhe und nur Hausschuhe an und besaß an Sachen nur noch, was sie auf dem Leib trug. Aber was bedeutete das schon, verglichen mit dem ungeheuren Glück, sie wieder bei mir zu haben!

Wir liefen ins Haus. Ich hatte gerade noch Zeit, meinem Vater und Karin etwas zu essen zu machen, als schon wieder die Sirene heulte. Ab ging's in den Luftschutzkeller. Die Erde bebte von dem Geschützfeuer der Flak und den niedergehenden Bomben. Als wir wieder herauskamen, brannte die kleine Kirche nieder. Karin schaute ganz apathisch auf die Trümmer und das Feuer. Wir gingen nach Hause, das Haus stand noch, und sanken erschöpft in den Schlaf – wie lange? Der Tag Ende Februar 1945 ging zuende.

Nachbarn und Bekannte mußten an meinem Glück teilnehmen, denn ich lief überall herum, erzählte, was geschehen war und was meine Eltern für Karin und für mich getan hatten. Später meinte meine Mutter: „Ohne Karin wären wir wohl auch nicht mehr am Leben. Der Wille, sie wieder zu Dir zurückzubringen, gab uns die Kraft, alle Strapazen zu überstehen. Wir konnten doch nicht annehmen, daß die Russen woanders als in Küstrin-Neustadt die Oder überqueren würden, da dort eine Brücke war. Außerdem konnte man erwarten, daß Hitler in diesem Falle kapitulieren würde, da doch alles verloren war".

In den ersten Tagen nach ihrer Rückkehr erzählte Karin noch viel von den Erlebnissen in Groß-Neuendorf. Besonders hatte sie die Erschießung des russischen Soldaten beeindruckt, denn sie machte hin und wieder mit den Armen und der entsprechenden Kopfhaltung die Bewegungen des Zielens und Schießens und sagte dazu: „Der Soldat ist totgeschossen". Im Laufe der Zeit aber hat sie es dann vergessen.

Mein Vater mußte nach einigen Tagen nach Berlin zurück. Da meine Eltern dank der Parole des Popagandaministers „Rettet euer Hab und Gut" alle ihre wertvolle und lebenswichtige Habe verloren hatten, gab ich ihm einen Anzug, einige

Präsidium des

Verhalten nach der Entwarnung:

Erst nach Anordnung des Luftschutzwarts ruhig in die Wohn...
Verdunklung übrig".
erst aus...
...nbahn wieder geöffnet ha...
...kampfstoffverdächtigen Le...
...ließen.

Wäschestücke und anderes mit, aber viel konnte er in seinem Rucksack nicht tragen, und etwas Proviant für unterwegs mußte er auch noch haben. So fuhr er los, das heißt, er kam nicht weit. Die Geleise zwischen Fürth und Erlangen waren durch Tiefflieger zerstört, der Bahnverkehr unterbrochen. Noch zweimal kam er zurück, ehe es ihm gelang, einen Zug nach Berlin zu erreichen.

Bis zum Kriegsende konnte ich noch in schriftlicher Verbindung mit meinen Eltern bleiben.

Unser Alltag wurde weitestgehend vom Feind bestimmt, das heißt, alles für uns Lebensnotwendige, vor allem Anstehen beim Kaufmann, Wäsche waschen, Spielen der Kinder mußte zwischen den Fliegeralarmen erfolgen.

Kinderspiele hatten eigenartige Formen angenommen. Rolf z.B. spielte mit einem Freund zusammen nur noch „Fliegeralarm". Die beiden bauten sich mit Bausteinen einen Flugplatz – ganz in unserer Nähe befand sich ein Flugplatz für Nachtjäger –. Als sie den Flugplatz mit Flugzeugfabrik fertiggebaut hatten, war „Fliegeralarm", zunächst Voralarm, dann Hauptalarm. Die Flugzeuge sausten heran und zerstörten das soeben Aufgebaute völlig. Entwarnung ertönte. Nach einiger Zeit ging das Spiel von neuem los. Den Ton der Sirene ahmten sie so präzise nach, daß ein im Nachbarhaus wohnender nervenkranker Mann jedesmal zusammenzuckte und sich ein derartiges Spiel verbat.

Ein großes Problem war das Einkaufen geworden, überall mußte angestanden werden. Infolge der dauernden Tagesalarme hatte sich folgender Brauch eingebürgert: Bei Ertönen der Sirene lief jeder mit seinen Kindern, die sowieso immer in Reichweite spielen mußten, in den Bunker oder Luftschutzkeller. Nach Entwarnung nahm jeder wieder seinen zuvor „erstandenen" Platz in der Reihe vor dem Bäcker oder Fleischer ein. So klappte es ganz gut, vordrängeln gab es nicht, nur Mütter mit drei Kindern und mehr mußten vorgelassen werden. Nach nationalsozialistischem Prinzip war eine Kinderzahl von mindestens 3,5 pro Familie bevölkerungspolitisch notwendig. Diese Familien genossen Privilegien verschiedener Art, eine kinderreiche Mutter erzählte mir, daß sie alle zwei Jahre auf Staatskosten zur Erholung verschickt werde, hatte sich aber während dieser zwei Jahre kein neuer Nachwuchs angemeldet, kam sie nicht mehr in den Genuß einer Erholung.

Über die Einflüge feindlicher Bombenflugzeuge wurden wir von einem Sender in Nürnberg über Radio genauestens informiert. Der Nachrichten-Ansager hatte sich im Laufe des Krieges den Spitznamen Baldrian erworben, er hatte nämlich eine wunderbar beruhigende Stimme, und mit ebensolchen Worten gab er die Positionen der feindlichen Verbände an, die gerade die deutsche Grenze überflogen hatten. Auch wenn die Flugzeuge in unsere Richtung drehten und unmittelbare Gefahr bestand, änderte sich sein Tonfall nicht. Man muß schon sagen, er hatte gute Nerven. Doch eines Tages war er verstummt, ein Volltreffer hatte den Sender zerstört, er ist dabei umgekommen.

Zum größten Teil lautete die Ansage: „Feindliche Verbände sind im Anflug auf den Raum Hannover-Braunschweig". Das bedeutete, daß sie direkten Kurs auf Berlin nahmen. Es war in dieser Zeit auch gar nicht mehr zum Lachen, wenn uns Sprüche zu Ohren kamen wie

Lieber Ami, fliege weiter,
fliege weiter nach Berlin,
die ja alle „Ja" geschrien.

oder: „Wie lautet der neueste Abschiedsgruß? Antwort: Bleib übrig". Lieder der ersten Kriegsjahre, wie zum Beispiel

Wir fliegen gegen Engelland, da blühen die Rosen so rot,
Wir fliegen gegen Engelland, und mit uns fliegt der Tod

oder „Panzer rollen in Afrika vor" waren längst verklungen. Auch Sondermeldungen im Radio, die die durch unsere U-Boote versenkten feindlichen Schiffe mit genauer Angabe der Bruttoregistertonnen-Anzahl bekanntgab, hörte man zu dieser Zeit nicht mehr.

Die letzte Phase

Etwa zwei Kilometer entfernt von unserer Wohnung befand sich eine Flugzeugfabrik, in der Nachtjäger hergestellt wurden, und ein dazugehöriger Flugplatz, auf dem die fertigen Flugzeuge abgestellt waren. Dies war ein beliebtes Ziel der alliierten Luftwaffe. Unsere Luftschutzkeller in den Häusern waren, obwohl sie mit dicken Balken abgestützt waren, nicht mehr sicher genug. Zum Glück waren ganz in der Nähe weitläufige, ziemlich tiefliegende natürliche Felsengewölbe. Ein Teil davon war von einer Gaststätte zu erreichen. Die Besitzerin hatte sich ei-

nen kleinen Teil dieses Gewölbes als Bier- und Vorratskeller abgezweigt.

Dieser Keller wurde für etwa zwanzig bis dreißig in der Umgebung eine letzte Zuflucht bei Gefahr. Vorschrift war, daß jeder Luftschutzraum einen Zweitausgang haben mußte. Wir mußten also einen suchen. So tappten wir mit Taschenlampen versehen durch die unterirdischen feuchten Felsengewölbe und fanden etwa fünfzig Meter von unserem Unterschlupf entfernt ein Loch, das auf einen Weg führte. Wir vergrößerten die Öffnung, stapelten Steine hinein, und fertig war der Zweitausgang.

Zu unserer Luftschutzgemeinschaft gehörte auch der etwa zwanzigjährige Sohn der Gaststättenwirtin, er war seit vier Jahren querschnittsgelähmt und mußte von uns mit einer Art selbstgebasteltem Flaschenzug in den Keller, d.h. ca. sechzig steile Steinstufen hinab, transportiert werden, und das in aller Eile. Der Gelähmte war groß und schwer. Dabei geschah es, daß eine Frau beim Hinabwinden mit ihrem Zeigefinger zwischen Seil und Steinwand geriet und der Finger zur Häfte abgequetscht wurde. Sie saß während des etwa eine Stunde dauernden Alarms mit ihrem Fingerglied in der Hand im Keller, bis Entwarnung ertönte. Danach fuhr ich mit ihr sofort zum Arzt, der dann noch einen Teil des Fingers entfernen mußte.

„Da geht er nauf, da geht er nunter"

Außer Rolf und Karin nahm ich des öfteren noch unseren kleinen Nachbarssohn Manfred mit zum Felsenkeller, da seine Mutter schwerz herzkrank und den Strapazen, die das Kofferschleppen und in-den-Keller-Hasten mit sich brachten, nicht mehr gewachsen war. Sie ist noch im Laufe des Krieges gestorben. Manfreds Vater befand sich als Soldat in Norwegen in der Nähe von Narvik.

Manfred war erst drei Jahre alt und freute sich immer mächtig, wenn er nachts aufstehen konnte. Unterwegs zum Luftschutzkeller sahen wir dann schon die sogenannten Weihnachtsbäume (5). Die Flak begann daraufhin, diese Fläche mit riesigen Scheinwerfern abzusuchen, und wenn sie ein Flugzeug „im Griff" hatten, ging eine infernalische Ballerei los. Manfred hatte immer Spaß an dem Auf und Ab der Scheinwerfer und rief: „Da geht er nauf, da geht er nunter".

Wir, die wir zu dieser Luftschutzgemeinschaft gehörten, suchten nur bei unmittelbarer Gefahr unseren Felsenkeller auf. Das war, wenn das Auf und Ab der Sirene ertönte oder „Baldrian" uns bat, nun in aller Ruhe und Gelassenheit die Luftschutzräume aufzusuchen. Das ging so bis Ende März, als folgendes geschah.

Es war vormittags, ein klarer Tag, Voralarm war gegeben worden. Ich war mit dem Mittagessen beschäftigt, die Kinder spielten bei mir in der Küche. Das Küchenfenster stand offen, so sagte ich zu Rolf: „Schau doch mal aus dem Fenster, ob sie schon kommen". In diesem Moment gab es plötzlich ungeheure Erschütterungen, Schranktüren flogen auf, Gardinen und Stangen wurden vom Fenster gerissen und flogen quer durch die Zimmer, eine Zwischenwand barst, Mörtel und Steine flogen heraus. Ich riß die Kinder zur Tür, zur Treppe, Karin schleifte ich hinter mir her die Treppen zum Keller hinunter, sie schrie wie am Spieß. Das Haus stand noch, und wir standen im Vorkeller, ein Nachbar kam auch noch heruntergestürzt mit einer Geldkassette unterm Arm.

Noch zwei Angriffswellen mußten wir über uns ergehen lassen, nach etwa zehn Minuten war alles vorbei, Luftminen waren heruntergegangen, Phosphorkanister und viele, viele Stabbrandbomben. Ich lief mit den Kindern, was ich konnte, in unseren Felsenkeller, auch die anderen fanden sich ein. Hinter uns stiegen riesige Rauchwolken und Feuersäulen empor.

Im Garten, der zu unserem Haus gehörte, war eine Luftmine heruntergegangen und hatte einen riesigen Trichter gerissen, alle Beete waren verschüttet, auch die mit Salat und Radieschen. Die Kinder sammelten die Stabbrandbomben, die nicht gezündet hatten. Auch im Speicher des Hauses lagen sie. Sie waren ganz blank und sahen wie neu aus.

Die Flugzeugfabrik, Flugplatz und Nachtjäger wurden völlig zerstört. Auch viele Wohnhäuser, und die Menschen, die in den Kellern dieser Häuser Schutz gesucht hatten, sind fast alle umgekommen. Ein älteres Ehepaar, das mit uns den Keller verließ, schaute und schaute und konnte ihr Haus nicht mehr sehen, es war dem Erdboden gleichgemacht, zwei Frauen, die sich im Keller ihres Hauses befunden hatten, waren unter den Trümmern begraben worden.

Von diesem Tag an suchten wir alle auch bei Voralarm unseren sicheren Felsenkeller auf.

Die Situation wurde immer gespannter, die Front war nicht mehr weit. Es wurde immer schwieriger, ein normales Leben zu führen. Die Kinder konnten nicht mehr gebadet werden, da die Tagesangriffe immer häufiger wurden, und die Gefahr bestand, daß man nicht rechtzeitig den Luftschutzkeller erreichte. Während der letzten Kriegswochen legten wir uns nur noch angezogen zum Schlafen. Die Kinder lagen mit Wollmütze, Mantel und Schuhen im Bett, wurden bei Gefahr aus dem Schlaf gerissen, nachher wieder angezogen ins Bett gelegt.

Rolf, der tagsüber viel draußen herumtollte, war kaum wachzukriegen und schwankte, wenn ich ihn anzog, hin und her, und eines nachts im Keller meinte er: „ Das mache ich nicht mehr mit". Alles lachte, später bekam er das noch oft zu hören. Nur Manfred schien noch Spaß an den am Himmel hin und her flitzenden Scheinwerfern zu haben. Mit den Ärmchen machte er die Bewegungen mit: „Da geht er nauf, da geht er nunter".

Mit der Zeit sah man den Kindern die strapaziöse Lebensweise an, sie sahen ungepflegt und elend aus. Einer der ersten amerikanischen Soldaten am Tage Stunde Null schüttelte den Kopf, als er sie sah. Ich erklärte ihm die Situation, er nickte verständnisvoll und schenkte ihnen eine große Tüte mit Rosinen, die sie auch gleich aufaßen.

Aber noch — wir schrieben Ende März/Anfang April — war nicht alles vorbei.

Alle Schulkinder, die nicht evakuiert waren, mußten nach Fürth in die Schule. Wenn ich konnte, holte ich Rolf dort ab, es war etwa eine halbe Stunde Weg. Eines vormittags aber war Alarm, und ich mußte mit Karin in den Felsenkeller und konnte ihn nicht abholen. Ich war sehr unruhig und aufgeregt, da sich der Angriff auf den Raum Nürnberg-Fürth erstreckte, wie „Baldrian", wenn auch zögernd, zugeben mußte.

Die Flak schoß wie wild, die Bomben fielen, die Erde bebte. Nach Entwarnung lief ich sofort los stadteinwärts in Richtung Schule. Ich erreichte die Brücke, die über die Pegnitz führte, und sah zu meinem Schrecken, daß diese einen Volltreffer erhalten hatte und in der Mitte durchgebrochen war. Man hatte bereits einige Bretter von einem Brückenstück zum anderen gelegt, da sah ich auch meinen Sohn mit Schulmappe über das Brett balancieren, seine Baskenmütze vor die Augen gedrückt zum Schutz gegen Rauch und Staub.

„Der Lehrer ist mit der ganzen Klasse", berichtet Rolf, „in den Bunker gegangen, durch die Luftschächte ist aber

Rauch hereingedrungen, wir mußten unsere Mützen, oder was wir hatten, vor Mund und Nase halten, auch auf dem Heimweg noch, hat der Lehrer gesagt".

Ich schwor mir von diesem Augenblick an: Keinen Augenblick mehr trenne ich mich von den Kindern, bis alles vorbei ist. „Mit der Schule ist jetzt Schluß", sagte ich zu Rolf, „niemand wird mich zwingen, dich weiterhin dorthin zu schicken".

Kurze Zeit darauf wurde ein Ausweg gefunden. In dem ganz in der Nähe gelegenen Wirtshaus „Hexenhäusl" wurde für die in der unmittelbaren Umgebung wohnenden Kinder zweimal in der Woche je eine halbe Schulstunde abgehalten. Aber auch daraus wurde nicht mehr viel, die vielen Tagesangriffe machten sogar dies unmöglich.

Die Flugzeugfabrik samt Nachtjägern war ja bei dem schweren Luftangriff Ende März zerstört worden, aber unbeirrt ging man daran, diese zum zweiten oder dritten Mal wieder aufzubauen. Dazu wurden ausländigsche Zwangsarbeiter – meist Franzosen – und ein Trupp KZler herangeholt. Bei Fliegeralarm wurden alle in die in unserer Nähe gelegenen Bunker und Gräben geführt.

Eines Tages stand eine Gruppe von KZlern wartend in unserer Nähe – wir warteten auch auf was, wahrscheinlich auf Alarm, was sonst? Wir wußten nicht, wie es kam, aber wir spürten, daß sie Hunger hatten, wagten aber nicht, zu ihnen zu gehen. So schnitten wir von unserem Brot, das wir immer mit uns führten (6), Scheiben ab und schickten Rolf zu ihnen herüber. Es waren nur ein paar Schritte. Ein Wald von Händen streckte sich nach dem Brot aus, Rolf lief hin und her, bis die Sirene ertönte und wir in den Keller mußten.

Nach der Entwarnung liefen wir mit ihnen zurück. Sie sprachen uns an, holten aus ihren Taschen kleine Gegenstände wie Garnrollen zum Tauschen gegen Brot heraus. „Laßt doch die Frauen in Ruhe", sagte der sie begleitende Wärter, „die haben doch selber nichts". Wir gaben ihnen, was wir hatten. Zwischendurch liefen sie zu den Müllkästen und suchten dort noch nach etwas Eßbarem.

Später mußten wir noch oft daran denken, als unsere Landsleute von Hunger getrieben an den Müllabladeplätzen– dumping places – der Amerikaner standen und warteten, bis die LKWs von den in der Nähe stationierten US-Einheiten kamen und ihre Abfälle abluden. Die Abfälle bestanden zumeist aus angeschimmelten Weißbrot, halbverfaulten Apfelsinen. Aber auch von dort wurden die Wartenden von den Amis verjagt. Zusätzliche Nahrung durften wir nicht erhalten. Einmal mußten wir zusehen, wie ein ganzer LKW voll Zucker in den Sand geschüttet wurde, für uns besonders schmerzlich, da wir zwei Jahre lang überhaupt keine Zuckerzuteilung erhielten, auch für die Kinder nicht.

Aber der Krieg war noch immer nicht zuende. Eines Tages im April wurden alle in unserer Umgebung Wohnenden persönlich aufgefordert, sich im Wirthaus „Hexenhäusl" einzufinden. Das Erscheinen wurde zur Pflicht gemacht, und so fanden wir uns alle dort ein, die Kinder spielten draußen.

Der Redner dieser Veranstaltung war ein Parteifunktionär, er trug Partei-Uniform, allgemein wurden sie „Goldfasane" (7) genannt. Unser Goldfasan war ein sogenannter Durchhalteredner für die Heimatfront. Über den Inhalt seiner Rede hätte man fast lachen können, wenn die Situation nicht so ernst gewesen wäre.

„Der Führer", so meinte er", ist unverwundbar, die Vorsehung hat ihn dazu ausersehen, Wunder zu vollbringen, es besteht kein Zweifel, daß er den Krieg zu einem siegreichen Abschluß bringen wird. Zweimal sind bereits Anschläge auf sein Leben verübt worden, einmal in München und einmal im Führerhauptquartier im Juli 1944. Beide Male hat ihn die Vorsehung beschützt und wie durch ein Wunder ist er am Leben geblieben".

So oder ähnlich schwafelte er weiter, bis plötzlich Voralarm gegeben wurde. Meine beiden Nachbarinnen und ich standen spontan auf, zwängten uns durch die Reihe und wollten den Saal verlassen. Der Goldfasan unterbrach seine Durchhalte-Rede und machte Anstalten, uns zurückzuhalten. „Bleiben Sie doch hier!" rief er uns zu, „es ist ja nur Voralarm". „Wir müssen noch unsere Kinder suchen", antworteten wir kurz. Von seinem wütenden Blick verfolgt suchten wir das Weite.

Eine weitere Durchhalte-Veranstaltung gab es nicht mehr. Es war ja nicht schwierig, vorauszusehen, daß in einigen Tagen alles vorbeisein müßte. Schließlich konnte man den Geschützdonner der näherrückenden Front nicht überhören.

Ganz plötzlich wurde bekanntgegeben, daß ein Teil der eingelagerten Lebensmittelvorräte an die Bevölkerung verteilt werde. Diese Sonderzuteilung bestand aus vier Pfund Rindfleisch, vier Dosen Schweinefleisch und zwei Pfund Butter. Diese Dinge mußten aber erstmal durch stundenlanges Anstehen erkämpft werden. Früh um fünf standen wir schon vor dem Fleischerladen. Um neun Uhr wurde erst geöffnet. Ich ließ die Kinder noch schlafen und hielt bis etwa halb neun die Stellung. Dann lief ich nach Hause, zog Rolf und Karin an und nahm sie mit. Nach einigen weiteren Stunden war ich dann wirklich glückliche Besitzerin von zwölf Pfund Rindfleisch und zwölf Dosen Schweinefleisch.

So oder ähnlich schwafelte er weiter

Das Fleisch hatte ich nun, und da wir die zwölf Pfund nicht gleich aufessen konnten, ging ich daran, es in Gläser einzuwecken. Es gab aber zu dieser Zeit schon kein Gas mehr, da die Leitungen teilweise durch Bomben zerstört waren. Ich mußte den Kohleherd benutzen, was aber auch nicht so einfach war, denn kaum hatte ich Feuer gemacht, das Wasser zum Kochen gebracht, war Alarm, und die Kocherei mußte im Stich gelassen werden. Als wir zurückkamen, war das Feuer ausgegangen, und alles ging von vorne los. Es dauerte einige Tage, bis die Gläser wirklich geschlossen waren.

Später haben die amerikanischen Soldaten, die während der Kampfhandlungen in unserem Hause stationiert waren, die Gläser geöffnet und in Eile mit den Händen die Fleischstücke herausgegessen.

Infolge der miserablen Lebensumstände – mangelnde Ernährung, körperliche Strapazen, wenig Schlaf – waren viele von uns körperlich geschwächt, Krankheitssymptome machten sich bemerkbar, auch bei mir.

In unserem feuchtkalten Felsenkeller hatten wir zum Sitzen nur primitive Holzbänke, die an beiden Seiten eines schmalen Ganges aufgestellt waren. Ich stellte dazwischen noch einen Liegestuhl auf, in dem ich Karin zum Schlafen bettete. Rolf saß halb liegend neben mir, seinen Kopf auf meinem Schoß. So mußten wir oft stundenlang ausharren. Dadurch hatten sich an meinen Beinen schmerzhafte rheumatische Knoten gebildet, auch hatte ich Wasser in den Füßen, so daß ich kaum stehen konnte. Zu dieser Zeit blieb auch die monatliche Regel aus, ein Frauenarzt erklärte mir später: „Ein unregelmäßiges Leben hat unregelmäßige Körperfunktionen zur Folge, das renkt sich wieder ein". So war es auch, ich wurde wieder ganz gesund. Was aber wäre geschehen, wenn der Krieg noch lange gedauert hätte?

Der letzte Kriegstag war angebrochen. Ich hatte zwar das sonderzugeteilte Fleisch geholt, aber noch nicht die sechs

Pfund Butter. So machte ich mich vormittags auf den Weg in die Stadt. Der Beschuß der Städte Fürth und Nürnberg hatte bereits eingesetzt. Die Kinder setzte ich zusammen in einen Sportkinderwagen, um sie mitzunehmen, denn ich hatte mir ja geschworen, mich nicht mehr von ihnen zu trennen, „bevor alles vorbei ist". Werden wir getroffen, dann eben alle drei.

In der Stadt angekommen, sah ich, daß bereits umgekippte Straßenbahnwagen als Barrikaden quer über die Straßen gestellt waren. Als ob die noch was aufhalten könnten, dachte ich bei mir. Tatsächlich erreichte ich noch das Geschäft, in dem es Butter gab. Auf dem Rückweg mußten wir ab und zu Schutz in den Hauseingängen suchen, aber wohlbehalten und froh über die Butter erreichte ich den Felsenkeller. Meine Bekannten winkten mir schon zu und halfen mir in aller Eile die Treppe hinunter. Alle waren im Felsenkeller versammelt.

Es war gegen Mittag, und zunächst ereignete sich nichts. Einige von uns – auch ich – gingen hinauf vor das Haus, um zu sehen, was los war. Kurz darauf hörten wir laute Rufe: „Ab-

Collage: Ingrid Schulte

setzen, absetzen". Es erschienen auf dem Weg, der bei uns vorbeiführte, einige wenige deutsche Soldaten und ein Offizier, der die Befehle zum Absetzen erteilte. Alle liefen schnell zurück in den Keller. Wir haben nicht bemerkt, daß noch jemand von ihnen geschossen hat. Und plötzlich war sie wieder da, diese unheimliche knisternde Stille, die keine Ruhe war.

Etwa eine halbe Stunde nach dem Absetzen der Deutschen brachen die amerikanischen Panzer hervor, eine unübersehbare Anzahl. Sie rückten in Keilformation vor. Die Soldaten der Infanterie, die im Gegensatz zu den Deutschen wohlgenährt aussahen und sauber gekleidet waren, liefen mit wenig Gepäck belastet im Schutz der Panzer, die MP im Anschlag. Die Fahrzeuge tasteten sich über Gräben, Bäume, Büsche und Zäune, wir liefen schnell in den Keller, und wenige Minuten darauf erschienen die ersten Soldaten.

H i e r war der Krieg vorbei!

Da ich englisch sprechen konnte, mußte ich ihnen das ganze Felsengewölbe zeigen bis hin zu unserem zweiten Ausgang. „Sie brauchen nun keinen Luftschutzkeller mehr", sagte einer der Soldaten, „haben Sie keine Angst, es werden keine Bomben mehr fallen". Wir konnten es zunächst nicht fassen: keine Fliegerangriffe, keine Sirene, keine schlaflosen Nächte, keine Angst mehr vor dem Tod und vor Verlust unseres Hab und Gut, wenn auch für viele nichts mehr davon übrig war.

Mit trockenem Brot und Wasser wollten wir künftig zufrieden sein. Wir wären wahrscheinlich weniger euphorisch gewesen, wenn wir gewußt hätten, daß ersteres in den kommenden Jahren sehr, sehr knapp werden und der Kampf ums Überleben von neuem beginnen sollte.

(1) Wißt ihr nicht, was „Kettenhunde" sind? Das waren Soldaten der Feldgendarmerie der Wehrmacht in blaßgrünen Uniformen mit einer Kette um den Hals. In der Kette war ein Schild eingearbeitet, das ihnen auf der Brust hing.

(2) Wenn die Russen kommen, schütte ich den ganzen Sirup auf den Mist, die brauchen den nicht zu haben.

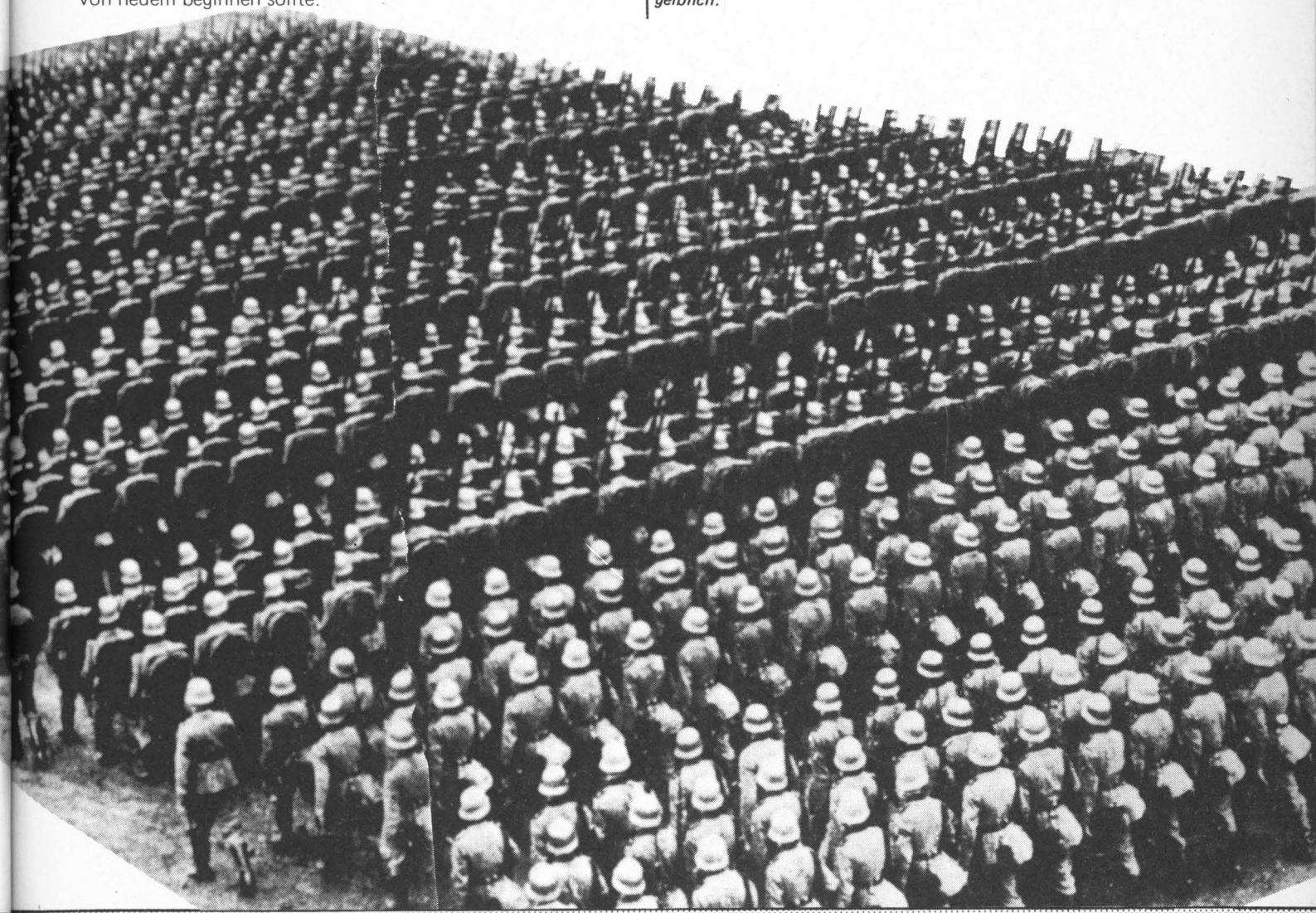
(3) Ihr wißt nicht, was der Volkssturm war? Alle Männer älterer Jahrgänge – ich glaube, bis sechzig – die, wie man so sagt, ihren Kopf nicht unter dem Arm trugen, wurden eingezogen und der Wehrmacht unterstellt.

(4) Ihr wißt nicht, wer Badoglio war? Badoglio hatte während des Krieges in Italien gegen Mussolini rebelliert. Seine Anhänger wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland verbannt.

(5) Ihr wißt nicht, was Weihnachtsbäume sind? Das waren von den Flugzeugen gesetzte vier Lichtsignale, die eine viereckige Fläche am Himmel absteckten. Innerhalb dieser Fläche wurde dann bombardiert.

(6) Zum Proviant für den Luftschutzkeller gehörten die wichtigsten Nahrungsmittel für drei Tage, auch Eßbestecke, das war Vorschrift. Geld und Wertsachen nahmen wir auch mit, Sommer und Winter trugen wir Winterkleidung, zum einen war es im Keller feucht und kühl, und zum andern war es besser, warme Kleidung zu retten, falls alles verlorenging.

(7) Ihr wißt nicht, was Goldfasane sind? Ihre Uniform war von etwas hellerem braun, auch die Mützen und die Uniformjacken, alles wirkte gelblich.



IMPORTANT SIGNS

German	*English*
Halt!	Stop!
Langsam!	Go slow!
Gefahr!	Danger!
Einbahnstrasse	One Way Street
Einbahnverkehr	One Way Traffic
Keine Durchfahrt	No Thoroughfare
Rechts fahren	Keep to The Right
Strassē im Bau	Road Under Construction
Kurve	Dangerous Curve
Kreuzung	Dangerous Crossing
Bahnübergang	Grade Crossing
Parken verboten	No Parking
Kein Zutritt	No Admittance
Frauen *or* Damen	Women
Männer *or* Herren	Men
Rauchen verboten	No Smoking
Eingang	Entrance
Ausgang	Exit

U. S. GOVERNMENT PRINTING OFFICE: 1944

POCKET GUIDE TO

This booklet is [illegible] informing you about the country you occupy. Nothing [illegible] be considered a [illegible] Fraternization Policy.

Keep faith with the American soldiers who have helped to eliminate the German war [illegible]

DO NOT [illegible]

Germany

toward world conquest. And this gangster racket was enthusiastically and energetically supported by the German people—as long as it seemed to succeed. Remember the record.

You are not in Germany, however, to carry a chip on your shoulder or to brutalize the inhabitants. We are not like the Nazis.

But you are not there on a good will errand either.

II. ON GUARD

KEEP YOUR DISTANCE

You are in *enemy* country!

These people are not *our* allies or our friends.

They are bound by military terms.

However friendly and repentant, however sick of the Nazi party, the Germans have sinned against the laws of humanity and cannot come back into the civilized fold by merely sticking out their hands and saying—"I'm sorry."

It is up to the people to prove they deserve a place once more among respectable nations.

Don't forget that eleven years ago, a majority of the German people *voted* the Nazi Party into power.

The German people had all read Hitler's "Mein Kampf". They knew what Hitler meant to do to the minorities and the world. This book told them and a majority of them voted for the Nazis knowing this would give the Nazi Party absolute control, with Hitler [illegible] Chancellor.

[illegible] firmly entrenched in power the plan in [illegible] to come true—the bullying of [illegible]ful nations, the march

KEEP YOUR EYES OPEN

Even after a surrender, or the signing of an armistice, keep your eyes open on German soil. Be careful.

Don't take chances.

You are in unfriendly territory. Your life may be in more danger than it was during the battles. On the firing line you kept your eyes open and your wits about you every second. That is why you are alive today. *You cannot afford to relax caution now.*

During the war, Germany kept 500,000 trained killers at home, the black-uniformed "S. S. Guards", a branch of Himmler's "Gestapo", the German Secret Police.

With the defeat of Germany what are left of these 500,000 will discard their uniforms and disappear into the anonymity of civilian clothes. Many thousands

Ende und Anfang

Der Beginn nach der Stunde Null war zwar ein Anfang, zunächst aber ging es bergab mit uns, war ja klar! Wir zappelten ganz schön und schnappten nach Luft, und so manchem ging dabei der Atem aus.

Das war vielleicht ein herrlicher Sommer, der Sommer 1945. Die Sonne schien, was sie konnte, es wuchs, grünte und blühte überall, die Natur jedenfalls war noch in Ordnung. Aber das war auch so ziemlich alles, sonst lief nicht mehr viel, außer uns.

Und so fing es nun an. Jeder nahm seine Kinder an die Hand, sein Gepäck auf den Rücken und strebte eiligst nach Hause, oder zu dem, was davon übrig war. Als wir den Felsenkeller verließen, diesmal zum letzten Mal, standen einige amerikanische Soldaten vor dem Haus. Einer von ihnen verwickelte mich in ein Gespräch und gab mir zu verstehen, daß wir die Lebensmittelkarten behalten müßten. „Die gelten noch weiter", meinte er. Ich war zunächst froh darüber, konnte ich doch nicht wissen, daß die von der Militärregierung festgesetzten Rationen wesentlich geringer waren. Sie reichten, wie wir nachher feststellen mußten, tatsächlich nicht zum Überleben aus.

Ich wollte weiter, aber der Ami – so wurden die Besatzungssoldaten von Stund an genannt – versuchte noch zu erklären: „Wir haben Hetzplakate der Nazis an Hauswänden und Zäunen gesehen, auf denen amerikanische Soldaten abgebildet sind, wie sie deutsche Kinder an die Wand nageln. Sehen Sie, daß wir so etwas getan haben oder tun?" Er blickte auf Rolf und Karin, die sich völlig erschöpft an mich geklammert hatten. „Nein, nein", sagte ich, „ich habe so etwas nicht gesehen und kann es auch nicht glauben". Wir konnten weitergehen.

Als wir unser Haus erreicht hatten, sahen wir, daß ein Panzer direkt vor unserer Haustür im Garten stand, Soldaten saßen oben drauf und putzten sich mit neuen Frottee-Handtüchern die Hände ab. Wie ich später feststellte, waren es meine, die ich von meinen Eltern zur Aussteuer erhalten und noch nie benutzt hatte. Irgendwie sah es lustig aus, wie jeder Soldat ein frisches Handtuch schwenkte.

Die Soldaten gaben mir zu verstehen, daß ich nicht ins Haus könne, Kampftruppen seien dort einquartiert. Ich nahm also meine Kinder und das Gepäck und ging zurück in das Wirtshaus mit dem Felsenkeller. Dort konnten wir vorerst bleiben, doch kurze Zeit später kam ein Offizier mit ein paar seiner Leute und befahl uns, das Haus für weitere Einquartierung zu räumen.

Nun wurde mir doch etwas mulmig zumute; wir keine Bleibe, die Wirtin, Frau Ramor, mit ihrem gelähmten Sohn Helmut und die Hausgehilfin auf die Straße gesetzt. Wohin? Durch meine wenn auch geringen englischen Sprachkenntnisse anscheinend dazu prädestiniert, von nun an eine Vermittlerrolle zwischen der Besatzung und der Bevölkerung zu spielen, blieb mir nichts anderes übrig, als meinen ganzen Mut zusammenzunehmen, um den Offizier um eine Unterredung zu bitten.

Mein Schulenglisch war im Umgang mit Amerikanern wenig geeignet. Aber ich konnte ihm unsere Lage klarmachen: zwei Kinder, Sohn gelähmt. Und tatsächlich, wir durften im Hause bleiben, was in diesen Tagen eine große Ausnahme war. Denn „Non-Fraternization" – Nichtverbrüderung mit Deutschen war eines der obersten Gebote für die Besatzungstruppen auf deutschem Boden. Wir durften zwar im Hause bleiben, aber nur in der Gaststube, nicht im Wohnteil des Hauses, in dem der Offizier mit seinen Leuten untergebracht wurde. Eine Bedingung knüpfte er an seine wohlwollende Geste: Frau Ramor und ich sollten für die einquartierten Soldaten Wäsche waschen und aufhängen, womit wir uns auch einverstanden erklärten. Wir durften sogar Wünsche äußern bezüglich der Belohnung für unsere Arbeit.

Kurz zuvor hatte mich eine junge Frau mit einem drei Monate alten Baby gebeten zu versuchen, ihr etwas Milch zu verschaffen, es hatte einige Tage keine mehr gegeben. Dies fiel mir ein, und ich bat den Offizier um Milch und Weißbrot als Belohnung.

Wir machten uns sofort an die Arbeit und wuschen und wuschen den ganzen Nachmittag Uniformhemden und Unterwäsche bis zum späten Abend, hängten alles im Freien auf, obwohl es bereits nach achtzehn Uhr war. Die Amerikaner hatten gleich am ersten Tag eine strenge Ausgangssperre für die Bevölkerung verhängt – von achtzehn Uhr bis acht Uhr früh. Der erste Tag der Besetzung ging zuende, die Nacht verlief ohne Störung, wir schliefen wunderbar.

Am nächsten Morgen waren die Amis weg, sie hatten die noch nicht trockene Wäsche von der Leine genommen. In der Küche standen zwei große Papiersäcke mit Weißbrot, Milchdosen und Teepäckchen.

Besonders prekär wurde unsere Lage in Ramors Wirtshaus, als einige Soldaten das ganze Haus durchsuchten. Sie fanden in einem Schubkasten ein Koppel mit Schloß, das dem anderen Sohn von Frau Ramor gehörte. Dieser war Angehöriger der Luftwaffe gewesen und noch nicht aus der Gefangenschaft zurück. Sie kamen wütend und fluchend mit dem Koppel in der Hand angestürzt und fuchtelten mir damit vor der Nase herum. Einer rief: „Sohn SS-Mann, Koppel von der SS". Ich wußte genau, daß er bei der Luftwaffe gewesen war, denn ich hatte ihn des öfteren in der graublauen Uniform mit den gelben Spiegeln gesehen. Es gelang mir, die aufgeregten Soldaten zu beruhigen, indem ich ihnen erklärte, was es mit dem Koppel auf sich hatte. Sie gaben sich auch damit zufrieden und setzten ihre Durchsuchung fort. Später erklärte mir einer der Soldaten: „SS-Angehörige sind die Deutschen, die wir am meisten hassen und denen gegenüber unsere Fairness ein Ende hat. Ganz anders Angehörige des Afrika-Korps, sie betrachten wir als faire Gegner und behandeln sie auch so".

Die Hausdurchsuchung verlief glimpflich. Zum Glück hatte Frau Ramor ganz kurz vor der Besetzung die kleine Hitlerbüste aus Gips, die im Schankraum auf einem Sockel gestanden hatte, heruntergeholt und im Garten mit einem Spaten zerschlagen.

Im Laufe der nächsten Tage zogen die Kampftruppen weiter in Richtung Nürnberg-München. So konnten wir wieder in unsere Wohnung. Das Haus, in dem ich wohnte, hatte vier Wohnungen. Aber zu dieser Zeit lebte ich mit den Kindern allein darin, da die anderen Mieter aus ihrer Evakuierung noch nicht zurückgekehrt waren. Wir richteten uns ein, so gut es ging, nachts konnten wir schlafen, ein schönes Gefühl. Die Amis hatten in der Eile des Aufbruchs eine große Seite Speck und verschiedene Fleischbüchsen zurückgelassen, aber sie hatten meinen großen Atlas von Velhagen & Klasing, an dem ich mehr hing als an vielen Dingen sonst, mitgehen lassen. Naja, war nicht zu ändern, sicher brauchten sie das Kartenwerk, dachte ich, war ja auch unbedeutend im Zuge der Ereignisse.

Am nächsten Tage stellte ich fest, daß die einquartierten Soldaten in einer einzigen Nacht ein riesiges Durcheinander im Haus angerichtet hatten. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Das wäre nicht weiter erwähnenswert, aber ich konnte nicht begreifen, warum eine kampfmüde Truppe sich scheinbar unnützerweise abrackerte, und sämtliche Schubladen, Schrankinhalte von einer Wohnung in die andere schleppte, was auf dem Speicher war, in den Keller und umgekehrt. Gefehlt hat nur wenig.

In den folgenden Tagen räumte und räumte ich, schob die Schubkästen in die dazugehörigen Schränke und Kommoden, tauschte Matratzen der Betten wieder aus, stellte beim Ordnen der Küche fest, daß als einziges sämtliche Bestecke fehlten, nur ein paar alte, rostige waren noch übriggeblieben. Beim Hin und Her, Rauf und Runter fiel mir der Bericht eines deutschen Soldaten aus dem Jahre 1940 ein, der mit Beutestücken aus dem Feldzug gegen Frankreich auf Urlaub gekommen war.

„Wir kamen in Frankreich mit einem Trupp Soldaten", erzählte er, „in eine große vornehme Villa, die den Nachkommen von Dreyfus gehörte. In diesem Haus, in das wir gewaltsam einbrachen, gab es viele wertvolle Dinge. Ich erinnere mich an große, alte Schränke in den geräumigen Zimmern. Die Schränke und Vitrinen waren mit kostbarem Glas und Porzellan angefüllt. Zum Mitnehmen war es nicht, aber auch nicht zum Zurücklassen. Wir zogen die Zwischenbretter dieser Möbel mit Gewalt heraus, lachten und freuten uns über das Krachen und Scheppern der zerbrechenden Gläser, Tassen, Teller, Schalen und Figuren.

In einem anderen Raum entdeckten wir eine umfangreiche und sehr wertvolle Schallplattensammlung, ebenfalls nicht zum Mitnehmen für uns geeignet. Daher machten sich einige daran, sämtliche Platten aus ihren Hüllen zu nehmen und sie eine nach der anderen an der Tischkante zu zerschlagen. Die Reste bildeten einen großen Haufen in der Mitte des Zimmers.

Wir stürmten die Treppe zum Speicher hinauf. Was wir dort sahen? Es war ein schrecklicher Anblick. Eine kleine, zierliche alte Frau hatte sich am Dachbalken erhängt. Mir graute, aber was soll's. Es war Krieg".

Das zerbrochene Geschirr, der Haufen von Schallplattenscherben, die alte Frau, erhängt auf dem Speicher, ich sah das alles vor mir. Aber damals blieb ich beinahe unbewegt, gedankenlos und gleichgültig. Es war so weit weg und so unglaublich.

Es war Anfang Mai, der Krieg war noch nicht zu Ende, die Schlußphase der Schlacht um Berlin hatte eingesetzt, als es bei mir zu Hause läutete und ein schwerbewaffneter GI – Government Issue – im Range eines Sergeants, glaube ich, mit zwei anderen Soldaten vor der Tür stand. „Das Haus muß durchsucht werden", sagte der Sergeant. Er machte mir klar, sie hätten aus Berlin die Meldung erhalten, daß sich in vielen Häusern noch Widerstandsnester befänden, aus denen heraus geschossen würde. Deshalb überall Durchsuchung.

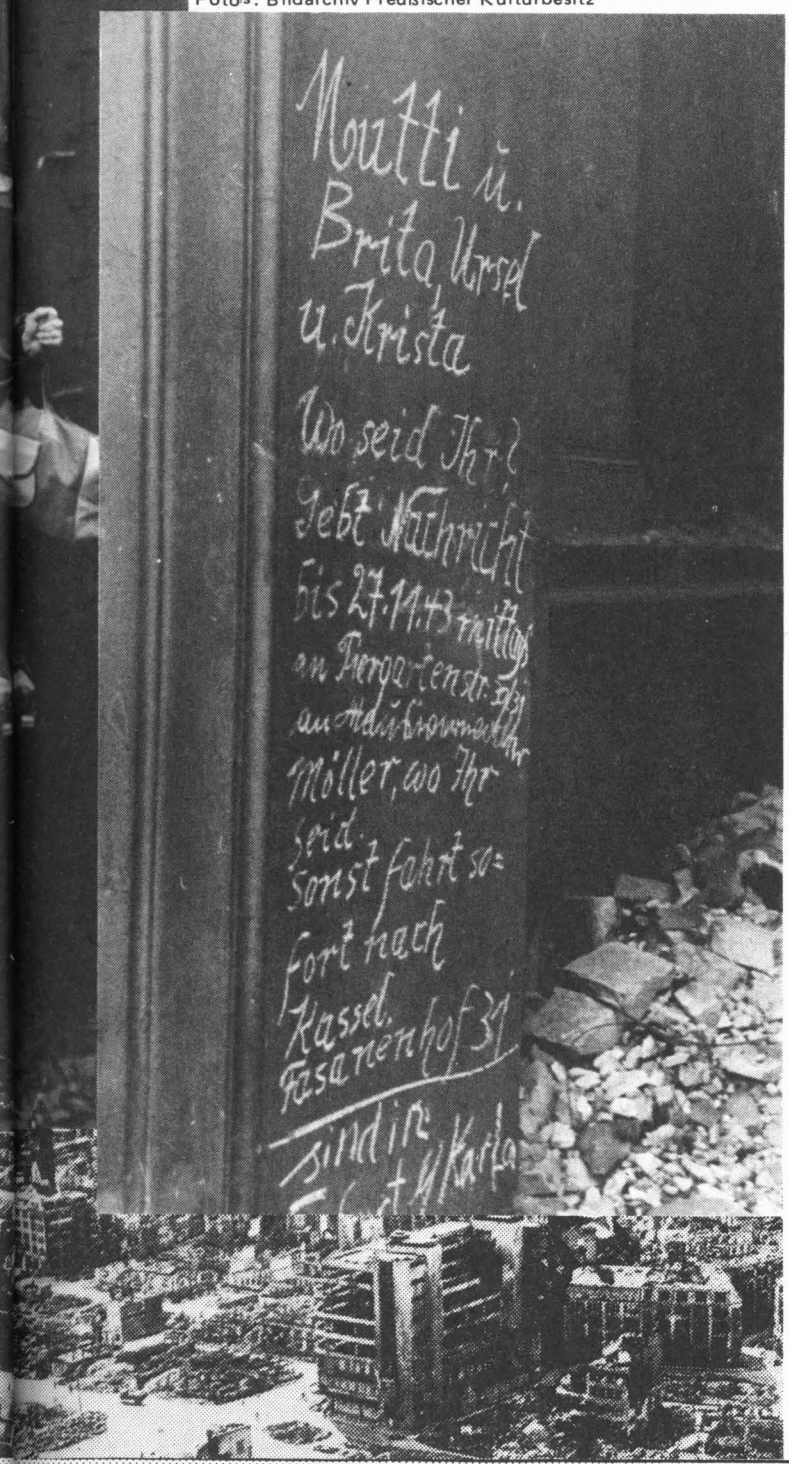
Ich mußte vorangehen, sämtliche Türen der anderen Wohnungen und Räume wurden aufgebrochen, sofern sie es noch nicht waren. Sie hatten eine ganz einfache Methode, verschlossene Türen zu öffnen. Sie legten ihr Gewehr in schräger Haltung an den Türspalt, ein paar Hebelbewegungen, knack und schon flog die Tür auf. Was mir in der Eile nicht klarzumachen gelang, war, daß mir nur eine Wohnung im Hause gehörte, ich also nicht wissen konnte, ob irgendwo Waffen versteckt waren. Sie äußerten unmißverständlich, daß es mit mir vorbei sei, falls sie etwas fänden. Ich muß schon sagen, das war kein angenehmes Gefühl.

Sie fanden nichts, nicht mal im Keller, auch nicht im Backofen, der zu einer im Hause befindlichen stillgelegten Bäckerei gehörte. „Sie brauchen nun nicht mehr zu zittern", sagte der Sergeant und wurde etwas freundlicher. Danach zogen alle drei wieder ab. Rolf und Karin hatten im Garten gespielt. Kellerdurchsuchungen sind anfangs noch ein- oder zweimal durchgeführt worden, die Amis dachten, es wären Minen dort gelegt. Ich mußte immer vorangehen, sie hatten wirklich Angst und trauten uns überhaupt nicht.

Deutsche Kraftfahrzeuge gab es in der ersten Nachkriegszeit so gut wie gar nicht. Für Transportzwecke wurde auch in den Städten Pferd und Wagen verwendet. Ein Amerikaner sprach mich eines Tages daraufhin an: „Wir haben in der Schule gelernt, die Deutschen sind eine der größten Industrienationen der Welt, ich sehe aber nichts davon". Ich erklärte ihn, daß unsere LKWs und PKWs während des Krieges zum allergrößten Teil von der Wehrmacht requiriert und fast alle vernichtet wurden. Er nickte nur.

Inzwischen rückten immer weitere Truppenteile der US-Armee vor, für die in aller Kürze Quartier geschaffen werden mußte. Dafür waren Wohnblocks am besten geeignet. Ganz in unserer Nähe befand sich eine Post-Siedlung, die die Amis für ihre Zwecke beschlagnahmten, sehr zum Leidwesen der Bewohner.

Fotos: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz



Innerhalb von zwei Stunden mußte geräumt werden. Was an Eigentum in dieser Zeit herausgeschafft werden konnte, war in Ordnung. Aber was war das schon? Alles übrige wurde aus den Fenstern geworfen, meist landeten diese Möbelstücke in Bombentrichtern, die sich auf den Höfen befanden, oder sie warfen sie einfach die Treppen hinunter in die Kellergeschosse. Kasernenbetten und -schränke wurden hereingebracht und schon waren die Kasernen – barracks – fertig.

Die ehemaligen Bewohner standen mit ihrer geretteten Habe unter freiem Himmel, niemand konnte sich um sie kümmern. Sie kamen zu mir gelaufen, ich sollte ihnen doch helfen und mit dem betreffenden Offizier sprechen und herausfinden, wie lange die Ausquartierung dauern könnte und ob sie nochmals hineindürften, um nach ihren Sachen zu suchen.

„All right", sagte der Offizier, „acht Tage kann es schon dauern" – es dauerte dann zwei Jahre – „und wenn Sie selbst mitkommen, können die Leute nochmal für einige Stunden hinein". So suchten wir also in Bombentrichtern nach Möbelstücken, obwohl die meisten den „Fenstersturz" nicht überstanden hatten. In den Kellerräumen befand sich auf dem Fußboden eine dicke Schicht von Anzügen, Kleidern, Stoffen, Inhalten von Schubkästen, Büchern und so weiter.

Beinahe wäre es mir gelungen, das Klavier eines Musikstudenten, der Soldat war und dessen Eltern mich darum gebeten hatten, das Instrument zu retten, einem Offizier abzujagen. Er verlud es gerade auf einen LKW. Bevor er damit losfuhr, versprach er mir hoch und heilig, das Klavier zurückzubringen, was er aber doch nicht tat.

Auf den Hauptstraßen herrschte überall Verkehr. Der Nachschub rollte pausenlos drei Wochen hintereinander. Waffen, Pontons, Panzer, Truppen, immer weiter durch Nürnberg hindurch via München. Lastwagen mit befreiten, jubelnden KZlern, Zwangsarbeiterinnen, meist Ukrainerinnen, wurden in Richtung Heimat gefahren. Deutsche Soldaten strömten zurück von den Fronten. Sie kamen per Bahn, auf Güterwagen, mit LKWs, oder zu Fuß. Die Güterzüge hielten zuweilen stundenlang auf der Strecke, die in unserer Nähe vorbeiführte. Von Hunger getrieben verließen die Mitfahrenden die Züge und bettelten in den Häusern um etwas zu essen. Eine Scheibe trockenes Brot war alles, was wir ihnen geben konnten.

In einigen Teilen des Ortes gab es in den ersten Tagen nach dem Krieg kein Wasser, da die durch Bomben beschädigten Leitungen nicht so schnell repariert werden konnten. Es kamen Pferdewagen mit Wassertanks, wir stellten uns an, und jeder schleppte zwei Eimer Wasser nach Hause. Außer Wasser erhielten wir neue Lebensmittelkarten. Die Zuteilungen waren aber wesentlich geringer als die während des Krieges. Bei äußerster Sparsamkeit reichten sie nur für die Hälfte der Zeit aus, für die sie vorgesehen waren. Das war zum Leben zu wenig. Der Kampf ums Überleben begann. Viele haben ihn nicht überstanden, vor allem alte Leute nicht, die nicht in der Lage waren, sich durch Tausch, Hamstern, Schwarzhandel einen Zuschuß zu verschaffen. Dazu kamen die harten Winter, wenig Heizmaterial und noch keine Wärmehallen.

Die Berliner holzten den Tiergarten ab, um sich etwas Ofenholz zu verschaffen, wir gingen in die umliegenden Wälder, sägten kleine Bäume oder Zweige ab und steckten das Holz, naß wie es war, in den Ofen. Es zischte, wenn es mit Feuer in Berührung kam und gab wenig Wärme.

Allmählich mußten auch die Kinder wieder in die Schule gehen. Zu diesem Zweck wurden durch öffentliche Bekanntmachung alle Eltern der Stadt Fürth mit schulpflichtigen Kindern aufgefordert, auf einem öffentlichen Platz zu erscheinen. Dort wurden die Namen der Kinder aufgerufen, wo und wann sie in die Schule kommen sollten. Die Kinder erhielten bald Schulspeisung, meist Eintopf. Den Hunger sollten nach Möglichkeit nicht die Kinder spüren, sondern wir, die Erwachsenen.

Wir spürten ihn dann auch. Die seltsamsten Gerichte wurden erfunden. Aus Kartoffelschalen wurden Brotaufstrich oder Bouletten gemacht. Wie? Die Schalen durch den Wolf drehen, mit etwas Semmelmehl oder Mehl vermischen, Heringslake besorgen, alles verkneten, aufs Brot streichen. Oder wenn man etwas Fett übrig hatte, die gleiche Masse zu Bällchen formen und Bouletten braten. Heringslake konnte man sich im Fischgeschäft besorgen, falls es zuvor auf Marken Heringe gegeben hatte. Schlagsahne: Kinder über sechs Jahre erhielten pro Woche einen Viertelliter Magermilch, Erwachsene überhaupt keine. Ich hatte also in der Woche einen halben Liter. Die Amerikaner lachten uns aus, wenn sie uns mit unseren Milchkannen vom Kaufmann kommen sahen, und sagten „blue water". Die Magermilch wurde mit ein ganz klein wenig Mehl vermischt, ein Löffel Zucker dazugegeben, wenn man hatte, Eisbrocken besorgt, die Schüssel mit dem Gemisch in das Eis gestellt und mit einem Schneebesen so lange geschlagen – mindestens eine halbe Stunde – bis eine schaumige Masse entstand, schmeckte phantastisch. Mit Kaffegrund konnte man Bratkartoffeln machen, aus durchgedrehten Eicheln wurde Kuchen zubereitet.

In dieser Hungerphase war es nicht leicht für uns, zusehen zu müssen, wie amerikanische Soldaten mit Draht zusammengehaltene Ballen Weißbrotpäckchen mit Benzin übergossen und anzündeten oder LKW-Ladungen mit Zucker oder zum Braten verwandtes Fett in den Sand schütteten. Ab und zu wurde Freibankfleisch auf halbe Marken abgegeben. Früh um fünf Uhr mußte man vor der Freibank erscheinen, wenn es mal etwas gab, was selten war. Wenn uns die amerikanische Militärpolizei beim Anstehen erwischte, jagten sie uns auseinander, Ansammlungen waren nicht erlaubt. Wir fanden uns aber später wieder ein, nach altbewährter Manier blieb uns der „erstandene" Platz erhalten. Mit einem Pfund Freibankfleisch zogen wir dann nach etwa zwei Stunden nach Hause, glücklich und zufrieden – ein Hungertag blieb uns erspart. Auch Pferdefleisch gab es ab und zu, für Bouletten oder Sauerbraten war es ganz gut.

Doch es half alles nichts, Hungerödeme stellten sich bei den Kindern ein, ihre Unter- und Oberschenkel waren mit Schorf übersät, die ärztliche Betreuung war unzureichend, Medikamente gab es kaum. Der Schulrat des Landkreises Fürth machte ihm Jahre 1946 eine Umfrage an den Schulen, um festzustellen, was für Pausenbrote die Kinder mit in die Schule bekamen. Dabei stellte sich heraus, daß etwa siebzig Prozent der Kinder nichts weiter als kalte Pellkartoffeln von zu Hause mitbekommen hatten.

Die Kinder gingen trotz der Ödeme an den Beinen in die Schule. Karin war besonders schwächlich, daher begleitete ich sie in der ersten Zeit auf ihrem Schulweg und holte sie auch wieder ab, aber sie wurde immer schwächer und schwächer. „Am Anfang der Unterrichtsstunde", so erklärte mir ihre Lehrerin, „macht sie noch gut mit, aber bald wird sie müde und droht einzuschlafen vor Schwäche. Nehmen Sie sie doch noch für ein Jahr aus der Schule heraus, wahrscheinlich ist sie im nächsten Jahr kräftiger". Mir war schwer ums Herz, aber ich sah ein, daß dieser Schritt notwendig und das Beste für Karins Gesundheit war.

Wieder waren es meine Eltern, die halfen. Als sie erfuhren, daß ich Karin aus der Schule nehmen mußte, erklärten sie sich sofort bereit, sie zu sich zu nehmen. Mein Vater, der ja Lehrer war, wollte sie zu Hause unterrichten und so weit fördern, daß sie den Anschluß an die zweite Klasse erreichen konnte.

Unsere wenigen überflüssigen Pfunde schmolzen wie Butter in der Sonne dahin. Ich wurde zusätzlich durch eine schwere Angina geschwächt, hohes Fieber stellte sich ein. Da ich schnell wieder zu Kräften kommen wollte, bereitete ich mir aus unserem letzten Rindfleisch eine Suppe und bekam prompt eine Gelbsucht. Ich unternahm gar nichts dagegen, da ich mir der Schwere der Krankheit nicht bewußt war. Mein

Arzt, der mich zufällig auf der Straße traf, gelb und abgemagert, meinte, er könne keine weitere Verantwortung für mich mehr übernehmen. Ich kümmerte mich trotzdem nicht darum, allmählich schwand das Gelb aus dem Körper und dem Weiß der Augen, und wunderbarerweise ist von dieser Krankheit nichts zurückgeblieben.

Durchziehende Truppen, entlassene deutsche Soldaten, Flüchtlinge schleppten ansteckende Krankheiten und Ungeziefer herein, die sich infolge mangelnder Hygiene sehr schnell ausbreiteten. Wir wurden von Läusen, Krätze und Wanzen geplagt, gegen die letztendlich nur der Kammerjäger erfolgreich war.

Inzwischen war auch mein Mann aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft, in die er in Italien geraten war, zurückgekehrt, zum Glück trotz Verschüttung unverletzt. Aber wir hatten uns völlig auseinandergelebt. Zu allen Unbilden und Schwierigkeiten des Alltags kamen nun auch noch die ehelichen Auseinandersetzungen hinzu. Die Ehe hielt nicht mehr, wir trennten uns bald darauf. Erstaunlicherweise haben wir auch dies noch verkraftet. Fast schien es so, als ob durch dauernde seelische und körperliche Strapazen immer neue Energien erweckt wurden, ohne merkliche Spuren zu hinterlassen. Unsere Sorgen und Nöte galten nur der Gegenwart, Gedanken für die Zukunft hatten darin keinen Platz.

Neben der Hungersnot plagte uns eine weitere Alltagssorge ganz ungemein, nämlich das Beschaffen von Kleidung und Schuhen. Besonders die Schuhe von Rolf, der sehr schnell wuchs und die außerdem seinem unwiderstehlichen Drang nach Fußballspielen standhalten mußten, waren für mich ein Alptraum. „Deine Schuhe sind schon wieder kaputt, du sollst doch damit nicht fußballspielen", so ging es dauernd. Ich drohte und schimpfte. Es half alles nichts. Seinen Fußball aus Leder hatten leider die Amerikaner nach der Hausbesetzung mitgenommen. Ich konnte mit Rolf mitfühlen, trotz meiner Sorge um seine Schuhe. Hatte er keinen Ball, so drehte er sich aus Lumpen einen und tepperte damit herum oder spielte mit anderen Jungens.

Aber eines schönen Tages war alles aus, es war noch Winter und nichts mehr an Rolfs Füßen. „So, nun kannst du nicht

Foto: Keystone Pressedienst

mehr in die Schule gehen". Drei Tage mußte er zu Hause bleiben, obwohl er ganz gesund und munter war. Ich eilte gleich zur Bezugsscheinstelle für Schuhe. Sie wollten mir dort keinen Schein geben. Ich weinte in meiner Not und schilderte meine Lage wegen der Schulsituation. Ich erhielt nach längerem Hin und Her tatsächlich einen Bezugsschein und erstand sofort ein Paar neue Schuhe. Rolf die Schuhe anziehen, herausstürzen und fußballspielen war eins. Am gleichen Tage, als er nach Hause kam, hingen die Sohlen vorn herunter. Ich war entsetzt, als ich feststellte, daß die Sohlen aus Lagen von Zeitungspapier hergestellt waren. Ich klebte, band Schnur herum und verhängte striktes Fußballspiel-Verbot. Zum Glück war die wärmere Jahreszeit in Sicht. Rolf konnte nun barfuß laufen, oder er trug Holzsandaletten.

Für sonstige Bekleidung mußten alte Sachen – aus zwei Kleidern mach eins – oder alte Decken herhalten. Aus letzteren wurden Wintermäntel, Anzüge, warme Hosen genäht, aus aufgeräufelter Wolle gestreifte Pullover gestrickt. Löcher in Seidenstrümpfen konnte man bunt und viereckig stopfen, sah nicht mal schlecht aus.

Die Sommerferien des Jahres 1946 waren angebrochen – ich mußte mit Karin die Reise zu meinen Eltern nach Berlin antreten, was kein leichtes Unterfangen war. Zunächst muß man beachten, daß zu dieser Zeit zwischen den einzelnen Besatzungszonen – auch zwischen den Westzonen – Grenzen bestanden. Um alle Zonengrenzen ungehindert passieren zu können, war ein Interzonenpaß nötig, der nur von der zuständigen Militärregierung ausgestellt wurde. Aber diesen Paß erhielten nur bestimmte Leute, ich jedenfalls nicht.

So mußte ich das Risiko eingehen, an der Grenze zur britischen Besatzungszone in eine Kontrolle zu geraten und die „grüne Grenze" zu überschreiten. Grüne Grenze bedeutete das Überwinden der Zonengrenzen zwischen West- und Ostzone ohne Interzonenpaß.

Auf dem Schwarzen Markt besorgte ich mir etwas Brot und Marmelade für die Reise. Der Schwarzmarktpreis für ein Drei-Pfund-Brot betrug in Bayern etwa hundertzwanzig Reichsmark. Außerdem kaufte ich von einem Amerikaner eine Stange Zigaretten für dreihundertfünfzig Mark. Dieser Preis war äußerst günstig, in Berlin verkaufte ich diese Stange wieder für tausendfünfhundert Mark. Die Zigarette wurde in Berlin mit fünfzehn Mark gehandelt, in der amerikanischen Zone war der übliche Preis fünf Mark. Die Zigarettenwährung war in voller Blüte.

Mit einem Personenzug fuhren wir von Fürth nach Kassel. Im Zentrum Kassels waren – wie in allen größeren Städten Deutschlands – nichts als Trümmer. Es gab nicht einmal Ruinen zu betrachten. In den vom Bahnhof abgehenden Straßen gab es nur noch Trümmerhaufen von Häusern, in denen Stangen mit Schildern steckten. Auf den Schildern standen Namen und Verbleib der ehemaligen Bewohner. Auch von den Bahnhofsgebäuden war nicht mehr viel übriggeblieben. Es gab aber einen Warteraum im Freien, sogar mit Tischen und Stühlen, wo man gegen Abgabe von Fleischmarken etwas zu essen und ein „Heißgetränk" erstehen konnte. Heißgetränk bedeutete rot oder grün gefärbtes Wasser mit Sacharin gesüßt und mit Himbeer- oder Waldmeister-Aroma gemischt.

Unser Zug in Richtung Osten, das heißt erstmal bis zum Grenzort Walkenried im Harz wurde in einigen Stunden erwartet. Ich bestellte im Warteraum ein Gericht aus Kartoffeln, wässriger Soße und fünfzig Gramm Fleisch für jeden, dazu das unvermeidliche Heißgetränk. Zwischen den Tischen und Stühlen gingen ältere ausgemergelte Männer umher, Ausschau haltend nach Essensresten auf den Tellern. Gierig leckten sie die Reste auf. Ich war entsetzt und deprimiert. Noch begehrter waren Zigarettenstummel. Aber es gab nicht sehr viele.

Stunden bevor unser Zug eintraf – Pünktlichkeit nach Fahrplan stand noch in den Sternen – stellten wir uns mit vielen anderen Reisenden auf den Bahnsteig. Sich von seinem Platz Entfernen gab es nicht, da nicht bekannt war, wann der Zug eintreffen würde. Mußte jemand während der Wartezeit seine Notdurft verrichten, stellten sich andere dicht drum herum und sahen nicht hin.

Anzeige

Gerd Brantenberg
DIE TOCHTER EGALIAS
240 Seiten, DM 19,80

‚Die Töchter Egalias' ist eine bissige Satire auf das Patriarchat. Ein Buch zum herzlich lachen - und das können wir ja dringend gebrauchen. ♀Emma

Verlag **Olle & Wolter** GmbH, Postfach 4310, 1000 Berlin 30

Endlich kam der Zug angedampft, überfüllt natürlich. Aber an diese Verhältnisse waren wir gewohnt – beinahe hätte ich gesagt, „wie ans tägliche Brot". Alle mußten mit, Kinder und Koffer, Rucksäcke wurden durchs Fenster gereicht, wir selber drängelten, was wir konnten, durch die Türen: mit um jeden Preis, denn Kind und Koffer waren ja bereits drin. Gegen Abend erreichten wir ohne Zwischenfall die Station Walkenried, dort war erstmal Endstation.

Der Sommerabend war lind, warm und trocken. Klar ging die Sonne unter, Ruhe um uns her, es duftete nach Gras und Heu, aber niemand achtete darauf. Karin bettete ich auf Rucksack und Koffer und deckte sie mit ihrem Mantel zu. Ein Marmeladenbrot war unsere Abendmahlzeit, wir schliefen bis zum Tagesanbruch. Nun machte sich alles auf den Weg, durch Wiese und Wald in Richtung Ellrich. Zaun und Grenzmarkierungen sahen wir nicht, alles war grün. Bald blieb ich hinter den anderen zurück, mit dem Kind kam ich nicht so schnell voran. Den Rucksack auf dem Rücken, den Koffer in einer Hand, Karin an der anderen, kämpfte ich mich die wenigen Kilometer dahin. Die Tageszeit, um ungehindert über die Grenze zu gelangen, schien günstig. Tatsächlich begegnete ich keinem russischen Posten, nur einem deutschen Polizisten, der mir den kürzesten Weg nach Ellrich zeigte.

In Ellrich angekommen, erfuhr ich, daß einige Grenzgänger vor mir von russischen Soldaten gestellt, mitgenommen und verhört worden waren. Ich war glücklich, die schwerste Etappe der Reise überwunden zu haben. Nach stundenlanger Fahrt durch die sowjetisch besetzte Zone, unterbrochen von längeren Aufenthalten auf freier Strecke, erreichten wir am späten Nachmittag endlich Berlin Bahnhof Zoo. Der Bahnhof zerstört, Ruinen rings umher, überall der gleiche trostlose Anblick.

„Stoj, stoj!"

Meine Eltern wohnten im Vorort Britz, die U-Bahn brachte uns bis Neukölln-Grenzallee. Die Brücke über den Teltow-Kanal, die sonst die Straßenbahm überquert hatte, wurde noch in den letzten Kriegstagen gesprengt. Stattdessen führte ein Holzweg für Fußgänger darüber. Ströme von Berlinern strebten mit Gepäckstücken beladen aus ihren Gärten oder vom Hamstern nach Hause, ergossen sich aus dem U-Bahn-Schacht. Ich schaute einen kurzen Augenblick zurück die Treppe hinab. Als ich nichts weiter sah als Menschen mit wankenden und schwankenden Rucksäcken, drohten mir die Nerven zu versagen. Mir wurde schwarz vor Augen, aber wir mußten weiter, eine halbe Stunde noch laufen und schleppen.

Endlich waren wir am Ziel. Das war ein Wiedersehen nach eineinhalb Jahren. Wir lebten und waren gesund, Glücks genug in dieser Zeit. Der Anblick meiner Eltern erschreckte mich jedoch sehr, grau und eingefallen sahen sie aus, kaum zum Wiedererkennen, die Gesichter vom Hunger gezeichnet und die Körper abgemagert. Uns allen hatte die Hungerzeit ihren Stempel aufgedrückt. Trotzdem erschütterte mich ihr Anblick.

Mein Vater tat mir leid, er hatte immer so gern Schlagsahne, Kuchen und Schokolade gegessen, von allem gab es nichts. Ich gab ihm sofort meine restliche Marmelade. Das war ein schönes Geschenk für ihn. Wir freuten uns, beisammen zu sein.

Karin erholte sich schnell von den Strapazen der Reise. Ich mußte nun daran denken, etwas zum Lebensunterhalt beizutragen. Meine Lebensmittelkarten hatten in Berlin keine Gültigkeit. Infolge des günstigen Verkaufs der mitgebrachten amerikanischen Zigaretten, hatte ich genügend Bargeld und dachte, damit ließe sich wohl auf dem Schwarzen Markt etwas machen. Einen offenen Schwarzen Markt gab es in der Nähe des Alexanderplatzes. Ich fuhr also dorthin und sah schon von weitem in der Münzstraße eine ziemlich beträchtliche Menschenansammlung. Bei näherem Hinschauen mußte ich feststellen, daß es an Lebensmitteln so gut wie gar nichts gab. Für ein paar Mark erstand ich ein Päckchen Süßstoff.

Als ich noch so dastand, das Päckchen in der Hand, und mich umsah, bemerkte ich plötzlich, daß alles um mich herum verschwunden war. Ich stand allein auf der Straße, als sich auch schon ein Polizist näherte. „Was tun Sie hier? Sie haben doch unerlaubterweise auf dem Schwarzen Markt gehandelt", fuhr er mich barsch an. „Ich warte hier auf jemanden, mit dem Schwarzen Markt habe ich nichts zu tun", entgegnete ich harmlos. Er muß mir wohl geglaubt haben, jedenfalls ließ er mich gehen.

Ich mußte nun meine Rückreise in Angriff nehmen. Auf dem Bahnhof Zoo erfuhr ich, daß kein Zug in Richtung Grenze fuhr. Mit einem Dampfer könne man aber bis Magdeburg fahren und von dort aus versuchen, einen Zug zu bekommen. Ich entschloß mich, diese Möglichkeit zu nutzen.

Gepäck hatte ich nicht viel, meine Mutter gab mir als Reiseproviant Kartoffelschalen-Bouletten und etwas Brot mit, und los ging die Schiffsreise, die fast einen ganzen Tag in Anspruch nahm. Ich übernachtete in Magdeburg im Bahnhofsgebäude auf einer Bank und erwischte am nächsten Tag einen Zug nach dem mir bereits bekannten Ellrich.

Dort hatte sich schon ein Trupp Grenzgänger zusammengefunden, denen sich ein Führer aus dem Ort angeboten hatte, denn der Weg von Ost nach West war bedeutend risikoreicher als der umgekehrte. Gegen einen Betrag von fünfzig oder sechzig Mark schloß ich mich der Gruppe an, und schon liefen wir los, unserem Führer im Gänsemarsch hinterher.

Anfangs ging alles gut. Aber plötzlich kurz vor dem Ziel hörten wir die gefürchteten Rufe „stoj, stoj!" Wir blieben stehen. Nur unser Führer hatte sich laut- und spurlos aus dem Staube gemacht. Ein sowjetischer Soldat tauchte vor uns auf und richtete seine Waffe auf uns. Seltsam und zum Erschrekken sah er ja aus, das muß man schon sagen. Ein mongolischer Typ, trotz des warmen Wetters ganz in Fell gehüllt. Er trieb uns vor sich her, dann hieß er uns stehenbleiben. Ein Mann hatte in einem Einkaufsnetz eine Flasche Schnaps, die bot er dem Soldaten mit ängstlichen, bittenden Worten an. Doch der trat mit dem Fuß nach der Flasche und stieß dabei böse klingende Worte aus. Er begann mit der Kontrolle der Personalpapiere, ich kam zuerst an die Reihe. Nach einigem unerfreulichen Hin und Her befahl er mir zu gehen. Ich lief zunächst nichts so schnell, dann immer schneller, zuletzt so schnell ich konnte, stets mit dem seltsamen Gefühl im Rücken, er schießt hinter mir her. Aber er tat es nicht.

Endlich erreichte ich den Grenzort Walkenried, dort kaufte ich mir noch etwas Brot, denn die Kartoffelschalen-Bouletten waren längst aufgezehrt. Meine Reise nach Fürth dauerte noch den ganzen Tag, denn es gab nur eine Fahrtmöglichkeit über Frankfurt am Main. Dort stand der Zug in die von mir gewünschte Richtung bereits abfahrbereit. Ich drängelte mich in die übervolle Bahn, froh, drinzusein und nur noch einige Stunden Fahrzeit vor mit. Stattdessen stand der Zug noch sage und schreibe volle sieben Stunden still und stumm auf dem Bahnsteig. Einer gegen den anderen gelehnt standen wir und warteten geduldig auf die Abfahrt, an Kummer gewöhnt. Keiner konnte umkippen. Wieder hatte ich zwei Tage und eine Nacht für die Reise von Berlin nach Fürth gebraucht.

Elsbeth Kötting

NOCH EINMAL
IN EIGENER
SACHE

EIN ATOMKRIEG WIRD DIE LETZTE EPIDEMIE SEIN

Collage: Birgit Kleber

Am 8. Oktober hielt die australische Ärztin Helen Caldicott auf unsere Einladung in der FU Berlin einen Vortrag über die Folgen der Radioaktivität. Wir drucken Passagen ihres Vortrages ab, die sich auf die Folgen eines atomaren Krieges beziehen.

Der ehemalige Verteidigungsminister der USA, McNamara, hat in den 60er Jahren gesagt, daß 200 Wasserstoffbomben ausreichen würden, um ein Drittel der sowjetischen Bevölkerung zu töten und um zwei Drittel der sowjetischen Industrie zu vernichten. Das reiche aus als Abschreckung. Heute hat die USA aber 30 - 35 000 Wasserstoffbomben und produziert täglich 10 neue. Die Sowjetunion hat ungefähr 20 000 Wasserstoffbomben. Die Amerikaner können jeden Sowjetbürger 40 mal töten. Die Sowjetunion kann jeden Amerikaner „nur" 20 mal töten. Insgesamt können Amerikaner und Russen jeden Menschen auf der Welt 12 mal töten. Das ist es, was mit overkill bezeichnet wird.

Auf den Atom-U-Booten „Tident", von denen die USA 17 hat und 27 bauen will, sind genügend Wasserstoffbomben, um sämtliche größeren Städte in der nördlichen Hemisphäre zu vernichten.

In zwei Jahren wird das Pentagon ein computergesteuertes System entwickelt haben, das „launch on warning" heißt. Es bedeutet, daß, wenn ein amerikanischer Nachrichtensatellit eine Rakete über Rußland meldet, in drei Minuten eine Gegenrakete gestartet wird, ohne daß irgendein Mensch irgendeinen Knopf drückt.

Außerdem sollen die cruise missiles entwickelt werden. Das sind kleine Waffen, die 3 - 6 m lang sind. Sie sind so klein, daß sie vor dem Gegner leicht versteckt werden können. Bis jetzt konnten die USA und die Sowjetunion durch ihre Satelliten die strategischen Waffen ihrer Gegner jeweils kontrollieren. Bei den cruise missiles wäre das nicht mehr möglich. Sie bedeuten deshalb das Ende der Entspannung und der Salt-Verhandlungen.

Was passiert, wenn eine 20-Megatonnenbombe auf Berlin z.B. fällt? Es entsteht ein Krater, der einen Durchmesser von 700 m hat und der 100 m tief ist. In einem Umkreis von etwa 10 km löst sich jeder Mensch, jedes Gebäude in Gas auf. 30 km vom Zentrum des Aufpralls entfernt ist jede Person entweder sofort tot, oder die Haut löst sich vom Körper ab. in 50-60 km Entfernung erblindet man, wenn man die Explosion auch nur sieht. Und wenn man in einem Atombunker Platz gefunden hat, erstickt man innerhalb einer Zone von 4-5000 qkm, weil das Feuer, das sich bei der atomaren Explosion entwickelt, den gesamten Sauerstoff aufbraucht, so daß zum Atmen nichts mehr übrigbleibt. Das war auch in Dresden so, nachdem es bombardiert wurde. Auch dort sind die Leute in den Bunkern erstickt.

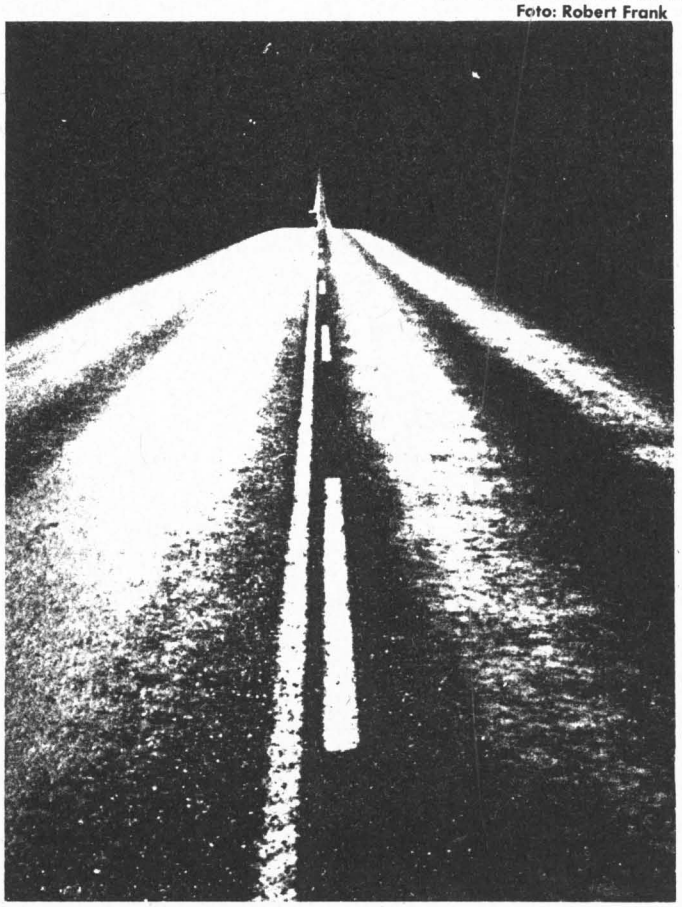
Jede Stadt, die mehr als 25 000 Einwohner hat, ist als Ziel eines atomaren Angriffs geplant. Jede Stadt in den USA, in der Sowjetunion, in Europa und China. Ziel des Angriffs sind auch AKWs. Wenn eine einzige Atombombe auf ein AKW fällt, ist ein Gebiet wie Westeuropa völlig zerstört. Daß die Reaktoren im Kriegsfall abgestellt werden sollen, hilft bei atomaren Angriffen nicht, denn Atombomben lösen auch bei abgeschalteten Reaktoren eine Kernschmelze aus.

Wenn es zu einem Atomkrieg zwischen den USA und der Sowjetunion kommt, dann wird es ungefähr eine halbe Stunde dauern, bis die Bomben von der jeweils einen Seite zur anderen gelangen. Europa wird bereits in 7 Minuten erledigt sein. All das steht in den Dokumenten der amerikanischen Regierung.

Wenn man in einem ländlichen Gebiet lebt, das nicht direkt Angriffsziel ist, dann hat man hier in Europa 7 Minuten Zeit, um in einen Bunker zu gelangen. Das heißt, man muß jetzt immer am Radio hängen, um zu wissen, wann man zum Bunker losgehen muß. Nach der Explosion muß man zwei Wochen im Schutzbunker bleiben, weil während dieser Zeit der radioaktive fall-out so stark ist, daß man auf keinen Fall rausgehen darf. Freunde und Verwandte hat man nicht mehr, weil man sie in 7 Minuten nicht finden konnte. Wenn man in den 14 Tagen nicht verrückt geworden ist, kommt man raus aus den Bunkern, und überall liegen verwesende Leichen herum. Es breiten sich Epidemien aus. Epidemien und Krankheiten, die eigentlich schon überwunden waren: Pest, Cholera, Typhus. Es wird nichts zu essen geben, und das Wasser wird radioaktiv verseucht sein. Ein Großteil der Ozonschicht, die einen Filter gegen die radioaktiven Strahlen der Sonne darstellt, wird zerstört sein, so daß man nicht länger als drei Minuten draußen bleiben kann. Sonst bekommt man Verbrennungen dritten Grades, und die sind auch tödlich.

Aber höchstwahrscheinlich ist der fall-out so stark, daß man an Strahlenkrankheit, an Leukämie, sterben wird. Es wird geschätzt, daß innerhalb von 30 Tagen 90 % der amerikanischen Bevölkerung tot sein werden. Ähnliches gilt für Europa. Ärztinnen und Ärzte wird es kaum noch geben. Krankenhäuser gehören zu den Angriffszielen.

Foto: Robert Frank

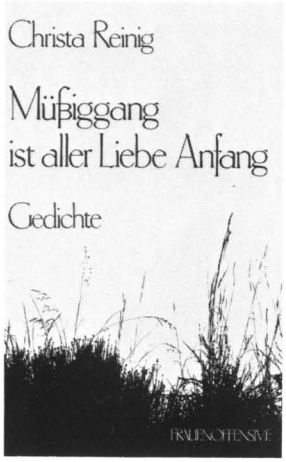


Ein Wissenschaftler, der selbst Kernwaffen entwickelt hat und Berater von Präsident Eisenhower war, glaubt, daß ein Atomkrieg bis zum Jahr 1990 eingetreten sein wird. Zur Zeit werden auf Anweisung von Präsident Carter riesige Mengen Opium eingelagert für den Fall, daß ein Krieg ausbricht. Opium ist schmerzlindernd, man kann dann besser sterben.

Wir alle sind Kinder des Atomzeitalters. Um dieses Zeitalter aushalten zu können, stumpfen wir psychisch immer mehr ab. Das geht nicht mehr. Um überhaupt überleben zu können, müssen wir alle verfügbaren Informationen verteilen. Die Ärzte müssen sich zusammentun und die Bevölkerung über die Folgen eines Atomkriegs aufklären. Denn das wird die letzte Epidemie sein, die es überhaupt gibt: die End–Epidemie als Endlösung.

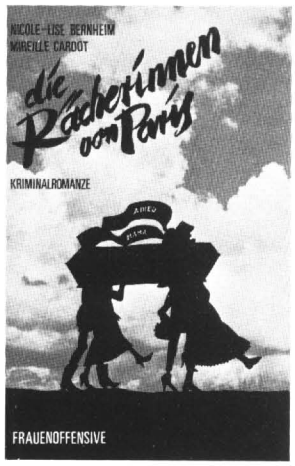
Helen Caldicott
Übersetzung von Margret Diehl

Frauenoffensive



Christa Reinig
MÜSSIGGANG IST ALLER LIEBE ANFANG, Gedichte
ca. 130 S. DM 12,--
ISBN 3–88104–094–3
Die Außenform dieses Gedichtzyklus ist ein Tagebuch mit 365 Sprüchen, Versen, Minigedichten. „Eine Liebe zwischen Frauen wird in ihrem Auf und Ab durchlebt und beim Namen genannt. Und zuallererst wäre zu sagen, daß dies die erste überzeugend echte lesbische Liebesdarstellung unserer Zeit ist."
(Hedwig Rohde, SFB)

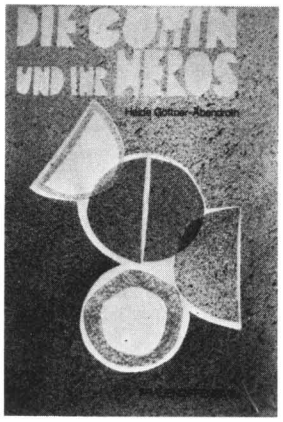
Verena Stefan
MIT FÜSSEN MIT FLÜGELN
Gedichte und Zeichnungen
56 S. ca. DM 12,--
ISBN 3–88104–095–1
In ihren Gedichten geht die Autorin von der Erfahrung aus, daß Liebe zwischen Frauen heilt und erinnern auslöst. Erinnern an die eigene Mutter, an ursprüngliche Zusammenhänge, die hinter den Zerstörungen in der Natur und der Geschichte der Frauen liegen. Auf dieser Grundlage zeichnet sie Frauen-Geschichte nach und beginnt, Zeugnisse alter weiblicher Kulturen neu zu deuten.



Nicole-Lise Bernheim u. Mireille Cardot
DIE RÄCHERINNEN VON PARIS
Kriminalromanze
ca. 144 S. ca. DM 13,--
ISBN 3–88104–093–5
N. L. Bernheim, Schriftstellerin und Cineastin, und die Buchhändlerin M. Cardot haben zusammen eine brillante Parodie auf Kriminalromane geschrieben. Schauplatz der Geschichte um den Mord an Brigitte de Savoir, der Großen Geistigen Mutter des Feminismus, ist ein utopisches Paris, in dem die Frauen-Befreiungsbewegung ihre Spuren hinterlassen hat.

DIE FRAU UND RUSSLAND
Almanach von Frauen für Frauen
ca. 144 S. ca. DM 13,--
ISBN 3–88104–090–0
Die erste Nummer der ersten feministischen Zeitschrift in Rußland, die sofort nach Erscheinen verboten wurde. Berichte über die Situation der Frau in den UdSSR, sowie weitere bislang unveröffentlichte Artikel, Erzählungen, Gedichte der Autorinnen, Protokolle der Verhöre durch den KGB, Interviews und Dokumentationen.

Gertraude Kittler
HAUSARBEIT
Zur Geschichte einer „Natur-Ressource"
ca. 180 S. ca. DM 16,--
ISBN 3–88104–098–6
Intention dieses Buches ist, die in den Bereich weiblicher Natur abgeschobene Arbeit aus ihrer Geschichtslosigkeit zu befreien und mit ihrer Analyse auch die theoretische Fixierung auf die Lohnarbeit aufzubrechen.



Heide Göttner-Abendroth
DIE GÖTTIN UND IHR HEROS
Die matriarchalen Religionen in Mythos, Märchen, Dichtung
ca. 168 S. ca. DM 17,--, zahlr. Abbild.
ISBN 3–88104–096–X
Eine Beschreibung und Analyse der indoeuropäischen Mythologie, internationaler Märchen und mittelalterlicher Epik. Die Autorin zeigt die darin enthaltenen alten matriarchalen Weltbilder und Denkformen auf. Sie beschreibt weiterhin, nach welchen Regeln diese matriarchalen Inhalte ideologisch transformiert wurden.

Reihe „BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS". Hg. Verein „Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V."
No. 4 – FRAUEN, RÄUME, ARCHITEKTUR, UMWELT –
ca. 110 S. DM 12,50
ISBN 3–88104–091–9
Frauen eignen sich Raum, Architektur und Umwelt an – erleiden und erobern Planungspraxis und Planungswissenschaft – verändern Inhalt und Form.

Monique Wittig
DIE VERSCHWÖRUNG DER BALKIS
„Les Guérilleres"
ca. 168 S. ca. DM 17,50
ISBN 3–88104–097–8
Nahezu magisch entwirft Monique Wittig das Bild einer Frauengesellschaft. Handelndes und sprechendes Subjekt dieses Buches ist ausschließlich die dritte Person Plural weiblich, sind „sie", die Frauen. Sie befinden sich im Aufstand, sie besinnen sich auf die Ursprünge weiblicher Erfahrung, sie erlernen ihre eigene Sprache. So entsteht die Utopie einer tröstlichen, auf Mut und Würde der Frauen fußenden Gemeinschaft.

Adela Turin und Nella Bosnia
ASOLINA UND DIE RIESEN
Vierfarbdruck, ca. 44 S. DM 15,50
ISBN 3–88104–092–7
Kinderbuch für Mädchen ab 5 Jahre
Asolina, die junge Schneiderin macht sich auf, um drei Schwestern aus der Gewalt des bösen Zauberers zu befreien. Dazu muß sie aber erst die Langohrriesen überlisten und eine Aufgabe lösen, die ihr die Hexe Mangana stellt ...

Herbst '80

Verlag Frauenoffensive, Kellerstr. 39, 8 München 80

SONDERHEFT

zu beziehen über Frauenbuch-vertrieb, Mehringdamm 34, 1 Berlin 61 ... nicht im Abo erhältlich!

6,50 DM

6,– DM

ABONNEMENT

Ich abonniere Courage ab Nr. .....

- O *6 Hefte DM 21,– bzw. 24,– (Auslandsabo)*
- O *12 Hefte DM 42,– bzw. 48,– (Auslandsabo)*
- O *Geschenk-Abo*

Frauenverlags GmbH
Bleibtreustr. 48
1000 Berlin 12
Tel.: 030/883 65 29 / 69

Name: .....

Adresse: .....

Ich bin mit der Kündigungsfrist von 8 Wochen vor Abonnementsschluß einverstanden (Geschenkabos laufen automatisch aus) und überweise das Geld nach Erhalt der Rechnung.

Rechnung an: .....

.....

Datum und Unterschrift: .....

Einzugsermächtigung nur für Abo

Ich erkläre mich damit einverstanden, daß die Abonnementsgebühren von meinem Konto abgebucht werden. Die Ermächtigung wird ungültig, wenn ich sie schriftlich widerrufe.

Name der Kontoinhaberin: .....

.....

Geldinstitut: .....

Kontonummer: .....

Bankleitzahl, Ort: .....

Datum: .....

Unterschrift: .....